Jes.
1108
c

Jes. 1108 c

~~B. Hüg. 7.65~~

<36636654780012 S

<36636654780012

Bayer. Staatsbibliothek

Geſchichte

des

Sturzes der Jeſuiten

im achtzehnten Jahrhundert

(1750 – 1782)

vom

Grafen Alexis v. Saint-Prieſt,

Pair von Frankreich.

Ueberſetzt

von

Dr. L. T. Moſeler.

GYMNASIAL-BIBLIOTHEK FREISING

Hamm,

Schulziſche Buchhandlung.

1845.

Gd 168/1273

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Hamm, gedruckt in der Schulziſchen Buchdruckerei.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Wir haben nicht die Abſicht, ein dogmatiſches Werk über die Lehrſätze der Jeſuiten zu ſchreiben. Pascal hat Alles geſagt, und man hat ihm nichts mehr zu entgegnen. Zudem iſt die Geſellſchaft Jeſu nicht mehr das, was ſie war, als Pascal in einem Anfalle von Unwillen und bitterer Laune ſie zu ſeinem Spielball und ſeinem Opfer machte. Er ſelbſt würde Mühe haben, ſie wiederzuerkennen; er würde ſie um ſo weniger wiedererkennen, als dieſe Umwandlung ſein Werk iſt. Die Lettres Provinciales haben den Jeſuitismus umgekehrt. Nach ihrem Erſcheinen änderte er ſeinen Gang und ſeine Geſtalt. Er wurde nicht verbeſſert, ſondern umgewandelt. Unter Heinrich IV. durch die Niederlagen der Ligue gewarnt, unter Ludwig XIV. durch die Hand Richelieu's im Zaume gehalten, hatte der Jeſuitismus in Frankreich jene verſchmitzte und geſchmeidige Formen angenommen, welche die verzweifelten Attentate irgend eines verlorenen Sohnes der Faktion von Zeit zu Zeit furchtbar, aber vorübergehend, Lügen ſtraften. Seit den petites lettres hatte er aufgehört, einſchmeichelnd und nachgiebig zu ſein. Verfolgungsgeiſt trat an die Stelle der Vorbehalte in Gedanken. Eine hochmüthige Strenge erſetzte die Gewiſſensbeſchwichtigungen. Es gab keinen Königsfeind mehr unter den Jeſuiten; alle zeigten ſich im Gegentheil als übertriebene Vertheidiger der unumſchränkten Gewalt. Nun wurde Port-Royal geſchleift, und man ſah Herden die Felder beweiden, in denen unlängſt noch gelehrte Tugend und fromme Wiſſenſchaft blühten; von nun an war die Rivalität in der Unterrichtsangelegenheit nicht mehr ein Kampf der Intelligenz, ſondern ein Krieg auf Leben

und Tod, wenn man anders von Krieg reden darf, wo die Gewalt nur auf einer Seite iſt. Der ſtolzeſte der Menſchen, der unabhängigſte der Könige kannte kein anderes Joch, als das der Jeſuiten, trug es aus Furcht *), und legte es ſeinem Volke, ſeinem Hofe und ſeiner Familie auf. Eine junge Fürſtinn, die er nicht wie ſein eigenes Kind, denn das würde zu wenig ſagen, ſondern wie ſich ſelbſt liebte, wagte es, einem jeſuitiſchen Beichtvater die letzte Beichte zu verweigern, und entging der Ungnade nur durch den Tod **). Ueberall machte ihre Gegenwart ſich drückend fühlbar. Ein Jeſuit, die Bulle Unigenitus in der Hand, wurde der unumſchränkte Gebieter Frankreichs und füllte es mit Schrecken ***). Biſchöfe, die er zu ſeinen Sclaven gemacht, wachten am Sterbelager des großen Königs und verboten ihm die Ausſöhnung und die Verzeihung †); ſpäter kehrte dieſer Mönch zum Staube zurück, aber ſein Geiſt überlebte ihn. Wer erinnert ſich nicht der Beichtzettel? Sterbende mußten ohne die Tröſtungen der Kirche verſcheiden, weil ſie ſich an dem Haſſe der Jeſuiten nicht betheiligt hatten. Zuletzt machte der Erfolg dergleichen Härten für die Folge unnöthig, der Sieg folgte auf den Kampf, und in dieſer Periode beherrſchte die Geſellſchaft Jeſu ohne Widerrede die Gewiſſen der Großen und die Erziehung der Jugend. Sie erlangte eine gänzliche Befreiung von der Vermögensſteuer, welche der übrige Theil des Klerus zu zahlen hatte ††), und verlebte dieſes goldene Zeitalter in Ueberfluß an allen Dingen, umringt von der ohnmächtigen Feindſchaft ihrer Gegner und Nebenbuhler. Glücklich, wenn ſie ſo viele Vorzüge nicht mit dem Hochmuthe, den man ihr oft vorwirft und der ihren Sturz beſchleunigte, ſondern mit der Gewandtheit und Geſchicklichkeit benutzt hätte, die man ihr noch öfter zuſchreibt.

*) Saint-Simon, *Mémoires;* Paris, Sautelet, 1829, t. VII., p. 21.

**) Saint-Simon, t. X., p. 221.

***) Saint-Simon, t. IX., p. 128; t. X., p. 434; t. XVII., p. 302 u. 305.

†) Saint-Simon, t. XII., p. 480.

††) Saint-Simon, t. II., p. 460.

Und doch iſt es nicht wahr, daß den Jeſuiten in dieſer Periode ihrer Exiſtenz jene große Gewandtheit eigen war, die Freund und Feind ihnen ſo wohlwollend zugeſtehen; es liegt vielmehr in ihrem Inſtitute ein eigenthümliches Gemiſch von Kraft und Schwäche. Die Kraft des Jeſuitismus iſt eine perſönliche und iſolirte, ſeine Schwäche eine relative; die Jeſuiten ſind ſtark als Orden, ſchwach als Vertheidiger der großen römiſchen Kirche. Gleich den Chineſen, mit denen ſie ſo oft in Berührung kamen, und deren Eitelkeit Peking für den Mittelpunkt der Erdkugel hält, glauben die Jeſuiten, das Herz und das Lebensorgan der Chriſtenheit zu ſein. Ihre noch neue Stiftung vergeſſend, bedenken ſie gar nicht, daß die katholiſche Religion auch ohne ſie beſtehen kann. Nichts erreicht die Feinheit ihres individuellen Inſtinkts; was ſich auf das nächſte, unmittelbare Intereſſe des Ordens beſchränkt, was ſeine Macht begründet, gefördert und vollendet hat, iſt ein Wunder der Beharrlichkeit und Gewandtheit. Allein ſo durchdringend auch ſein Blick in einer beſchränkten und perſönlichen Richtung iſt, ebenſo ſchwach und unbeſtimmt iſt er auch, wenn er es verſucht, ſich auf das allgemeine Geſchick des Katholizismus zu richten. Dieſer Anblick verblendet und blendet ihn. Geſchickt im Berechnen der Möglichkeiten des Gelingens oder Mißlingens einer ausgedehnten aber beſchränkten Intrigue, iſt der Jeſuitismus nicht fähig, ſich einen weiten Geſichtskreis zu ſchaffen. Der Geiſt dieſer Geſellſchaft vermag ſich nicht bis zur Unpartheilichkeit zu erheben. Aus Ueberzeugung erblickte er ſtets in ſeiner eigenen Erhaltung das ſicherſte Pfand und die unerläßliche und einzige Bedingung des Fortbeſtehens des römiſchen Symbolums. Voreingenommen von dieſem egoiſtiſchen Gedanken, verſtand er es nie, ſich von den kleinlichen Intereſſen des Kloſters und Beichtſtuhls loszumachen; daher ſeine hartnäckige Weigerung, ſich zu einem der Radien des gemeinſamen Mittelpunktes zu machen; die unverbeſſerliche Anmaßung, ſelbſt der Mittelpunkt des Kreiſes der Chriſtenheit zu ſein, und die völlige Unmöglichkeit, die geringſten Vortheile

des Ordens dem allgemeinen Beſten der Kirche unterzuordnen. Nach dem Beiſpiel der Parlementsanhänger zur Zeit der Fronde, welche die Geſetze verletzten, um die Reglements zu retten, ſind die Jeſuiten weniger disciplinirt, als man meint, oder wenigſtens binden ſie ſich blos an eine lokale und beſondere Disciplin; und da es ihre Tendenz iſt, einen Staat im Staate zu bilden, ohne ſelbſt den heiligen Stuhl auszunehmen, ſo ſtellen ſie Rom an die Spitze der Welt und ſich ſelbſt an die Spitze Roms.

Bei großen Kriſen, wo die Kirche, der Glaube und der religiöſe Geiſt bedroht ſind, zeigt ſich die große Armuth des jeſuitiſchen Geiſtes in voller Blöße; ſo hat ſich die Geſellſchaft Jeſu aus Mangel an Entſchloſſenheit in derjenigen Periode des achtzehnten Jahrhunderts, deren Geſchichte wir in kurzer Ueberſicht dargeſtellt haben, zu Grunde gerichtet. Man wird vielleicht erſtaunt ſein über die Bedeutungsloſigkeit mehrerer von den Motiven, und über die Dunkelheit einiger Vorfälle, welche die Vertreibung der Jeſuiten aus der katholiſchen Welt veranlaßten; man wird ſchwer begreifen können, daß ein bis dahin beiſpielloſes Ereigniß durch anſcheinend geringfügige und unbedeutende Urſachen herbeigeführt wurde; aber man wolle bedenken, daß trotz den vielfachen, auf unedirte und authentiſche Dokumente gegründeten Aufſchlüſſen, die wir geben, mehrere dieſer Urſachen in ein Geheimniß gehüllt ſind, deſſen Dunkel wir nicht haben verhehlen wollen. Der Schleier, mit dem die Politik jener Zeit ſie umhüllt hat, iſt noch nicht gelüftet.

Die Leichtigkeit, mit welcher ein ſo mächtiger Orden verſchwand, und zwar nicht aus einer einzigen Gegend, ſondern aus allen; nicht aus Ländern, die dem Katholicismus abhold ſind, ſondern gerade aus den allerkatholiſchſten Ländern, beweiſ't, daß ſeine Stunde gekommen war, und daß es, nach einem gemeinen, aber bezeichnenden Ausdruck, nur eines Tropfens bedurfte, um das Gefäß überlaufen zu machen. Wirklich konnten die Könige und ihre Miniſter unter dem Drucke des Jeſuitismus nicht mehr athmen.

Sie konnten keinen Plan entwerfen, keinen Schritt thun, ſich in kein Unternehmen einlaſſen, ohne Jeſuiten als Zeugen an ihrer Seite, als Angeber zu Rom und als Hinderniß überall zu finden.

Die Höfe des Südens, bis dahin ſo gelehrig und folgſam, brachen zuerſt eine Feſſel, die unerträglich geworden war. In Frankreich war die Bewegung gegen die Jeſuiten nicht ein blos dynaſtiſches oder miniſterielles Intereſſe. Der Nationalgeiſt trat mächtiger gegen ſie auf, als die vorübergehende Politik der Kabinete. Er hatte als Organ die Korporationen des Staates und an ihrer Spitze die höchſte von allen, das Pariſer Parlament. Die Beſchwerden des Parlaments waren alt. Bereits zu verſchiedenen Malen hatten uns die Jeſuiten die Inquiſition bringen und den antifranzöſiſchen Geiſt des öſterreichiſchen Spaniens unter uns naturaliſiren wollen, deſſen wahrer Ausdruck der Jeſuitismus iſt. In Frankreich hat das Walten dieſes verhängnißvollen Geiſtes und ſeiner natürlichen Miſſionäre ſtets alle öffentlichen Kalamitäten begleitet. Wer daran zweifelt, der leſe unſere Geſchichte vom ſechszehnten bis zum neunzehnten Jahrhundert, von der Ligue bis zu den Ordonnanzen.

Mit dem Jeſuitismus iſt kein Waffenſtillſtand möglich; was auch diejenigen von ſeinen Adepten, die es nicht einſehen, immer ſagen mögen, ſo iſt er doch ſtets im Kriegszuſtande *). Für ihn iſt Ruhe Tod; auch ſteht er in offenem Zwieſpalt mit der Zeit, worin wir leben, einer Zeit der Unterhandlung und des Anhaltens.

Durch ein anderes unglückliches Verhältniß, für das wir keins der Mitglieder dieſes Ordens insbeſondere verantwortlich machen möchten, wird in Frankreich jede religiöſe Reaktion, jede Rückkehr der Geſammtheit der Geiſter zu einem aufrichtigen Glauben problematiſch, ſobald der Name Jeſuit dabei vorkommt. Der Schreck, den er einflößt, lähmt jeglichen Eifer und erweckt Mißtrauen.

---

*) Dies iſt vollſtändig dargethan in: *Compte rendu de la constitution des Jésuites*, par Ripert de Montclar, 1763.

Aus voller Ueberzeugung konnte man alſo in der Pairskammer, in der Sitzung vom 24. April 1844, ſagen: „Ich mache dieſer berüchtigten Geſellſchaft keinen andern Vorwurf, als daß ſie, vermöge ihrer Verfaſſung, mit den Grundſätzen einer volksthümlichen Erziehung ſich nicht verträgt; die Jeſuiten können das nicht lehren, was mit ihrer Grundverfaſſung in Widerſpruch ſteht. Es iſt dies eine Bedingung ihrer Exiſtenz, an welcher weder ihre Freunde, noch ihre Vertheidiger, weder ihre Tugenden, noch ihre Fehler, weder ihre Kenntniſſe, noch ihre Unwiſſenheit etwas ändern können. Die Jeſuiten können eine aufopfernde Hingebung an das Vaterland, beſonders Franzoſen, nicht lehren; das hieße die Selbſtverleugnung und die Vergeſſenheit zu weit treiben; das würde ihre Geſchichte und die unſrige allzuſtark Lügen ſtrafen. Liebe zu Frankreich können ſie nicht lehren. Darum ſind ſie hier unzuläſſig, darum will Frankreich ſie nicht“.

Geſchichte des Sturzes der Jeſuiten im achtzehnten Jahrhundert.

Erſtes Kapitel.

Die Jeſuiten in Portugal. — Ihr Einfluß. — Konſpiration der Fidalgos. — Der Marquis von Pombal. — Die Jeſuiten aus Portugal verbannt.

Gegen die Neige des achtzehnten Jahrhunderts wurde die Geſellſchaft Jeſu aus den angeſehenſten katholiſchen Staaten vertrieben. Obgleich dieſes Ereigniß die Zeitgenoſſen lebhaft ergriff, ſo iſt doch die Geſchichte deſſelben noch nicht geſchrieben; wenigſtens ſind die damit zuſammenhangenden Fakta mit den falſcheſten Farben dargeſtellt worden. Es iſt dies eine offenbare Lücke in den Annalen des achtzehnten Jahrhunderts, die wir auszufüllen uns zur Aufgabe machten. Wir beginnen dies mit um ſo größerem Vertrauen, als wir eine unpartheiiſche Darſtellung auf authentiſche Aktenſtücke zu gründen vermögen. Nicht uns wird man ſprechen hören, ſondern die Perſonen des Dramas ſelbſt, Pombal und Choiſeul, Clemens XV. und Pius VI., den Kardinal von Bernis und den Pater Ricci, Karl III. und Ludwig XV., Friedrich und Joſeph, und, — es thut uns wehe es ſagen zu müſſen, — neben dieſen Fürſten und Staatsmännern, eine Favoritinn, die Marquiſe von Pompadour.

Bevor wir auf eine ſpezielle Unterſuchung dieſer folgenreichen Umwälzung eingehen, müſſen wir gegen einen allgemein verbreiteten, und zwar abſichtlich verbreiteten Irrthum Einſpruch thun. Alle unterliegende Partheien ſuchen die Urſachen ihrer Niederlage, deren Grund ſie in ihnen ſelbſt ſuchen könnten, außer ſich. Die Lobredner der Geſellſchaft Jeſu ſtellen ſie dar, als ſei ſie einer künſtlich vorbereiteten, weit verzweigten, durch die komplizirteſten Machinationen unvermeidlich gemachten

Konſpiration erlegen. Will man ihnen glauben, ſo hatten ſich Könige, Miniſter und Philoſophen gegen ſie, oder, was in ihren Augen daſſelbe iſt, gegen die Religion verbündet. Allein dieſe Behauptung entbehrt allen Grundes. Um den Jeſuitismus zu ſtürzen, gab es urſprünglich weder Vorbedacht, noch Plan, noch Uebereinkunft. Ohne Zweifel hatten ſich ſeit langer Zeit vielerlei Intereſſen gegen die Jeſuiten vereinigt und lebhafte Feindſeligkeiten hervorgerufen; aber was ſie geſtürzt hat, iſt weder die Philoſophie, noch die Politik; es iſt lediglich der Zufall. Das Signal zu ihrem Sturze iſt weder von Ferney, noch von Verſailles ausgegangen. Trotz den Erinnerungen an die Bulle Unigenitus hatte in Frankreich Niemand an die Vernichtung der Geſellſchaft gedacht; die einzigen, die bei ihrer Vertreibung ein Intereſſe haben konnten, die Janſeniſten, hatten zu viele Feinde, um nicht auf dienſtfertige Gegner zu ſtoßen. Von beiden Partheien faſt gleich weit entfernt, wünſchten die Philoſophen den Sturz der Jeſuiten nicht, weil ſie den Triumph des Pariſer Parlements und die Wiedererſtehung des Port Royal noch weit weniger wünſchten. Es gab in Frankreich, obſchon man früher das Gegentheil behauptet hat, keine gegen die Jeſuiten im Voraus genommene Parthei, keine miniſterielle Konſpiration; der Herzog von Choiſeul regte im ſüdlichen Europa keine Feinde gegen ſie auf; er hatte Niemanden nöthig, um den Namen zu einem Komplotte herzugeben, deſſen Anſtifter er nicht war. Nicht Frankreich und nicht ſeine Schriftſteller oder Staatsmänner hatten das Unrecht oder die Ehre, die Jeſuiten zu verbannen; die Philoſophie kann deſſen nur ſehr entfernt angeklagt werden, ja, das Ereigniß trat ohne ihren Einfluß ein. Die, welche die erſten Angriffe gegen die Jeſuiten richteten, waren keine Adepten der franzöſiſchen Philoſophie, deren Prinzipien ihnen fremd waren; blos lokale, beſondere und rein perſönliche Urſachen griffen die Geſellſchaft in ihrer ſo lange unbeſtrittenen Gewalt an, und, was das Erſtaunlichſte iſt, dieſer ſo rieſenhafte Körper, deſſen Arme, wie man ſo oft geſagt hat, ſich in unlängſt noch unerforſchte Gegenden erſtreckten, dieſe univerſale, für Jeden, ja bisweilen ſogar für ihre eigene Metropole ſo furchtbare Kolonie Roms, kurz, dieſe ſo glänzende und dem Anſchein nach ſo feſtgegründete Geſellſchaft Jeſu empfing den erſten Stoß nicht von irgend einer Großmacht, nicht auf einem der Hauptſchauplätze Europas, ſondern auf einem ſeiner Endpunkte, in einer ſeiner iſolirteſten und ſchwächſten Monarchien.

Von Portugal ging der erſte Schlag aus. Hätte man ihn von dort erwarten ſollen? Nein, wenn man an die Macht des Ordens denkt, der in jenem Lande alles beherrſchte, den Fürſten wie das Volk, den

Thron, wie den Altar; ja, wenn man bedenkt, wie viel Uebertriebenes und, demzufolge, wenig Dauerhaftes eine ſolche Macht hatte, und beſonders, wenn man ſich der Umſtände erinnert, die, ſei es durch Zufall oder durch ein logiſches, obwohl geheimes Band, ſich an die Einführung der Jeſuiten am Liſſaboner Hofe knüpfen. Ohne Zweifel hatten ſie dieſem Theile der Halbinſel wichtige Dienſte geleiſtet, ihm neue und nützliche Unterthanen erworben; in China und Indien hatten ſie den Glanz des portugieſiſchen Namens durch die mit Märtyrerthum verherrlichte Verkündigung der chriſtlichen Religion erhöht. Nichtsdeſtoweniger fällt die Einführung der Jeſuiten mit dem Sinken der portugieſiſchen Macht zuſammen. Zum Unglücke Portugals fanden die Jeſuiten und fremder Einfluß zu gleicher Zeit Einfluß in demſelben. Jenes Sinken war kein allmäliges und progreſſives, ſondern ein raſches und anhaltendes. Gegen das Zeugniß faſt aller Geſchichtſchreiber wollen wir daſſelbe gerade nicht den Jeſuiten zuſchreiben; nur ſoviel behaupten wir, daß es traurig für ſie war, die thätigen Zeugen dabei geweſen zu ſein. Die Verantwortlichkeit der Ereigniſſe fällt, mit Recht oder Unrecht, auf diejenigen zurück, welche die Gewalt ausüben, und es kann nicht geleugnet werden, daß ihnen die Gewalt in Portugal ohne Unterbrechung und ohne Lücke in dieſer ganzen Periode von zwei Jahrhunderten gehört hat (1540 bis 1750).

Vom XIV. bis zum XVI. Jahrhundert bietet Portugal das Phänomen einer zwar ſchwachen, aber regſamen Bevölkerung, die durch Begeiſterung des Muthes und Liebe zu Abentheuern, durch ein Gemiſch von ritterlichem Aufſchwung und kaufmänniſcher Berechnung, durch eine Art von Kompromiß zwiſchen Vergangenheit und Zukunft, zwiſchen dem Mittelalter und der neueren Zeit, ſich plötzlich zu Reichthum, Berühmtheit und Macht erhebt, und dann, auf dieſem Gipfel angelangt, ebenſo plötzlich wieder herabſteigt, zurückbewegt von ebenderſelben Triebfeder, die ſie ſo ſchnell und ſo hoch hatte ſteigen laſſen. Zu dieſer Zeit erſcheinen die Jeſuiten zu Liſſabon. Im Jahre 1540 werden ſie Johann III. vorgeſtellt, und von dieſem Augenblicke an ſteht Alles ſtill. Kaum aufgenommen, herrſchen ſie ſchon. Die Inquiſition ſelbſt ſieht ſcheel zu ihrer Ankunft; ſie ſetzt ihnen einigen Widerſtand entgegen, aber umſonſt; die Inquiſition gibt nach und adoptirt ſie. Sie verlangen Freiheit des Unterrichts; die Univerſität zu Coimbra unterliegt. Anfänglich theilen ſie ihre Gebäude mit ihr, und nach Verlauf von ſieben Jahren jagen ſie ſie hinaus. Die abergläubiſche Jugend Dom Sebaſtians, die Regierung des Kardinal-Königs bezeichnen gleichzeitig den Todeskampf der portugieſiſchen Monarchie und den Triumph der Jeſuiten. Sie nehmen die Spanier mit offe-

nen Armen auf; ſpäter ſchmerzt ſie ihre Vertreibung, aber ſie ſäumen nicht, ſich der neuen Dynaſtie zu bemächtigen. Sie herrſchen unter dem Namen der beiden Königinnen, der Witwe Johanns IV. und der Gemahlinn Alphons VI., die ſich mit ihrem Schwager noch bei Lebzeiten ihres Gemahles wieder vermählt, den ſie entthront und auf einem Felſen ankettet. Unter Johann V. ſteht ihre Macht auf dem höchſten Gipfel; ſie herrſchen, und Portugal, erſchöpft bis zum Tode, fällt, um ſich nie wieder zu erheben, in die ſchützenden Hände Englands.

Die neue Welt öffnete den Jeſuiten eine ruhmvollere Laufbahn; ungeachtet der Vorwürfe, die man ihrem Etabliſſement in Paraguay machen kann, muß man zugeben, daß ſie dort ein ſchönes Beiſpiel gaben. Man ſah eine Handvoll unbewaffneter Menſchen den Glauben und die Civiliſation unter wilden Horden verbreiten. Dieſes Schauſpiel zog Aller Augen auf ſich; die Jeſuiten können Niemanden vorwerfen, das Rühmliche und Schöne dabei verkannt zu haben. Die Philoſophie ſelbſt hat ihnen ein Lob ertheilt, welches zu verſchmähen ihre Schriftſteller weit entfernt geweſen ſind; denn ſie haben unaufhörlich daran erinnert und bringen es jetzt noch tagtäglich wieder vor. Es iſt uns nicht unbekannt, wieviel, wenn auch nicht gerade Tyranniſches, doch wenigſtens höchſt Abſolutes in dieſer Regierung lag: wir wiſſen, daß der Menſch unter ihr nur dann glücklich ſein konnte, wenn er immer Kind blieb; aber beſſer als unſere Vorgänger unterrichtet durch die nachfolgenden Umwälzungen jener fernen Gegenden, Zeugen der grauſamen Diktatur jenes fantaſtiſchen Doktors, welcher in Paraguay an die Stelle der Jeſuiten getreten iſt, müſſen wir einer Regierung lauten Beifall zollen, welche, obſchon ſie despotiſch und grauſam zugleich ſein konnte, dennoch eine ſanfte, wenngleich willkührliche geblieben iſt. Nicht minder aber iſt es darum wahr, daß die Stellung der Jeſuiten in Amerika eine politiſche Unordnung war. Ein Band hielt ſie ſcheinbar an die beiden Mächte der Halbinſel gefeſſelt, aber in Wirklichkeit waren ſie ſouverain. Daher ihr unvermeidlicher Sturz, ſobald nur einer der beiden Höfe ſich an ſeine Rechte erinnerte. Dies mußte früh oder ſpät kommen, und es kam in der That. Im Jahre 1753 fand zwiſchen den Königen von Spanien und Portugal ein gegenſeitiger Austauſch von Reductions oder Provinzen ſtatt; man ſtipulirte dabei, daß die Einwohner die abgetretenen Strecken verlaſſen und ihr Vaterland vertauſchen ſollten, um nicht ihren Fürſten zu vertauſchen. Die Unglücklichen widerſetzten ſich, und die Jeſuiten beſtärkten ſie in ihrem Widerſtande. Zwar haben ſie ſeitdem hartnäckig den Antheil abgeleugnet, den ſie an der entſchiedenen Weigerung der

Eingebornen genommen hatten; allein, wenn man die friedfertige Gelehrigkeit dieſer Bevölkerung mit der unbeſchränkten Wirkſamkeit ihrer wahren Gebieter vergleicht: kann man dann noch zweifeln, welchen Gebrauch ſie davon machten? Außerdem haben die Jeſuiten Unrecht, auf dieſes Faktum jenes Ableugnungsſyſtem anzuwenden, von dem ihre Schriftſteller beſtändig Gebrauch machen. Bei mehr Freimüthigkeit und Seelengröße würden ſie ihre Oppoſition bei einer ſo drückenden Maßregel eingeſtehen; ſie würden ſich Glück wünſchen, auf hochherzige Weiſe eine gewaltſame Auswanderung verhindert zu haben. Die Vertheidigungsweiſe, welche ſie angenommen haben, hat ſie immer bewogen, im Intereſſe des Augenblicks Alles abzuleugnen, ſelbſt muthige und ehrenwerthe Handlungen. Uebrigens, wenn man ihnen hinſichtlich dieſes einzelnen Punktes eine Gerechtigkeit widerfahren läßt, die ſie nicht annehmen, kann man ſich fragen, welche Regierung bei der gegenwärtigen Lage Europas, wenn ſie, ſei es mit Recht oder Unrecht, einen den Höfen Portugals und Spaniens analogen Entſchluß gefaßt hätte, es auch nur einen Augenblick dulden würde, daß eine Korporation, eine Aſſociation, von welcher Art ſie auch ſein möchte, das geringſte Hinderniß dabei zu erheben wagte? Iſt es alſo, nach einem ſolchen Beiſpiele, ſchwer, bei einer weltlichen Macht Beweggründe zu einer feindlichen Stimmung gegen einen geiſtlichen Orden zu finden, der kühn genug war, das Gewicht ſeines Namens in die Wagſchale eines internationalen Vertrages zu legen? Heutiges Tages würde die Antwort nicht lange auf ſich warten laſſen; allein vor der franzöſiſchen Revolution war es, zumal im mittägigen Europa, trotz den Fortſchritten der Philoſophie, weniger leicht, gegen geheiligte Feinde einen kräftigen und durchgreifenden Entſchluß zu faſſen.

Dieſer Zuſtand, wenn auch klar angedeutet, konnte nur von einem ſcharfen Geiſte begriffen und von einer feſten Hand entſchieden werden. Die Energie mußte bei einem ſolchen Unternehmen ſich faſt zur Vermeſſenheit ſteigern. Alle dieſe Eigenſchaften fanden ſich vereint in Sebaſtian Carvalho, ſpäter Grafen von Oeyras und endlich Marquis von Pombal. Wir werden ihm nur dieſen letzteren Namen geben; die Geſchichte hat ihn geheiligt. Der Haß, welcher das Andenken Pombals verfolgt, die Ehrfurchtsbezeugungen, deren Gegenſtand er war, die Angriffe und Vertheidigungen, die ſich noch jetzt in ſeinem Vaterlande daran knüpfen, beweiſen, daß er kein mittelmäßiger Kopf und kein gewöhnlicher Charakter war. Man darf weder ſeinen Feinden noch ſeinen Vertheidigern glauben. Seine Grauſamkeit, ſeine Eiferſucht, ſeine Habſucht werfen zu dunkele Schatten auf ſeinen Muth, auf ſeine Ausdauer, auf ſeine

unermüdliche Energie. Ein großer Mann war Pombal nicht, aber nie fürwahr gab es einen größern Miniſter in einem ſo kleinen Staate. „König Sebaſtian iſt von den Todten wieder auferſtanden“, pflegten ſeine Feinde zu ſagen, indem ſie auf ſeinen Vornamen und ſeine Macht anſpielten. Seine Feinde waren die Großen und die Jeſuiten; er ſtürzte beide. Sehen wir, wie er es that und wie er ſich dabei benahm.

Von bürgerlicher Familie abſtammend, oder doch höchſtens von ſehr unbedeutendem Adel, hatte ſich Pombal ſchon frühe in offene Feindſeligkeit gegen die portugieſiſche Ariſtokratie geſetzt, die abgeſchloſſenſte faſt und ſtolzeſte in ganz Europa. Noch jung hatte er ein Mädchen von blauem Blute (sangre azul) entführt, hatte es vor den Augen des indignirten Adels geheirathet. Gewandt und kühn zugleich, hatte er ſich vergeblich bemüht, die Fidalgos zu beſänftigen und ſich von ihnen aufnehmen zu laſſen; alle ſeine Anſtrengungen waren geſcheitert, und von dieſem Tage an ſchwur er in der Tiefe ſeiner Seele den Sturz derer, denen er ſich nicht hatte gleichſtellen können. Angekommen zu London, wo er als Geſchäftsträger akkreditirt war *), beſtärkte er ſich in ſeinen Gefühlen bei dem Anblicke einer Ariſtokratie, welche Niemanden zurückſtieß, jeden ausgezeichneten Mann in ſich aufnahm und gewiß auch ihm ihre Reihen geöffnet haben würde, wenn er ein Engländer geweſen wäre. Das Gleichgewicht und das Spiel der Gewalten zogen ſeine Aufmerkſamkeit wenig an; nur ſchwach fühlte er ſich berührt von einer Einrichtung, die Etwas neben einen König und über die Miniſter ſetzt. Um was er England beneidete, das war nicht die Freiheit, ſondern die Hoffnung, jene ſtolze und fruchtbare Hoffnung, welche damals in der Welt nur ein Engländer hegen konnte. Beſonders war er erſtaunt über den materiellen Wohlſtand Großbrittaniens. Bei dem Anblicke ſo vieler Wunder dachte er an Portugal, und in ſeinem, wenn auch nicht ganz uneigennützigen, doch wenigſtens erleuchteten Verſtande kreuzten ſich edele und erhabene Entwürfe mit Plänen von mehr perſönlichem Intereſſe. Es läßt ſich nicht bezweifeln, da Pombal, ſobald er Miniſter geworden, jene Prinzipien in Anwendung brachte, daß man den Urſprung derſelben auf ſeinen Aufenthalt zu London zurückführen muß. Hier faßte er den Entſchluß, entweder ein Unterdrücker der Großen, oder ihres Gleichen, Gebieter ſeines Königs und Reformator ſeines Vaterlandes zu werden.

*) Carvalho wurde nachher Miniſter zu Wien, wo er in zweiter Ehe eine Nichte des Feldmarſchalls Daun heirathete.

Joſeph I., Nachfolger Johanns V., war ein Ludwig XVIII. für Portugal. Wie der König von Frankreich hatte er ſeinen Richelieu. Dieſe Parallele ſchmeichelte der Eitelkeit Pombals; in ſeinen vertraulichen Herzensergießungen wandte er ſie auf ſich an, und öffentlich verglich er ſich mit Sully. Joſeph I. fehlte es ſelbſt an jenem impoſanten Aeußern und an jenen grazieuſen Manieren eines Souverains, welche die Unordnung veredeln, ohne ſie zu rechtfertigen. Dem Müſſiggange, der Langweile und der Melancholie hingegeben, überließ er die Geſchäfte ſeinem Miniſter, zufrieden, an den ſchönen Sommertagen eine königlich aufgetakelte, mit Frauen und Muſikanten angefüllte Barke auf dem Tejo zu führen. Mißtrauiſch außerdem und argwöhniſch, öffnete er Angebern das Ohr und lebte in dem ſteten Glauben an eine Verſchwörung. Ein ſolcher Fürſt war durch Schreck leicht zu leiten. Mit Geſchicklichkeit bediente ſich Pombal eines Mittels, deſſen Anwendung ihm gerade der Charakter des Königs rieth. Immer um Joſeph, umgab er ihn nicht mit unterthäniger Schmeichelei, ſondern machte ihn für ſein Leben zittern.

Die Tendenz der Regierungen im achtzehnten Jahrhundert läßt ſich in folgende Formel überſetzen: Reform durch Willkühr. Alle Fürſten, alle Staatsmänner von einiger Bedeutung verfuhren auf dieſe Weiſe und gingen auf dieſes Ziel los; aber ſie brachten mehr oder weniger Heuchelei in die Anwendung ihres Syſtemes, und wenn ſie ihre Zuflucht zur abſoluten Macht nahmen, nahmen ſie den Schein an, als bäten ſie deshalb die Philoſophie um Verzeihung. Pombal hatte wenig gelehrte Bildung und unterhielt keine Verbindungen mit den franzöſiſchen Encyklopädiſten *). Er förderte ihr Werk, ohne ſie zu Rathe zu ziehen. An Thätigkeit und Freimüthigkeit ſie übertreffend, ſtellte er nichts in Abrede, entſchuldigte nichts, wagte nicht einmal das Wort Freiheit auszuſprechen, und erklärte die Civiliſation für eine legitime Tochter des Despotismus. Bei ihm gab es keine Verſchweigungen, keine Erklärungen, keine Abbitte; ſein beſchränkter, aber eigenwilliger Geiſt wollte keine redneriſche Behutſamkeit geſtatten, auf keinen Kompromiß ſich einlaſſen. Er trieb die Willkühr aufs höchſte und verlangte von ihr Alles, was ſie gewähren konnte. Das Geſchick des menſchlichen Geſchlechtes im Allgemeinen rührte dieſen thätigen Skeptiker nicht, ſeine Intelligenz ging weder ſo weit noch ſo hoch; allein die Portugal eigenen Wunden und Flecken nahmen lebhaft ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch; er erfaßte ſie zugleich mit dem Blick

*) In der unermeßlichen Korreſpondenz Voltaire's findet man auch nicht einen an den Grafen von Oeyras, Marquis von Pombal, gerichteten Brief.

und mit der Hand. Eine Menge von Edikten, Schlag auf Schlag erlaſſen, weckte die Portugieſen bald aus ihrer bisherigen Lethargie. Wir werden dieſe verſchiedenen Verordnungen nicht nach ihrem Werthe abwägen; Lob und Tadel laſſen ſich wechſelsweiſe auf ſie anwenden; nicht alle ſind den Prinzipien einer geſunden Politik entſprechend. Inzwiſchen kann man es Pombal nicht zum Vorwurfe machen, der Wiſſenſchaft nicht zuvorgekommen zu ſein, und in den Irrthümern ſeines Jahrhunderts oder ſeines Geiſtes darf man nicht immer die Berechnungen des Eigennutzes und der Begierde erblicken. Ohne Zweifel war er davon nicht frei; allein in ſeinem Geſammtcharakter, aus der Ferne und ohne die Vorurtheile ſeiner Zeit betrachtet, herrſcht eine Art impoſanter, obgleich brutaler Größe vor, die bei einer denkwürdigen Veranlaſſung ſich zeigte. Das Erdbeben im Jahre 1755 hatte drei Viertel der Stadt Liſſabon in einen Schutthaufen verwandelt. Der beſtürzte Hof hatte nicht die Zeit zu fliehen; das Volk kam unter den Trümmern, in den Flammen, oder unter dem Meſſer der Mörder um. Die Höflinge wollten die königliche Familie nach Porto bringen. Pombal allein hielt ſie zurück. „Der König gehört in die Mitte ſeines Volkes," ſprach er zu Joſeph; „wir wollen die Todten begraben und an die Lebenden denken!" Unter ſolchen Umſtänden konkurrirt der Ehrgeiz nicht; die Gewalt iſt dann das Monopol ſtarker Seelen. Pombal ergriff ſie als ein Recht; er gerirte ſich als Premier-Miniſter und war es in der That. In dieſer Epoche hatten ſich alle Geiſſeln gegen das unglückliche Portugal vereinigt. Der Miniſter verſprach allein ſie zu beſchwören und zu beſiegen. Es lag in einem ſolchen Muthe etwas Antikes, was das achtzehnte Jahrhundert in Erſtaunen ſetzte. Die Kolonien nährten die Mutterſtadt ohne Beihülfe des Auslandes; furchtbare, aber nothwendige Hinrichtungen ſetzten dem Raub ein Ende, und dreihundert Galgen erhoben ſich gegen die Raubmörder, welche ſich am hellen Tage und mit bewaffneter Hand in den Trümmern Liſſabons umhertrieben. Trotz der Unfälle aller Art, inmitten der Sorgen zweier politiſchen Prozeſſe, verlor Pombal weder den Kopf noch das Herz. Aus dem Schutte der alten Hauptſtadt erhob ſich ein neues Liſſabon. Mit Recht alſo, oder vielmehr mit einer Art von Beſcheidenheit, brachte Pombal, als er die Statue Joſephs errichtete, ſein eigenes Bild am Piedeſtal an *).

*) Das Medaillon Pombals ließ Dom Miguel wegnehmen, allein auf Befehl Dom Pedros wurde es wieder an ſeine Stelle gebracht.

Zu einem Kredit ohne Grenzen gelangt, dachte er nur daran, ſeine beiden großen Pläne auszuführen, die Demüthigung der Ariſtokratie und die Vertreibung der Jeſuiten. Der erſte war kühn, allein Ximenes in Spanien und Richelieu in Frankreich hatten dem portugieſiſchen Miniſter den Weg dazu gezeigt; der zweite dagegen war ohne Beiſpiel. Dennoch hatte Pombal den Muth, beide Angelegenheiten ohne Scheu durchzuſetzen.

Wie man auch immer den Entſchluß, die Jeſuiten zu vernichten, betrachten mag, mag man ſich zu den Freunden oder den Feinden der Geſellſchaft reihen: man wird eingeſtehen müſſen, daß hierin der Marquis von Pombal nicht als gereizter und rachſüchtiger Höfling, ſondern als Staatsmann handelte; daß er, wenn er zur Erreichung dieſes Zweckes zu oft einen krummen Weg einſchlug, doch wenigſtens von Rückſichten einer erhabenen Politik geleitet wurde, und nicht, wie man ſogar heutzutage noch verſichert, durch die kalte Eingebung des Egoismus. Er ſtürzte die Jeſuiten, weil ſie dem öffentlichen Wohl, nicht aber, weil ſie ſeinem Kredit gefährlich waren. Die Jeſuiten waren nicht ſeine Feinde, vielmehr waren ſie es gerade, die ihn zur Macht erhoben hatten. Sie rechneten auf ihn, und mit einer tiefen Verſtellung unterhielt er in ihnen dieſes Vertrauen bis zu dem Augenblicke, wo er ſich für ihren Gegner erklärte. Zum Erſtaunen des Ordens und ganz Portugals verbannte man die jeſuitiſchen Beichtväter aus dem Palaſte und aus der königlichen Familie; man erſetzte ſie durch Beichtväter aus andern Orden. Gleichzeitig ergingen durch die Manifeſte Pombals die furchtbarſten Angriffe gegen den Orden, die wir bald mit Ruhe und Unpartheilichkeit beſprechen werden. Der Miniſter theilte dem Papſte ſeine Beſchwerden mit und bat ihn dringend um Unterſtützung durch ſeine apoſtoliſchen Waffen. Benedikt XIV. hatte die Jeſuiten, die er von Grund aus kannte, nie geliebt; er hatte ihren Sturz vorhergeſagt; allein da es in dem Geſchicke dieſes weiſen und geiſtreichen Oberprieſters lag, allen entſcheidenden Fragen auszuweichen, ſo hatte er nur die Zeit, die Unterſuchung der Ordenshäuſer durch den Patriarchen von Liſſabon anzuordnen, und ſtarb, ein letztes Mißgeſchick! ohne zwiſchen der Geſellſchaft Jeſu und der Krone Portugals entſchieden zu haben.

Zwei mächtige Familien, die Mascarenhas und die Tavora, ſtanden damals an der Spitze der portugieſiſchen Ariſtokratie. Gegen dieſe hatte Pombal nicht Parthei genommen. Durch ſeine Frau hatte er ſich bei Dona Eleonor, Gemahlinn des Marquis von Tavora, ehemaligem Gouverneur von Indien, in jeder Hinſicht der erſten Dame Portugals, einführen laſſen. Sie war eine Frau von achtbaren Sitten,

aber von hochfahrendem Charakter, und man bemerkte in ihren Augen einen verhängnißvollen Zug, eine Vorbedeutung ihres Schickſals *). Pombal hatte es gewagt, ſich für ſeinen Sohn um die vornehme und unzugängliche Verbindung mit dieſer Familie zu bewerben. „Ach," ſagte er eines Tages zu einem Geiſtlichen aus dem Blute der Tavora, „mag auch der König mich mit ſeinen Gnadenbezeugungen überhäufen: mein Glück würde erſt dann vollſtändig ſein, wenn der Erbe meines Vermögens der Eidam der edeln Dona Eleonor würde." — „Ew. Excellenz," verſetzte der Mönch, „erheben Ihr Auge ſehr hoch!" Von dieſem Augenblicke an entſtand eine plötzliche Kälte zwiſchen dem Miniſter und der Marquiſe. Sie hatte ſich für ihren Gemahl um den Herzogstitel beworben: Pombal vereitelte ihr Geſuch. Von der Gleichgültigkeit zum Haß iſt nur ein Schritt, und das geſammte blaue Blut nahm Parthei in dieſem Streite. Joſeph von Mascarenhas, Herzog von Aveiro, ließ den Miniſter ſeine ganze Verachtung empfinden. Aveiro, ein hochmüthiger und inſolenter Menſch, war mit den höchſten Chargen bekleidet und mit der königlichen Familie liirt. Von dieſem Augenblicke an war im Geiſte Pombals das Schafot für die Großen errichtet. Durch die Jeſuiten in ihrer Abneigung erhalten, bedrohte dieſer Adel die Gewalt und ſelbſt das Leben des Miniſters, als plötzlich in der Nacht des dritten September 1758 die Thore des Palaſtes ſich ſchloſſen. Der König hörte mehrere Tage hindurch auf, ſich zu zeigen; kein Gerücht wurde laut über die Urſachen dieſer Abſchließung; alle Bemühungen Pombals zielten dahin, denen, die er zu ſeinen Opfern auserſehen hatte, die größte Sicherheit einzuflößen. Endlich, nach langem Warten, wurden der Herzog von Aveiro, die Familie der Tavora, ihre Eltern und Freunde, in ihrer Wohnung arretirt; die ſtolze Dona Eleonor, aus dem Bette geriſſen, wurde halb nackt in ein Kloſter zu Liſſabon geſchleppt, und der übrige Theil ihrer Familie in der Menagerie zu Belem eingeſchloſſen, welche ſeit dem Erdbeben leer geſtanden hatte.

Was war in dieſer Zwiſchenzeit vorgefallen? Wozu dieſe Gewaltthat, dieſe Torturen? Was legte der Miniſter dieſer ganzen Nobleſſe zur Laſt? Folgendes ſind die Thatſachen. Dona Tereſa, Gemahlinn des jungen Marquis von Tavora, war die Maitreſſe des Königs. Als er ſie des Nachts beſuchte, wurden zwei Piſtolenſchüſſe auf ſeinen Wagen

---

*) Dieſer Blick, der mir im Portrait der Frau von Tavora aufgefallen iſt, findet ſich ebenfalls in dem Portrait Staffords.

abgefeuert. Am Arm verwundet, hatte er ſich in ſeinem Palaſte verſchloſſen und wartete die Feſtnehmung der Angeſchuldigten ab. Dieſe Angeſchuldigten waren der Herzog von Aveiro und der Gemahl der Dona Tereſa, die man als die Werkzeuge des Verbrechens anſah; als Mitſchuldige waren bezeichnet die Alten Tavora und die Jeſuiten, welche für Anſtifter galten. Von allen Mitgliedern der angeſchuldigten Familie wurde Dona Tereſa allein mit Nachſicht behandelt; noch weiß man nicht mit Beſtimmtheit, ob die Entdeckung der Verſchwörung nicht ihr Werk geweſen iſt. Ludwig XV. zeigte bei ſeinem Geſchäftsträger die größte Neugierde hinſichtlich des Loſes dieſer jungen Frau *).

Pombal gedachte die Großen nicht der Jurisdiktion ihrer Pairs zu unterwerfen; vielleicht machte der gegenwärtige Zuſtand des Adels die Aufrechthaltung dieſes Vorrechtes unmöglich. Dennoch überwies ſie der Miniſter auch nicht den gewöhnlichen Gerichten; die Angeklagten wurden vor ein ſogenanntes Verdächtigkeitsgericht, das heißt vor eine Kommiſſion geladen. Die Hinrichtung folgte dem Urtheile raſch. In der Nacht vom 12. auf den 13. Januar 1759 war ein achtzehn Fuß hohes Schafot auf dem Platze von Belem dem Tejo gegenüber errichtet worden. Seit dem Anbruch des Tages war dieſer Platz von Truppen und Volk beſetzt, und der Fluß ſelbſt war mit Zuſchauern bedeckt. Die Bedienten des Herzogs von Aveiro erſchienen zuerſt auf dem Schafot und wurden an einer Ecke angebunden, um lebendig verbrannt zu werden. Hierauf kam die Marquiſe von Tavora, einen Strick um den Hals und ein Kruzifix in der Hand. Einige zerlumpte Kleidungsſtücke deckten kaum ihre Blöße, aber alles an ihr zeugte von Kraft und Würde. Als ihr der Henker die Füße binden wollte, hob er den Saum ihres Kleides etwas auf. „Halt!“ rief ſie ihm zu: „rühre mich nur an um mich zu tödten!“ Der Henker warf ſich vor Dona Eleonor auf die Kniee und bat ſie um Verzeihung. Nun zog ſie einen Ring von ihrem Finger und ſprach zu ihm: „Ich habe nur das auf der Welt; nimm und thue deine Pflicht!“ Hierauf legte die muthige Frau ihr Haupt auf den Block und empfing den Todesſtreich. Ihr Gemahl, ihre Söhne, von denen der jüngſte noch nicht zwanzig Jahre alt war, ihr Eidam und mehrere Diener kamen nach ihr in furchtbaren Qualen um. Der Herzog von Aveiro wurde zuletzt hinaufgeführt. Den Körper mit Lumpen bedeckt, die Arme nackt, die Schenkel entblößt, band man ihn aufs Rad;

---

*) Depeſchen des Herzogs von Choiſeul an Hrn. v. St. Julien, franzöſiſchen Geſchäftsträger zu Liſſabon.

lebendig gerädert, verſchied er erſt nach langen Martern; der Platz und der Fluß hallten von ſeinem furchtbaren Geheule wieder. Hierauf legte man Feuer an das Gerüſt, und in einem Augenblicke war alles, Rad, Schafot und Leichname, verbrannt und in den Tejo geworfen.

Die Paläſte der Verurtheilten wurden dem Boden gleich gemacht und Salz auf die Stelle geſtreut, wo ſie geſtanden; ihre Wappen wurden an allen Privat- und öffentlichen Plätzen weggeſchafft, namentlich im Ritterſaale des Schloſſes Cintra, wo man ihr Wappenſchild, gleich dem Portrait Falieros im Dogenpalaſte zu Venedig, mit einem ſchwarzen Schleier bedeckt ſieht. Endlich ließ Pombal auf einem der öffentlichen Plätze Liſſabons einen Pranger errichten, den er mittelſt eines beſonderen Privilegiums lediglich dem hohen Adel weihte. Später, am Ende ſeiner Laufbahn als Miniſter, verheirathete er mit Gewalt eine Enkelinn der Dona Eleonor mit dem Grafen von Oeyras, ſeinem Sohne. Eine zahlreiche Nachkommenſchaft iſt aus dieſer tragiſchen Ehe entſproſſen. Das Blut des Verfolgers und der Schlachtopfer rollt jetzt friedlich in denſelben Adern verſchmolzen.

Die Beſchwerden Pombals gegen die Fidalgos waren, trotz ſeines Haſſes, trotz der Beleidigungen, die er erlitten hatte, für ihn nur ein Mittel. Er hatte es auf die Jeſuiten noch mehr abgeſehen; aber es war ſchwieriger, ſie zu erreichen. Ihr Verhältniß zu den Verſchworenen war nicht zweifelhaft; ſie waren ihre Rathgeber und ihre Freunde. Unbezweifelt hatten ſie Theil an der Unzufriedenheit, an dem Murren, ſelbſt an der Oppoſition der Fidalgos; aber konnten ſie überwieſen werden, an dem königsmörderiſchen Komplot theilgenommen zu haben? Pombal ſtand nicht an, ſie deſſen anzuklagen. Ja an dem Tage, wo die Tavora arretirt wurden, waren die Häuſer der Jeſuiten von Truppen cernirt; man ließ keinen Pater aus und ein, man warf ihre Häupter ins Gefängniß, und drei aus ihnen, Mattos, Alexander und Malagrida, blieben unter der formellen Anklage, die Verſchwörung genährt zu haben.

Pombal überſchwemmte Europa mit ſeinen Manifeſten. Man las ſie mit Begierde. Die Kataſtrophe, und beſonders das Ereigniß, welches ſie herbeigeführt hatte, nahm die Aufmerkſamkeit aller Kabinete in Anſpruch. Dieſer Angriff auf den König folgte unmittelbar auf das Attentat des Damiens. Ein geheimer, obgleich dunkeler Inſtinkt ließ die Fürſten ahnen, daß ein Gewitter nicht mehr fern war. Man hatte Grund zu glauben, daß die öffentliche Meinung in Frankreich, mehr als irgend ſonſtwo, geneigt wäre, die Anklage des Miniſters zu billigen; die Encyklopädiſten hatten ihm als eifrige und treue Hülfstruppen dienen müſſen. Und doch

war dem nicht ſo. Die vom Liſſaboner Hofe ausgegangenen Manifeſte erſchienen lächerlich in ihrer Form und von Grund aus verkehrt. Dieſes Brandopfer von Häuptern des Adels mißfiel den höheren Ständen, die bis dahin von den Philoſophen ſorgfältig verſchont worden waren. Eine ſolche Grauſamkeit ſtand zu ſehr mit den Sitten einer zwar ſchon mißvergnügten, aber doch ſehr feinen Geſellſchaft in Widerſpruch. Man bemitleidete die Schlachtopfer und verſpottete den Henker; man verlachte ſeine Berufung an die Ideen des Mittelalters, jenes Zeitraumes der Geſchichte, welches die Mode damals ebenſo eifrig verwarf, als man ihn zu unſerer Zeit wieder zu Ehren zu bringen verſucht hat. Dieſe in den Kanzleien getilgten Titel, dieſe erloſchenen Wappenſchilder, dieſes unter Trompetenſchall verkündete Anathem ſchienen ein unſinniges Opfer barbariſcher Vorurtheile. Auch herrſchte eine allgemeine Mißbilligung der in den Manifeſten in Uebermaß enthaltenen despotiſchen Grundſätze *). Und was endlich die franzöſiſchen Philoſophen empörte, war der Umſtand, daß man Pombal nicht ihr Patronat ſuchen ſah, daß er gar nicht daran dachte, ſich für ihren Adepten zu erklären. Indem er die Geſellſchaft Jeſu verfolgte, klagte er die einzelnen Glieder nicht an, einem ſtrafbaren Inſtitute anzugehören, oder unmoraliſche und ſchlechte Grundſätze zu lehren. Er machte ihnen nur den Vorwurf, weniger als ihre Vorfahren den Prinzipien des heiligen Ignatius treu geblieben zu ſein; ja er ſelbſt ſuchte eine Ehre darin, zum dritten Orden Jeſu zu gehören und gewiſſenhaft deſſen Gebräuche zu beobachten **). Wenn Pombal mit Rom gebrochen, wenn er die Jeſuiten vertrieben hatte, ſo war dies nicht im Namen der Philoſophie geſchehen. Die Vorwürfe, die er ihnen in ſeinen Manifeſten machte, beruhten nicht auf allgemeinen Ideen, ſondern auf einzelnen, beſtreitbaren und verkehrt gedeuteten Thatſachen. Nicht allein hatte ſich der portugieſiſche Miniſter auf die Elite der franzöſiſchen Philoſophen nicht geſtützt, ſondern er ſchien ſorgfältig jedem Solidarverhältniſſe mit ihnen ſich entziehen zu wollen; ja er hatte ſelbſt nicht einmal gewagt, ſich bis zu den Freiheiten der gallikaniſchen Kirche zu erheben, wozu damals eben nicht viel Muth gehörte, den er aber entweder nicht beſaß, oder den er verſchmäht hatte. Solche Nachläſſigkeiten verzieh ihm die Philoſophie nicht; noch weniger verzieh ſie es ihm, daß er, um Malagrida und ſeine Mitbrüder zu verurtheilen, ſich an den Papſt gewandt

*) Korreſpondenz des Herzogs von Choiſeul.

**) Staatspapiere und Manuſkripte Pombals; Bibliothek des Vicomte v. A. zu Liſſabon.

hatte. Voltaire beſchwerte ſich mehr als einmal darüber, mit einigem Anſtand in dem Siècle de Louis XV., und anderswo auf eine ſehr unanſtändige Weiſe *).

Pombal hatte den heiligen Stuhl zu Rathe gezogen; die Antwort blieb aus. Rezzonico regierte damals unter dem Namen Clemens XIII. Er war dem liebenswürdigen und klugen Benedikt XIV. gefolgt. Ganz den Jeſuiten hingegeben, hatte Clemens nicht begriffen, daß der König von Portugal bei dieſer Gelegenheit den alten Anforderungen des Papſtthums eine letzte Huldigung gebracht hatte. In Portugal hatte das Gericht des Nuntius bis dahin das Recht beibehalten, über Geiſtliche das Urtheil zu fällen. Entſchloſſen, ſie einer von ihm ſelbſt gebildeten Kommiſſion zu unterwerfen, hatte Pombal geglaubt, eine nominelle Autoriſation dazu beim römiſchen Hofe nachſuchen zu müſſen. Dieſer hatte die Bitte als Ernſt genommen und verſchob den Erlaß eines Breve. Der ungeduldige Miniſter wartete daſſelbe nicht ab; das Breve kreuzte ſich mit dem Geſetze der Vertreibung. Alle Biſchöfe Portugals bekamen von der Staatsregierung den Befehl, den Jeſuiten den Jugendunterricht abzunehmen und ſie auf der Stelle an der Univerſität zu Coimbra und ſonſt überall erſetzen zu laſſen. Wenige Tage nachher füllten ſich die Fahrzeuge der königlichen und Handelsmarine mit dieſen Ordensgeiſtlichen, die man an den Küſten Italiens ausſetzte. Dieſelben Befehle wurden in Braſilien und in allen portugieſiſchen Kolonien unmittelbar nach ihrer Ankunft vollzogen. Bei der Nachricht davon ließ der Papſt auf öffentlichem Platze das Manifeſt Pombals verbrennen. Statt aller Antwort konfiscirte der portugieſiſche Miniſter das Vermögen der Societät und erklärte es als mit den Krongütern vereint **). Er that noch mehr: er benutzte einen unvorſichtigen Schritt des Nuntius, ſchickte demſelben ſeine Päſſe zu und ließ den beim heiligen Stuhle akkreditirten portugieſiſchen Geſandten auf eine auffallende Weiſe zurückberufen.

Wurden jetzt die Philoſophen, welche anfänglich der Verwaltung Pombals wenig günſtig waren, durch einen ſo weit getriebenen Eifer auf

---

*) *Siècle de Louis* XV. t. XXIX, p. 38. édit. Delangle. — *Sermon du rabbin Akib*, t. XLIII, p. 231.

**) Folgende Anekdote können wir als authentiſch verbürgen. Bei der Eile des Abzuges hatten die Liſſaboner Jeſuiten einem ihrer Diener ihre Schätze anvertraut. Derſelbe verwahrte ſie und ſtellte ſie ihren Eigenthümern mit ſolcher Gewiſſenhaftigkeit wieder zu, daß ſie aus Erkenntlichkeit ſein Glück reich begründeten. Von ihm ſtammt ein Staatsmann her, der auf die letzten Wechſelfälle in Portugal großen Einfluß hatte.

ſeine Seite gezogen? Rom gedehmüthigt, ein Nuntius verjagt, die Jeſuiten vernichtet — war ihnen das nicht genug? Mußte er nicht in allen, dem neuen Geiſte huldigenden Ländern, in England und zumal in Frankreich, der Abgott der öffentlichen Meinung geworden ſein? Sollten nicht Voltaire, Diderot, d'Alembert den erklärten Feind der Jeſuiten und des Papſtes zum Himmel erheben? Sie waren weiter davon entfernt, als je. Der Grund davon iſt leicht zu begreifen; Pombal hatte die Jeſuiten vernichtet, aber er war Beſchützer der Inquiſition. Des Patriarchen von Liſſabon verſichert, des Nuntius entledigt, hatte er in dieſem furchtbaren Korps eine bequeme und leichte Waffe gefunden, eine Art Wohlfahrtsausſchuß; auch ſprach er nur mit Enthuſiasmus von ihm. Eines Tages ſagte er zum franzöſiſchen Geſchäftsträger: „Ich will Ihr Land mit der Inquiſition verſöhnen und der ganzen Welt den Nutzen dieſes Gerichtes zeigen. Es iſt unter der Autorität des allergläubigſten Königes errichtet worden, blos um gewiſſe Funktionen der Biſchöfe zu verrichten, Verrichtungen, die in den Händen einer vom Könige gewählten Korporation viel ſicherer ſind, als in denen eines Einzelnen, der Andere oder ſich ſelbſt täuſchen kann.“ Um ſolche Grundſätze durch ein Beiſpiel zu unterſtützen, fand es Pombal pikant, ſie auf die Jeſuiten anzuwenden. Er zog den Pater Malagrida aus dem Gefängniß, worin er vergeſſen ſchmachtete, und ließ ihn durch die Inquiſition der Ketzerei beſchuldigen, und dieſe überlieferte ihn dem weltlichen Arm, das heißt dem Verdächtigkeitsgerichte, einer ſeit der Verſchwörung der Großen eingeſetzten willkührlichen Kommiſſion. Malagrida wurde erdroſſelt und in einem feierlichen Autodafe verbrannt. Voltaire mißbilligte dieſe heuchleriſche Grauſamkeit laut. Er bewieß, daß in dieſer ganzen Angelegenheit *das Uebermaß des Lächerlichen mit dem Uebermaße der Schändlichkeit gepaart war*, und mit ſeinem, ſobald es nicht von Leidenſchaft getrübt war, ſo feinen Gefühle that er dar, daß es Niederträchtigkeit und Inkonſequenz ſei, einen Mann als Ketzer zu verurtheilen, der des Hochverrathes angeklagt war *). Pombal zog ſich daher nur große Abneigung zu und fand nirgends Sympathie, ſelbſt nicht bei ſolchen, welche die Jeſuiten für ſchuldig hielten. Durch dieſes Reſultat ermuthigt, trieben die Freunde des Ordens die Gegenbeſchuldigungen noch viel weiter. Sie behaupteten, die Konſpiration ſei eine erſonnene; der Miniſter habe ſelbſt ſo verbrecheriſche Triebfedern in Bewegung geſetzt, nur um ſich ſeine Herrſchaft über einen engherzigen Fürſten deſto beſſer zu ſichern.

---

*) Siècle de Louis XV., t. XXV, p. 433.

Sie gingen ſogar ſo weit, dem Staatsoberhaupte dieſes Scheinattentat zuzuſchreiben, deſſen Opfer es beinah geworden war. Wir dürfen über ein ſolches Parthei-Manöver nicht erſtaunt ſein. Da indeſſen zu jener Zeit Niemand die Frechheit ſo weit trieb, ausgenommen die Jeſuiten und ihre Verbündete, die Gefahr eines Königs, auf den Meuchler gezielt, keck abzuleugnen, ſo zweifelte Niemand daran, daß Joſeph wirklich verwundet worden war. Um das Gegentheil anzunehmen, müßte entweder Pombal mit einer an Wahnſinn grenzenden Kühnheit ſich der Gefahr, den König, ſeine einzige Stütze, zu tödten, ausgeſetzt haben, oder die Verwundung wäre nur eine vorgebliche geweſen, und in dieſem Falle würde eine Mitſchuld Joſephs nothwendig, aber unerklärlich ſein. Er ſelbſt hatte das Andenken an dieſes Attentat durch die Nachbildung des von Kugeln durchlöcherten Armes, welche er ex volo in einer der Kirchen Liſſabons hatte aufhangen laſſen, geheiligt. Eine Konnivenz von Seiten des Königs von Portugal kann nicht ernſtlich angenommen werden. Und doch fand dieſe Meinung Eingang bei den Vertheidigern der Geſellſchaft Jeſu, und noch ſind in Portugal viele Spuren derſelben übrig. Man kann den dichten Schleier, den Pombal darüber gezogen, nicht ganz lüften, und mit Recht iſt ſein Andenken dafür verantwortlich. Es ſcheint gewiß, daß das Leben des Königs von einigen der Angeklagten angegriffen worden war; ob aber alle mit in dem Komplot waren, iſt zu bezweifeln erlaubt. Zu bemerken aber iſt, daß bei der Palaſtumwandlung, welche das Andenken der Schlachtopfer wieder herſtellte, die von der triumphirenden Parthei gegen Pombal hervorgerufene Reaktion die gegen ihn erhobenen Anklagen durch keinen einzigen Beweis unterſtützen konnte. Die Geſchichte hat alſo tauſend Gründe, an die Geſetzlichkeit des Urtheils zu glauben, aber ſie kann es nicht laut beſtätigen, noch ſeine Formen gutheißen. Beſonders muß ſie die Wahl der Mittel verwerfen. Wenn Pombal gerecht war, hat ſeine Grauſamkeit ſeinem Ruhme geſchadet.

In der wahrhaft erſtaunlichen Zahl der in dieſem Augenblicke durch die Jeſuiten oder deren Vertheidiger verbreiteten Publikationen wird der Name des Herzogs von Choiſeul beſtändig neben dem des Marquis von Pombal genannt. Man ſchildert ſie als von Anfang an zur Vernichtung des Ordens verbündet. Man wiederholt, nach dem Abbé Georgel und andern Pamphletſchreibern, daß Choiſeul die Jeſuiten von jeher gehaßt habe. Man ſtellt ihn als den Anſtifter ihres Sturzes dar; man wollte und will noch tagtäglich dieſen groben Irrthum durch unverbürgte Anekdoten beweiſen. Die Jeſuiten ſelbſt haben ihn auf die Bahn gebracht. Indem ſie eine Verbindung zwiſchen den beiden Miniſtern vorausſetzten,

ſtellten ſie dieſelben als gleichbetheiligt am Sturze des Ordens dar. Wollte man den Schriftſtellern dieſer Parthei glauben, ſo hatten Pombal und Choiſeul die Rollen unter ſich getheilt; jener ſollte den Anfang machen, dieſer ihm zu Hülfe kommen. Nichts kann falſcher ſein; die diplomatiſche Korreſpondenz, die vertraulichſten Briefe des Herzogs von Choiſeul haben uns vorgelegen. In einem geheimen, an Ludwig XV. ſelbſt gerichteten Memoire, erinnert der Herzog den König daran, daß nicht er die Initiative dieſer großen Maßregel ergriffen habe: „Ew. Majeſtät," ſagt er zu ihm, „weiß es wohl, — obgleich man geſagt hat, ich hätte an der Vertreibung der Jeſuiten mitgearbeitet, — *weder von fern noch nah, weder öffentlich noch privatim habe ich in dieſer Sache einen Schritt gethan*" *). Dieſe beiden Staatsmänner waren ſich nicht eins; ſie verſtanden einander nicht, ſie konnten einander nicht verſtehen. Es war nichts Gemeinſames zwiſchen dem ſchwerfälligen und rachſüchtigen Portugieſen und dem glänzenden, dem beweglichen und graziöſen Miniſter Ludwig XV. Nie gab Choiſeul dem Verfahren Pombals ſeinen Beifall; er ſprach nur mit Kälte, ja oft mit Verachtung darüber. Seine Rohheit erſchien ihm als plump, ſein Pathos verkehrt angebracht, ſeine Kühnheit impertinent. Er ſpöttelte mit dem Fürſten von Kaunitz oft über ihn: „Dieſer Herr," ſagten ſie, „hat alſo immer einen Jeſuiten zu Pferd vor der Naſe!" Weder als Miniſter, noch als Günſtling, und weniger noch als großer Herr wollte der Herzog mit dem neugebackenen Marquis verglichen werden. Alles an Pombal war für Choiſeul anſtößig; er fand ihn ungerecht, grauſam und, was noch ſchlimmer iſt, geſchmacklos.

Inzwiſchen näherten ſie ſich einander auf kurze Zeit. Choiſeul hatte den Familienpakt geſchloſſen; er hoffte Portugal wegen des kapetingiſchen Urſprungs des Hauſes Braganza mit hineinzuziehen. Außerdem brachte ein gemeinſchaftlicher Haß ſie näher. Frankreich fand ſich in Krieg mit den Engländern und der lebendigſte Groll beſeelte den Marquis von Pombal gegen dieſelben. Sein Betragen gegen England war ein ſeltſames. Ein oder zwei kühne diplomatiſche Noten gaben und geben ihm noch den Ruf eines Patrioten und eines Feindes der Engländer. Diejenige Parthei, welche für die Idee dieſes Miniſters eingenommen iſt (und dieſe Parthei exiſtirt noch immer in Portugal), erhebt ſeine Unabhängigkeit, welche nur ſcheinbar war. In Worten *gegen* England, war Pombal demſelben der That nach immer ergeben. Während er die Freiheit

*) Staatsſchriften und Manuſkripte des Herzogs von Choiſeul.

Portugals laut proklamirte, wiegelte er die Stadt Porto zur Errichtung der Kompagnie auf, welche den Engländern das Monopol des Weinhandels verſchaffte. Es exiſtirt ſogar die Tradition in den politiſchen Kreiſen zu Liſſabon, daß dieſe Rodomontaden des Marquis bisweilen mit dem Londoner Kabinete verabredet geweſen wären, um der Nachgiebigkeit zum Schleier zu dienen *). Dennoch war eine wirkliche Kälte zwiſchen England und Portugal vorhanden. Die Engländer, wer ſollte es glauben? hatten die Vertreibung der Jeſuiten ungern geſehen; ihr Handel hatte dadurch gelitten; ſo ſehr waren die Intereſſen des Ordens mit demſelben verknüpft. Die portugieſiſchen überſeeiſchen Beſitzungen ſahen damals jene Unruhen ausbrechen, welche Pombal in offiziellen Aktenſtücken, deren Echtheit wir verbürgen können, brittiſchem Einfluſſe zuſchreibt **).

Die Eintracht zwiſchen den Kabineten von Verſailles und Liſſabon konnte nicht von langer Dauer ſein. In den Verhältniſſen Portugals zu England ſind Klage und Nachgiebigkeit gleich unvermeidlich. Choiſeul gab ſich alle mögliche Mühe, Portugal zu dem Familienpakt zu ziehen, und hier war es, wo er ſcheiterte. Die Geſandten Spaniens und Frankreichs überreichten gleichzeitig im Namen ihrer Höfe Noten, um den König von Portugal zu nöthigen, ſich zu ihren Gunſten zu erklären und England ſeine Häfen zu verſchließen, wenn es nicht als Feind behandelt werden wollte. Sie forderten eine Antwort in kürzeſter Friſt. Der Ton ihrer Forderung verrieth ſchon, daß ſie weniger einen Beitritt, als eine abſchlägige Antwort erwarteten. Pombal antwortete mit Adel und Mäßigung; er beſtand auf der Neutraliät Portugals. Während er der genommenen Maßregel mit Worten opponirte, ſchritten die ſpaniſchen Truppen über die Grenze, verkündigend, daß ſie nicht kämen, um die Portugieſen anzugreifen, ſondern um ſie von dem brittiſchen Joche zu befreien. Bei dieſer Nachricht ließ ſich Pombal von einer jener Regungen

---

*) Pombal, mit den Whigs und beſonders mit Pitt (Lord Chatham) liirt, fand weit weniger Sympathie bei der Toryparthei, welche im Miniſterium kurz nach der Thronbeſteigung Georg's III. durch Lord Bute vertreten wurde.

**) Man findet eine Spur dieſer auffallenden Beſchuldigung in den Briefen der Madame du Deffand. Lady Rochford, Gemahlinn des engliſchen Geſandten, ſtand in dem Rufe, mit den Jeſuiten und mit dem Herzoge von Lavauguyon, deren Beſchützer, zu intriguiren (Brief vom 13. Febr. 1769). — Anſchuldigungen derſelben Art fanden wir in den kaiſerlichen Archiven zu Rio-Janeiro in der Korrespondenz des Marquis von Pombal mit den Vicekönigen von Braſilien. Siehe den Anhang.

des Stolzes hinreißen, die an einem Staatsmanne gefallen, weil ſie beweiſen, daß der Kopf das Herz nicht immer ausſchließt. Entblößt von Allem, ohne Vertheidigungsmittel, unerwartet überfallen, wartete er das Manifeſt des Königs von Spanien nicht ab; er erklärte den Krieg zuerſt. Trotz eines mehr ſcheinbaren als wirklichen Zwieſpaltes konnte ihm der Beiſtand Englands nicht fehlen; er nahm ihn in Anſpruch. So ſtanden alſo auf der einen Seite Frankreich und Spanien, auf der andern Portugal und England. Die Maßregeln der Vertheidigung waren mit mehr Umſicht ergriffen worden, als die des Ueberfalls. Pombal entwickelte eine große Thätigkeit; er hob den kriegeriſchen Geiſt, den er ſelbſt hatte ſchwächen helfen. Dieſer von der franzöſiſch-ſpaniſchen Armee angefangene Krieg war nur von kurzer Dauer, und Portugal, welches ſeit einigen Jahren Europa beſchäftigt hatte, verfiel wieder in ſeine gewöhnliche Stille. Die öffentliche Aufmerkſamkeit richtete ſich anderswohin *).

Zweites Kapitel.

Die Jeſuiten und Frau von Pompadour. — Prozeß des Paters Lavalette. — Ludwig XV. vertreibt die Jeſuiten aus Frankreich. — Karl III. vertreibt ſie aus der ganzen ſpaniſchen Monarchie.

Bei dem Sturze der Jeſuiten in einem entlegenen Lande waren ihre Feinde überall erwacht. In Frankreich war man erſtaunt über die Leichtigkeit, mit welcher der Orden ſeiner Verurtheilung ſich gefügt hatte. Der Mangel an Widerſtand machte die Feindſchaft kühner. Bis dahin war der Ruf der Geſchicklichkeit der ehrwürdigen Väter der mächtigſte Schutz für ſie geweſen: Niemand hatte die Breſche gegen ſie eröffnen wollen; als man aber ſah, daß ſie ſich ohne Kampf ergaben, als der Bruch eines kleinen Hofes mit dem heiligen Stuhle bei dieſer Gelegenheit mit großem Geräuſch erklärt worden war, ohne irgend Unruhe herbeizuführen, ſelbſt ohne eine tiefe Senſation verurſacht zu haben, da ereignete ſich, was man oft in den menſchlichen Angelegenheiten wahrnimmt: die Wahrſcheinlichkeit des Erfolges verdoppelte die Zahl der Gegner. Es bedurfte nur einer Veranlaſſung, und vermöge eines andern Geſetzes der menſchlichen Natur

*) Manuſkripte des Grafen Fr. Em. v. Saint-Prieſt, Geſandten und Miniſters unter Ludwig XV. und XVI.

ließ dieſe Veranlaſſung nicht lange auf ſich warten. Der Sturz der Jeſuiten in Frankreich wurde unvermeidlich. Eine Hofintrigue hatte ihn vorbereitet, ein öffentliches Aergerniß vollendete ihn.

Es iſt ſehr wahr, daß Frau von Pompadour, nachdem ſie eine Unterhandlung mit den Jeſuiten verſucht hatte, ſie nicht mehr ausſtehen konnte und ihren Untergang beſchloß. Hier iſt das Zeugniß der Favoritinn durchaus bedeutend; es iſt in zu auffallenden Ausdrücken abgefaßt, es gibt ein zu genaues Bild von der Epoche, worin es abgelegt wurde, als daß nicht eine wörtliche Mittheilung jedem Kommentar unendlich vorzuziehen wäre. Man muß Frau von Pompadour ſprechen hören. Folgendes ſind die Inſtruktionen, die von ihr ſelbſt einem nach Rom geſchickten geheimen Agenten ertheilt worden ſind:

„Zu Anfang des Jahres 1752, entſchloſſen — aus Beweggründen, von denen es nicht nöthig iſt, Rechenſchaft abzulegen — für den König nur die Gefühle der Erkenntlichkeit und der reinſten Anhänglichkeit zu hegen, erklärte ich dies Sr. Majeſtät, mit der flehentlichen Bitte, die Doktoren der Sorbonne zu Rathe ziehen zu laſſen, auch ſeinem Beichtvater zu ſchreiben, daß er Andere zu Rathe ziehen möchte, um Mittel zu finden, mich bei ſeiner Perſon zu laſſen, (weil er es wünſchte,) ohne dem Verdacht einer Schwäche ausgeſetzt zu ſein, die ich nicht mehr hatte. Da der König meinen Charakter kannte, ſo fühlte er, daß von meiner Seite keine Umkehr zu hoffen war, und ging auf das ein, was ich wünſchte. Er ließ die Doktoren befragen und ſchrieb an den Pater Pérusſeau, welcher auf einer vollſtändigen Trennung beſtand. Der König antwortete demſelben, daß er keineswegs dazu einwilligen würde; daß er nicht ſeinetwegen ein Arrangement wünſche, welches dem Publikum keinen Verdacht laſſe, ſondern lediglich zu meiner eigenen Genugthuung; daß ich ihm zum Glücke ſeines Lebens, zum Wohl ſeiner Angelegenheiten unentbehrlich ſei; daß ich die einzige wäre, die es wagte, ihm die einem Könige ſo nützliche Wahrheit zu ſagen, u. ſ. w. Der gute Pater hoffte in dieſem Augenblicke, daß er ſich zum Herrn über den Geiſt des Königes machen könnte, und wiederholte immer dieſelbe Sache. Die Doktoren der Sorbonne gaben Antworten, auf deren Grund es möglich geweſen ſein würde, ſich zu arrangiren, wenn die Jeſuiten beigeſtimmt hätten. Ich ſprach in dieſer Zeit mit Perſonen, welchen das Wohl des Königes und der Religion am Herzen lag; ich verſicherte ſie, daß der König, wenn ihn der Pater Pérusſeau nicht durch die Sakramente feſſelte, ſich einer Lebensweiſe hingeben möchte, welche Jedermann betrüben würde.

Man glaubte mir nicht, und in kurzer Zeit ſah man ein, daß ich mich nicht getäuſcht hatte. Die Sachen blieben alſo, dem Anſchein nach, wie früher, bis zum Jahre 1755. Da brachte mich ein anhaltendes Nachdenken über das Unglück, welches mich ſelbſt im größten Glücke verfolgt hatte, und die Gewißheit, daß die Güter der Welt mich nie glücklich machen würden, weil ich, obſchon keins derſelben mir fehlte, doch nicht zum wahren Glücke hatte gelangen können, das Losreißen von Dingen, die mich am meiſten erfreuten: kurz, Alles zu der Ueberzeugung, daß das Glück einzig in Gott beruhe. Ich wandte mich an den Pater de Sacy, als einen Mann, der von dieſer Wahrheit am tiefſten durchdrungen war; ich zeigte ihm meine Seele ganz unverhüllt, er prüfte mich insgeheim vom Monat September bis Ende Januar 1756. Er machte mir in dieſer Zeit den Vorſchlag, einen Brief an meinen Gemahl zu ſchreiben, deſſen von ihm eigenhändig geſchriebenes Konzept ich noch beſitze. Mein Gemahl weigerte ſich, mich jemals wieder zu ſehen. Der Pater veranlaßte mich, des Anſtandes wegen, mir eine Stelle bei der Königinn auszubitten; er ließ die Treppen ändern, die zu meinen Gemächern führten, und der König gelangte nur noch durch das Geſellſchaftszimmer dahin. Er ſchrieb mir ein beſtimmtes Betragen vor, welches ich genau befolgte. Dieſe Veränderung machte einen großen Lärm am Hofe und in der Stadt; Intriguanten aller Art miſchten ſich hinein; der Pater de Sacy war von ihnen umringt und erklärte mir, daß er mir die Abſolution verweigern würde, ſo lange ich noch am Hofe bliebe. Ich ſtellte ihm alle die Verpflichtungen vor, die zu übernehmen er mich veranlaßt hatte, ſo wie den Wechſel, welchen die Intrigue in ſeine Denkweiſe hervorgebracht hätte u. ſ. w. Am Ende ſagte er mir, *man hätte über den Beichtvater des ſeligen Königs allzuſehr geſpottet, als der Herr Graf von Toulouſe zur Welt gekommen; er wolle nicht, daß es ihm ebenſo ergehe.* Einem ſolchen Beweggrunde hatte ich nichts entgegen zu ſetzen, und nachdem ich Alles erſchöpft, was der von mir gehegte Wunſch, meine Pflichten zu erfüllen, mir als das geeignetſte hatte erſcheinen laſſen, um ihn zu überreden, der Stimme der Religion und nicht der Intrigue Gehör zu geben, ſah ich ihn nicht mehr. Nun kam der fluchwürdige fünfte Januar des Jahres 1757 heran und war von den nämlichen Intriguen begleitet, als das Jahr vorher. Der König that ſein möglichſtes, um den Pater Desmarêts zur Wahrheit der Religion hinzuführen. Da ihn dieſelben Beweggründe hatten handeln laſſen, war auch ſeine Antwort

keine andere, und dem Könige, welcher ſeine Pflichten als Chriſt zu erfüllen ſehnlichſt wünſchte, wurde es verſagt, und er fiel kurz nachher wieder in dieſelben Verirrungen zurück, aus denen man ihn ſicherlich gezogen haben würde, wenn man aufrichtig zu Werke gegangen wäre.“

„Trotz der außerordentlichen Geduld, die ich anderthalb Jahre hindurch mit dem Pater de Sacy gehabt hatte, war mein Herz nichtsdeſtoweniger wegen meines Seelenzuſtandes zerriſſen. Ich ſprach darüber mit einem braven Manne, in den ich Vertrauen ſetzte; er wurde dadurch gerührt und ſuchte die Mittel, dieſem Zuſtande ein Ende zu machen. Ein ihm befreundeter, ebenſo gelehrter als intelligenter Abbé ſetzte einem Manne, der ebenſo tüchtig als er ſelbſt war, ſie zu beurtheilen, meine Lage auseinander. Beide waren der Anſicht, daß mein Betragen nicht die Qual verdiente, welche man mich empfinden ließ. Demzufolge gab mein Beichtvater nach einer abermaligen, ziemlich langen Probezeit ſein ungerechtes Verfahren auf und ließ mich zu den Sakramenten zu, und obgleich ich einigen Kummer fühle, das Geheimniß bewahren zu müſſen, (um meinem Beichtvater übele Nachreden zu erſparen,) ſo iſt es doch ein großer Troſt für meine Seele.“

„Die Negotiation, um die es ſich handelt, hat alſo keine Beziehung auf mich, aber ſie intereſſirt mich lebhaft wegen des Königes, welchem ich in dem Maße, als ich es ſein muß, zugethan bin. Von meiner Seite braucht man ſich alſo nicht zu fürchten, unangenehme Bedingungen zu ſtellen; der Vorſchlag, mich mit meinem Gemahle wieder auszuſöhnen, kann nicht mehr gemacht werden, weil er ſich ein für allemal geweigert hat und darüber mein Gewiſſen beruhigt iſt; alle andere Bedingungen werden mir keinen Verdruß machen. Es handelt ſich nur darum, diejenigen zu ſehen, welche dem Könige vorgelegt werden ſollen, und die Mittel dazu zu ſuchen, iſt die Sache geſchickter Perſonen, denen das Wohl des Königes am Herzen liegt.“

„Der König, durchdrungen von den Wahrheiten und Pflichten der Religion, wünſcht alle ihm möglichen Mittel anzuwenden, um gegen die von der Kirche gebotenen religiöſen Handlungen ſeinen Gehorſam zu beweiſen, und beſonders wünſcht Sr. Majeſtät die Oppoſition aus dem Wege zu räumen, die er hinſichtlich der Zulaſſung zu den Sakramenten findet. Der König iſt beunruhigt über die Schwierigkeiten, welche ihm ſein Beichtvater in dieſer Hinſicht macht, und er hegt die Ueberzeugung, daß der Papſt und diejenigen, welche er zu Rathe ziehen will, wenn ſie von den Thatſachen unterrichtet ſind, durch

ihren Rath und ihre Autorität die Hemmniſſe wegräumen werden, welche ihn hindern, einer für ihn heiligen und für die Völker erbaulichen Pflicht nachzukommen.“

„Es iſt nothwendig, dem Papſte und dem Kardinal Spinelli den wahren Zuſammenhang der Thatſachen vorzuſtellen, damit ſie für die erregten Schwierigkeiten, ſowohl in Bezug auf das Weſentliche der Sache, als wegen der Intriguen, welche dieſelben erregen, eine Abhülfe zu gewähren im Stande ſind.“

Hier ändert die Marquiſe den Styl, ohne den Leſer davon zu unterrichten, und ſpricht, wie Cäſar, in der dritten Perſon:

„Der König hegt in ſeinem Herzen eine Freundſchaft und ein Vertrauen für die Frau Marquiſe von Pompadour, welche den Frieden und die Ruhe ſeines Lebens ſchafft. Dieſe Gefühle Sr. Majeſtät ſind ganz andere als die, welche die Leidenſchaft hervorruft. Man kann, und dies iſt die reinſte Wahrheit, verſichern, daß ſeit vier Jahren und darüber in dem Verhältniſſe des Königs und der Frau von Pompadour nichts liegt, was man einer Leidenſchaft zeihen könnte, und folglich nichts, was der ſtrengſten Sittlichkeit zuwider wäre.“

„Nachdem das Verhältniß des Königs zur Frau von Pompadour bereits einige Jahre hindurch ein ſolches geweſen war, wie wir es eben dargeſtellt haben, und beide feſt entſchloſſen waren, es auch fürder in dieſer Art fortbeſtehen zu laſſen, ſchrieb der König an ſeinen damaligen Beichtvater, den Pater Péruſſeau, daß er zum Abendmahl zu gehen wünſchte. Dieſer Beichtvater antwortete, daß er dem Wunſche des Königs nicht willfahren könne, wenn er nicht die Frau von Pompadour, in den Augen des Beichtvaters Gegenſtand des Anſtoßes, von ſich entfernte. Der König erwiederte dem Beichtvater, da Frau von Pompadour weder durch ihr Betragen, noch durch ihre Geſinnung, eine Veranlaſſung zur Sünde für ihn ſei, ſo wolle er das Glück ſeines Lebens und Vertrauens nicht aufopfern, weil in der That Frau von Pompadour für ihn kein wirklicher Grund zur Sünde wäre. Der Beichtvater beharrte bei ſeiner Weigerung, und der König ging nicht zum Abendmahl. Dies iſt der Gewiſſenszuſtand des Königs. Seitdem iſt der Pater Desmarêts dem Pater Péruſſeau im Amte eines Beichtvaters nachgefolgt. Beſchränkter als ſein Vorgänger, und gleich demſelben umringt von Perſonen, welche, weil ſie Frau von Pompadour vom Hofe verdrängen wollen, ihm zu verſtehen geben, daß es eine

Unehre für ihn ſei, dem Könige die Abſolution zu ertheilen, befolgt er die nämlichen Grundſätze" *).

So ſchrieb Frau von Pompadour. Sie nahm ſich vor, demgemäß zu handeln und hielt treulich Wort. Vielleicht wird man ſagen, die Jeſuiten ſeien ſich bei dieſer Gelegenheit nicht treu geblieben und hätten ſich dadurch zu Grunde gerichtet. Wir wollen gerechter ſein; dieſe vorübergehende Ungeſchicklichkeit ehrt ſie. Bei einer andern, noch weit entſcheidenderen Veranlaſſung waren ſie weniger glücklich. Erinnern wir mit wenigen Worten an ein nur zu bekanntes Abentheuer. Der Pater Lavalette, ein kühner Spekulant, begabt mit einem Geiſte, den ſein Jahrhundert proſkribirte, den aber das unſrige adoptirt, ſtand an der Spitze eines großen Etabliſſements des Ordens auf Martinique. Er benutzte dies, um Geſchäfte zu machen und ſchuf eine Bank. Eiferſüchtige Freunde, vielleicht Mitbrüder, hintertrieben ſeine Operationen. Seine Wechſel wurden ſowohl in Frankreich, als auch auf Martinique proteſtirt. Ein Haus zu Lyon und Marſeille deponirte ſeine Bilanz, klagte den Geſchäfte machenden Jeſuiten laut als den Urheber ſeines Sturzes an und nahm die ganze Geſellſchaft, als ſolidariſch für eins ihrer Mitglieder haftend, in Anſpruch. Hiebei ſtrafte die Geſellſchaft noch einmal ihren alten Ruf der Gewandtheit Lügen, aber auf eine noch weniger nobele Weiſe, als bei der Frau von Pompadour. Statt zu zahlen, ſtatt den ganzen Orden kontribuiren zu laſſen, gab der General den Pater Lavalette und das Haus auf Martinique preis. Er beging einen ſehr groben Fehler, indem er die Entſcheidung des Prozeſſes der großen Kammer des Pariſer Parlaments übertragen ließ. Die Jeſuiten, ſagen ihre Skribenten, hörten auf perfide Rathſchläge. Das iſt möglich; allein warum hörten ſie darauf? Wozu nützt jene berühmte Schlauheit, wenn man Schlingen nicht entgeht? Wie dem auch ſein mag, wenn eine Schlinge da war, ſo gingen ſie hinein. Dieſer Prozeß machte das größte Aufſehen. Die Jeſuiten wurden, als ſolidariſch verhaftet für die Schuld des Paters Lavalette, dem Marſeiller Hauſe eine Million fünfmalhundert und zweitauſend Livres zu zahlen und zu allen Koſten verurtheilt. Ihre Güter wurden mit Beſchlag belegt und ſollten, wenn es zur vollſtändigen Zahlung erforderlich wäre, verkauft werden.

Dieſer materielle Verluſt, den etwas Entſchloſſenheit und Takt leicht gedeckt haben würde, war nichts gegen die moraliſche Schlappe, welche die Geſellſchaft zu gleicher Zeit erlitt. Im Laufe des Prozeſſes ſah ſie

*) Handſchriften des Herzogs von Choiſeul.

ſich gezwungen, ihre Regel, dieſe bis dahin vor profanen Augen ſo ſorgfältig geheim gehaltene Regel, zu produziren. Von dieſem Augenblicke an verſchwanden alle unbedeutenden Fragen: Maitreſſen, Bankerotte, Frau von Pompadour, der Pater Lavalette, das Defizit der Banquiers, (welche nie bezahlt wurden,) alle Nebenfälle dieſes Handels traten vor der Geſellſchaft ſelbſt in den Hintergrund. In Frankreich hält ſich eine wichtige Sache ſchwer im Kreiſe der Perſönlichkeiten. Ein bloßer Privathandel geräth bald in Vergeſſenheit; um derſelben zu entgehen, muß er ſich an die allgemeinen Ideen anknüpfen, die allein, was man auch thun mag, uns zu paſſioniren vermögen. Vermöge einer geiſtigen Eigenthümlichkeit, die Frankreich eigen iſt und von der gewiß nichts es wird heilen können, verſchwindet die Nebenfrage immer vor der Prinzipienfrage; darauf läuft am Ende jede Debatte hinaus, während man anderswo faſt immer in individuelle Diskuſſionen verfällt. Dies ſah man in Portugal; die praktiſche Anwendung war raſch und lebendig geweſen; die urſprünglichen Zwecke waren beſchränkt und kleinlich; alles drehte ſich in dem engen Kreiſe einiger Eigennamen und einiger einzelnen Fakta. In Frankreich war das nicht der Fall. Die Beſchwerden dieſer oder jener Favoritinn, der Ehrgeiz dieſes oder jenes Miniſters, beſchäftigten die öffentliche Meinung nur unbedeutend; aber man ging auf die Quelle des Streites zurück. Jene ſo vergeſſenen dogmatiſchen Diskuſſionen erlangten ihre ganze Kraft im Intereſſe des Augenblicks, Alles den Reiz der Neuheit wieder. Ueberall wollte man dieſe myſteriöſen Diskuſſionen ſehen und berühren. Frauen, junge Leute bewieſen den Eifer alter Geſetzkundiger. Pascal wurde der Heilige des Augenblicks, La Chalotais war der Held. Sein Compte rendu, deſſen Ruhm ihm die Jeſuiten vergeblich entreißen wollten, die des Generaladvokaten Joly de Fleury und des Generalprokurators Ripert de Montclar, der Rapport Laverdy's, der Antrag des Abbé Chauvelin fanden ſich auf allen Toiletten neben Tanzaï und den Bijoux indiscrets. In den Räumen der Theater vergaß man das Stück des Abends über dem Faktum des Morgens. Tartüfe verblich vor Escobar. In den geräumigen Hotels der Cité und der Inſel Saint-Louis, die hergebrachter Weiſe von den alten Beamtenfamilien bewohnt waren, ebenſogut als in den finſtern Hinterläden, worin Generationen von Kaufleuten ſeit Jahrhunderten einander folgten, war die Debatte, ernſter und aufrichtiger, nicht weniger leidenſchaftlich, noch weniger heiß. Jedes Geſchlecht, jedes Alter, jeder Stand riß ſich um die in Unzahl aus der Offizin der Weißmäntel hervorgehenden Schriften; man ſprach von nichts als von Probabilismus, von Gewiſſensverträgen, von ſchlaffen

Grundſätzen, von ſtillem Vorbehalt. Kurz, man ſprach damals ſo viel davon, als wir jetzt gar nicht davon reden werden.

Die Philoſophen, ihrerſeits, fanden, daß man zu viel davon ſprach. Der Triumph der Janſeniſten machte, daß ſie ſich auf die Seite der Jeſuiten neigten. Dieſe ſeien, ſagten ſie, mit Recht beſtraft für das, was ſie ihre Inſolenz nannten; ſie lächelten über dieſen Sturz, zu dem die Reichen und Großen, deren Tiſchgenoſſen dieſe Väter immer waren, eingewilligt hatten. Sie waren froh, ſie als Mönche fallen zu ſehen, aber als Verbannte begannen ſie dieſelben zu bedauern. Die Janſeniſten wurden allmächtig *). Vergebliche, allzuſpäte Oppoſition! Die Bewegung war einmal da; Voltaire ſelbſt hätte ſie nicht aufhalten können, hätte er es auch gewollt, was nicht gewiß iſt. Inzwiſchen war ein weſentlicheres Hinderniß noch zu überſteigen, der Widerſtand des Königs. In Ludwig XV. herrſchte ein eigenthümliches Gemiſch verſchiedener Eindrücke und widerſprechender Gewohnheiten. Er war in Achtung vor den Jeſuiten erzogen worden, aber dieſe Achtung war nicht frei von Furcht. Die alten Beſchuldigungen des Königsmordes hatten auf ſein furchtſames Gemüth keinen geringen Eindruck gemacht. Nach dem Beiſpiele aller ſeiner Vorgänger ſeit Heinrich IV. erblickte er in der Stütze eines jeſuitiſchen Beichtvaters bei ſeiner Perſon nicht blos eine ſittliche Wohlanſtändigkeit, ſondern auch eine materielle Garantie; mit einem Worte, es ſchien ihm gewagt und ſelbſt gefährlich, ſich mit den Vätern zu überwerfen. Außerdem war er überzeugt von ihrer Geſchicklichkeit im Unterrichten; aber dieſes Motiv des allgemeinen Nutzens berührte den Egoismus eines ſolchen Fürſten nur wenig; die Sorge für ſeine Sicherheit nahm ihn weit mehr in Anſpruch. Geboren auf dem Throne, Gegenſtand der Schmeichelei ſeit ſeinem fünften Lebensjahre, dem Tode unter dem Geräuſch öffentlicher Akklamationen entriſſen, erklärter Liebling ſeines Volkes, hatte Ludwig XV. einen unermeßlichen Werth auf ſein eigenes Leben geſetzt. Auch war er der Enkel Ludwig XIV., und er war es nicht umſonſt. Wie ſein Großvater, aber ohne dieſelbe Kraft der Seele, hielt er ſich von einer über die übrigen Sterblichen erhabenen Natur. Dies war die Erziehung zu Verſailles. Ludwig XV. dachte ſehr offen, ſehr aufrichtig und im beſten Glauben von der Welt, daß die Hingebung der Könige an die Religion und ihre Diener reichlich ihre

*) „Wozu könnte es mir helfen, von den Füchſen befreit zu ſein, wenn man mich den Wölfen überlieferte?" ſchreibt Voltaire am 3. November 1762 an La Chalotais. **Voltaire, éd. Delangle, t. LXXXII, p. 37.**

Schwächen gutmache und ſie in einer von dem großen Sünderhaufen abgeſonderten Sphäre erhielte. „Sie werden einſt verdammt ſein", ſagte er eines Tages zu Choiſeul. Der Herzog widerſprach und nahm ſich die Freiheit, Sr. Majeſtät zu bemerken, daß man bei einem ſo ſtrengen Gerichte wohl auch für ihn zittern könnte; daß ein König, ſo hochgeſtellt über die übrigen Menſchen, noch mehr als ſeine Unterthanen, für gegebenes Aergerniß und gefährliches Beiſpiel verantwortlich ſein dürfte. „Unſere Verhältniſſe," verſetzte der König, „ſind ganz verſchiedener Art; ich bin der Geſalbte des Herrn!" Um ſeinen Gedanken noch mehr zu verdeutlichen, gab er dem Herzoge zu verſtehen, daß Gott ſeine ewige Verdammniß nicht zulaſſen würde, wenn es als König die katholiſche Religion aufrecht erhielte. Choiſeul geht in ſeinem Kommentar über dieſe königlichen Worte noch weiter, ja vielleicht zu weit; er behauptet, Ludwig XV. habe bei dieſer Gelegenheit ebenſogut glauben können, ſich mit völliger Gewiſſensruhe allen Lüſten hingeben zu dürfen. „Der König," ſetzt er hinzu, „war in ſeiner Religion unterrichtet wie eine Laienſchweſter in Sainte-Marie. Man konnte ihn nicht ohne Ekel darüber ſprechen hören, und, was faſt unglaublich iſt, und was ich nur darum glaube, weil er ſelbſt es mir geſagt hat, er hat ſich zu einer Verbindung mit dem Hauſe Oeſterreich nur durch die übel verſtandene Abſicht beſtimmen laſſen, den Proteſtantismus zu vernichten, ſobald er den König von Preußen zerſchmettert haben würde" *).

Der Widerſtand Ludwig XV. würde unüberſteiglich geweſen ſein, wenn nicht die Leichtigkeit ſeines Charakters größer geweſen wäre, als die Vorurtheile ſeiner Erziehung. Frau von Pompadour und, dieſer Favoritinn zu Gefallen, der Herzog von Choiſeul täuſchten den Monarchen; ſie zeigten ihm die Parlamente und das Volk als aufgebracht gegen die Jeſuiten, und erregten in ihm Furcht vor einer neuen Fronde. Zwiſchen zwei Extreme geſtellt, wählte der König dasjenige, welches ihm als das am wenigſten gefährliche erſchien. Choiſeul verſetzte ihn in die Alternative, entweder die Jeſuiten zu vertreiben, oder die Parlamente zu entlaſſen. Ludwig XV. war auf dieſen Staatsſtreich noch nicht vorbereitet; die Unterdrückung des Ordens ſchien ihm leichter. Man ſtellte ihm vor, daß die chriſtliche Religion fünfzehn Jahrhunderte ohne die Jeſuiten beſtanden hätte, und daß ſie auch recht gut ohne ſie beſtehen könnte. Auch wurden ihm die den Königsmord begünſtigenden Grundſätze einiger

*) Handſchriften des Herzogs von Choiſeul.

Kaſuiſten zu Gemüthe geführt. Mehr ermüdet als überzeugt, wie er überhaupt auch bei jeder andern Gelegenheit mehr die Ruhe als die Erkenntniß ſuchte, ergab ſich Ludwig XV.; allein vermöge eines Gefühles der Mäßigung, das ihm Ehre macht, willigte er nicht in die unmittelbare Vernichtung des Ordens. Er ließ nach Rom ſchreiben, um eine Reform zu erwirken, und um dieſelbe augenblicklich, ohne Zögerung und ohne Ausflüchte zu erlangen, ſchickte er Kurier auf Kurier. Choiſeul machte ſelbſt einen Entwurf dazu und ſandte ihn an den heiligen Stuhl. Durch Vermittelung des Kardinals von Rochechouart ließ er dem Papſte zu wiſſen thun, daß einundfünfzig franzöſiſche Biſchöfe, nicht in einer regelmäßigen, rechtsgültigen Verſammlung, ſondern zu einer Privatkonferenz bei dem Kardinal de Luynes, der ſelbſt dazu gehörte, verſammelt geweſen ſeien, nicht um eine Entſcheidung der gallikaniſchen Kirche, ſondern um dem Könige eine Konſultation zu geben; daß hier, mit Ausnahme von nur ſechs Stimmen, einhellig und nach einer gründlichen Prüfung der Ordensſtatuten entſchieden worden ſei, daß die unbeſchränkte Autorität des zu Rom reſidirenden Generals mit den Geſetzen des Königreiches unverträglich ſei; daß der General, um jeden Anſtand zu vermitteln, einen Stellvertreter ernennen ſolle, der in Frankreich ſeinen Aufenthalt nähme, was außerdem den Statuten angemeſſen ſei, die den General ermächtigten, in dringenden Fällen einen Stellvertreter zu ernennen. Die innere Leitung der Geſellſchaft würde durch dieſe Maßregel nicht geändert werden; im Gegentheil, wenn zufällig der General einmal ſeinen Aufenthalt in Frankreich nehmen ſollte, ſo würde er jede Gewalt über ſeinen Orden auszuüben haben, und die Befugniſſe des Stellvertreters fielen dann weg. Auf dieſe Weiſe würde die Aufrechthaltung der Societät und die Handhabung der Geſetze des Königreiches und namentlich eines Ediktes Heinrich's IV. v. J. 1611, vermittelt ſein, in welchem ein Paragraph ausdrücklich beſtimme, daß ein mit Vollmachten verſehener Jeſuit immer als Pfand und Kaution der Geſellſchaft bei dem Könige ſein ſolle *).

Dieſe Transaktion war jederzeit ehrenvoll, nicht gehofft unter den jetzigen Verhältniſſen. Man weiß, wie ſie von den Jeſuiten aufgenommen worden iſt: „Sint ut sunt, aut non sint! E n t w e d e r b l e i b e n ſ i e, w i e ſ i e ſ i n d, o d e r ſ i e h ö r e n a u f z u ſ e i n." Ihre Geſchichtſchreiber ſtellen heutzutage dieſe Antwort in Abrede. Die Unmöglichkeit, ſich in ihrem Weſen zu modifiziren, wenn ſie auch verſchiedene Formen

---

*) Depeſche des Herzogs von Choiſeul an den Kardinal von Rochechouart, vom 6. Januar 1762.

annimmt, macht die Stärke wie die Schwäche dieſer Geſellſchaft aus; das iſt es, was ſie ſo oft in den Todeskampf verſetzt; das iſt es aber auch, was ſie zu ſterben verhindert.

Zuletzt, trotz den Anſtrengungen einer mächtigen Parthei, an deren Spitze der Dauphin und die Prinzeſſinnen ſtanden, verwies Ludwig XV. die Geſellſchaft Jeſu aus Frankreich (1764), indem er ſtatt jeder Leichenrede blos ſagte: „Es muß ſpaßhaft ſein, den Pater Péruſſeau als Abbé zu ſehen!"

Zwei Jahre ſpäter war die Reihe an Spanien. Ein undurchdringliches Dunkel verhüllt hier noch die Urſachen dieſer Maßregel. Nie zog ein unbedeutenderes Motiv ein entſcheidenderes Reſultat nach ſich. Schon der Name, der dieſem Ereigniſſe in der Geſchichte geworden iſt, gibt Zeugniß von der Kleinlichkeit deſſelben; man nennt es die Emeute der Hüte. Man trug nämlich damals zu Madrid große Hüte mit breiten Rändern, ähnlich dem, welchen Beaumarchais bei Baſile beſchreibt. Bei dem Reformeifer, der damals in kleinen Dingen ebenſogut als in großen obwaltete, wollte Karl III. ſie abſchaffen. Außerdem war er dazu berechtigt durch die zahlreichen Mißbräuche, welche aus dieſer Kopfbedeckung, verbunden mit dem Gebrauche großer Mäntel, entſprangen. Der Miniſter Squillace wollte die capas und chambergos verbieten; allein er war ein Neapolitaner; die Spanier wollten ihm nicht gehorchen und revoltirten. Squillace wurde belagert in ſeinem Hauſe, welches unter tauſend Händen zuſammenſtürzte; der Miniſter entging dem Tode nur durch die Flucht. Vergeblich marſchirte die walloniſche Garde gegen das Volk, vergeblich redete der König von einem hohen Balkon herab zu den Aufrührern; weder die bewaffnete Gewalt, noch die königliche Majeſtät vermochten den Tumult zu beſänftigen. Nur den Jeſuiten gelang dies, und zwar mit einer ſolchen Leichtigkeit, daß man ſie anſchuldigte, die Emeute genährt zu haben. Der König glaubte es und vergaß es nicht (1766).

Die Revolte hatte mehrere Tage gedauert. Die Geſandten waren damals an dergleichen Volks-Epiſoden wenig gewöhnt. Der Marquis d'Oſſun, der den Verſailler Hof zu Madrid vertrat, von chevalereskem Eifer geleitet, bot dem Könige von Spanien die Hülfe Frankreichs an. Sie wurde nicht geradezu abgelehnt, nur über die Art und Weiſe war man noch nicht übereingekommen; allein Karl III., dem Herzen nach ein Kaſtilianer, gab endlich eine abſchlägige Antwort, die Ludwig XV. beruhigte, welcher anfänglich über die Madrider Unruhen aufs höchſte beſtürzt war. Um die geringſten Details dieſes Ereigniſſes ſich bekümmernd,

forſchte Ludwig denſelben mit der Aengſtlichkeit einer ſchwachen Seele und der Vorausſicht eines tüchtigen Verſtandes nach. Zu dieſer Zeit war eine Revolte noch ein ſchlimmes Ereigniß, und das Gerücht von einer Emeute in einem Nachbarlande war wohl im Stande, ſelbſt einen apathiſchen Herrſcher aus ſeinem Schlummer zu rütteln. Außerdem fühlte ſich Ludwig XV., trotz ſeiner Sorgloſigkeit, tief dadurch verletzt, daß eine königliche Majeſtät ſich ſoweit vergeſſen konnte. Welcher Gedanke, daß ein Prinz von Geblüt nothgedrungen war, vor dem gemeinſten Pöbel zu erſcheinen! Nichtsdeſtoweniger und als letztes Endreſultat, wie denn die Trägheit Ludwigs ſeine Indignation überwiegen mußte, befahl er ſeinem Geſandten, in Zukunft dem Kabinette von Aranjuez keine Vorſchläge mehr zu machen, und erklärte, daß er blindlings auf die Weisheit des Königs, ſeines Vetters, baue.

Seinen eigenen Eingebungen überlaſſen, würde der Herzog von Choiſeul weniger Geduld bewieſen haben. Er fällte ein ſtrenges Urtheil über die Schwäche Karls III. und über die Unfähigkeit ſeines Miniſters Grimaldi; die Möglichkeit, daß Dom Ricardo Wall und der Herzog von Alba, Feinde Frankreichs, wieder ans Ruder kommen konnten, erhöhte noch ſeinen Verdruß. Er war unwillig über Karls Unthätigkeit *). Inzwiſchen erloſch die Erinnerung an dieſe Emeute bald. In der That war ſie vom 27. März 1766 bis zum 7. April 1767, ungeachtet ſie unbeſtraft geblieben war, ganz in Vergeſſenheit gerathen, und Niemand dachte mehr weder an die Urſachen, noch an die Folgen dieſer Bewegung, als in einem Augenblicke, wo Spanien und Europa es am wenigſten erwarteten, ein königliches Dekret erſchien, welches den Orden der Jeſuiten auf der Halbinſel aufhob und ſie aus der ſpaniſchen Monarchie verbannte.

Man denke ſich das Erſtaunen Europas bei dieſer Nachricht. Nichts hatte die Gemüther darauf vorbereitet: keine Drohungen, keine Vorläufer des Sturmes; im Gegentheil, verdoppelte Lobſprüche und Achtung. Die leichtgläubige Societät hatte ſich durch dieſe Schmeicheleien einſchläfern laſſen. Aus Frankreich verbannt, rühmte ſie ſich der Freundſchaft des katholiſchen Königs, und in dem Augenblicke ſelbſt, wo ſie am meiſten darauf pochte, erhob ſich der Arm, welcher ſie zu ſtützen ſchien, um ſie zu zerſchmettern. Wie den Streich abwenden? wie überhaupt eine demüthigende Verwerfung erklären? Bis dahin hatte die Eigenliebe der

---

*) d'Oſſun an Choiſeul (27. März 1766). — Offizielle Anwort Choiſeul's an d'Oſſun (20. Mai). — Privatſchreiben Choiſeul's an d'Oſſun.

Jeſuiten ſich zu ſichern verſtanden. Den Angriffen philoſophiſcher Miniſter und janſeniſtiſcher Parlamente ausgeſetzt, machten die Väter, ihrer ſteten Gewohnheit gemäß, die Religion für ihre Niederlagen verantwortlich. Die Grundſätze ihrer Verfolger heiligten ihren Fall. Welchen Beweggrund ſollte man diesmal anführen? d'Aranda, Präſident des Staatsrathes, Monino, Roda, Campomanes, untergeordnete Miniſter, ſind ſicher vom Gifte moderner Doktrinen angeſteckt; aber, wenn es auch leicht iſt, an ihnen einige ſchwache Züge eines Pombal, eines Choiſeul zu erkennen, gleicht der König Don Carlos einem Joſeph von Braganza, oder einem Ludwig von Bourbon? Iſt er, gleich dieſen beiden Monarchen, in Trägheit verſunken, durch Genüſſe entnervt? Er iſt thätig, tugendhaft, ſelbſt keuſch; er iſt nicht ſeinen Miniſtern untergeben, prüft Alles mit dem Auge eines Gebieters, vereint mit der Ausübung der Gewalt einen geraden Sinn und eine feurige Seele; außerdem iſt ſeine Frömmigkeit ebenſo lebendig als aufrichtig. Nie war ein Fürſt katholiſcher in der ſtrengſten Bedeutung des Wortes; neue, gleichzeitige Mirakel ſetzen ſeine Vernunft nicht in Staunen. Weit entfernt, ſich gegen den römiſchen Hof feindſelig zu zeigen und deſſen geiſtliche Gunſtbezeugungen zu verſchmähen, ſucht er ſie vielmehr und bewirbt ſich um ſie. Die Heiligſprechung irgend eines Mönches ſteht in den Inſtruktionen, die er ſeinen Geſandten beim heiligen Stuhle gibt, immer vorn an. Alle dieſe dem Publikum wohlbekannte Thatſachen verwirrten die Jeſuiten und ihre Partheigänger; ſie wußten nicht, was ſie anfangen ſollten, um das Benehmen des Königs von Spanien zu erklären, um den Makel zu rechtfertigen, der von einem moraliſchen, aufrichtigen, übertrieben andächtigen Fürſten ihrem Orden angeheftet worden war. Ihre erſten Inſinuationen waren gegen die Dominikaner gerichtet, dem mit ihnen rivaliſirenden Orden, dem der Pater Osma, Beichtvater des Königs, angehörte *). Obgleich eine große Animoſität zwiſchen den verſchiedenen geiſtlichen Orden obwaltete, ſo war doch dieſe Erklärung nicht genügend; man bedurfte einer plauſibelern. Natürlich bot ſich der Name Choiſeul dar; der Herzog allein hatte Alles gethan; ſeine Machinationen hatten den Madrider Pöbel aufgewiegelt, um die Vertreibung der Jeſuiten herbeizuführen. Da dieſer Miniſter, nach der Angabe der Jeſuiten, der ſchwankenden Frömmigkeit Karls III. den letzten Stoß beibringen wollte, ſo hatte er ſich zur Fälſchung einer Privatunterſchrift entſchloſſen. Ein Brief, ſo

*) *Coxe* et *Muriel*, l'Espagne sous les rois de la maison de Bourbon, V, 31.

ſagt man, den Choiſeul Ricci zugeſchrieben, und worin die Schrift dieſes Generals des Ordens täuſchend nachgeahmt war, hatte den Zweck, den König von Spanien als einen Baſtard Alberoni's und den Infanten Don Louis als legitimen Souverain darzuſtellen *). Dieſe Anſchuldigung iſt völlig abſurd; es iſt ganz unmöglich, daß Choiſeul den Brief untergeſchoben, oder daß der Ordensgeneral ihn geſchrieben hätte. Keiner von beiden litt an Geiſteszerrüttung; ſie wußten, daß ein ſolches Manöver nur Ungläubige gefunden haben würde. Ehrgeiz war die einzige Leidenſchaft Eliſabeth's von Farneſe, der Mutter des Königs; nie ſchuldigte man ſie der Galanterie an. Bei dem gänzlichen Mangel eines mathematiſchen Beweiſes wendet ſich die Geſchichte zu moraliſchen Folgerungen. Sie alſo hat hier zu entſcheiden zwiſchen den ehrwürdigen Vätern und dem Könige von Spanien, zwiſchen einer höchſt ehrgeizigen Societät und einem Fürſten von zwar engherziger Geſinnung, aber von anerkannter Biederkeit und Freiſinnigkeit. Wir haben die Inſinuationen der Jeſuiten gehört, das Zeugniß Karl's III. fehlt uns nicht; wir finden es in einer Unterhaltung des Königs von Spanien mit dem franzöſiſchen Geſandten. Karl III. ſchwur dem Marquis d'Oſſun auf Ehre, daß er nie eine perſönliche Animoſität gegen die Jeſuiten gehegt, daß er ſogar vor dem letzten Komplott alle gegen dieſelben wiederholt vorgebrachten Anſchuldigungen zurückgewieſen habe. Vergeblich hatten treue Diener ihn unterrichtet, daß dieſe Mönche ſeit 1759 nicht aufhörten, ſeine Regierung, ſeinen Charakter, ja ſeinen Glauben zu verdächtigen. Die einzige Antwort, die er den Miniſtern gab, war, daß ſie voreingenommen oder ſchlecht berichtet wären. Aber der Aufſtand im Jahre 1766 hatte dem Könige die Augen geöffnet; die Jeſuiten hatten denſelben genährt, Karl war deſſen gewiß; er hatte den Beweis dafür; mehrere Mitglieder der Geſellſchaft Jeſu waren auf friſcher That ergriffen worden, als ſie Geld unter die Gruppen vertheilten. Nachdem ſie den Bürgerſtand durch verleumderiſche Inſinuationen gegen die Regierung aufgehetzt hatten, hatten die Jeſuiten nur auf ein Signal gewartet. Die erſte Gelegenheit genügte ihnen; ſie hatten ſich mit den kindiſchſten Vorwänden begnügt; bald waren es die Form eines Hutes oder Mantels, bald die Unterſchleife eines Intendanten, die Spitzbübereien eines Corregidor's. Das Unternehmen

---

*) *L'Abbé Georgel*, **Memoires, T. I, p. 110** und **112**. Der Exjeſuit Georgel, ein leidenſchaftlicher Feind des Herzogs von Choiſeul, beruft ſich auf g e h e i m e D e p e ſ c h e n e i n e s G e ſ a n d t e n, den er nicht einmal zu nennen für der Mühe werth hält.

ſcheiterte, weil der Tumult gleich am Palmſonntage ausbrach. Am Charfreitag hatte Karl III. während der Stationen in den Kirchen überfallen und am Fuße des Kreuzes umringt werden ſollen. Die Rebellen hatten es ohne Zweifel nicht auf ſein Leben abgeſehen; ſie wollten nur darum ihre Zuflucht zur Gewalt nehmen, um ihm Bedingungen vorzuſchreiben. Dies iſt das Weſentliche der Beweggründe, die der König von Spanien dem Marquis d'Oſſun auseinander geſetzt hat. Der Monarch betheuerte auch bei einer zweiten Gelegenheit die Wahrheit ſeiner Worte; er berief ſich auf das Zeugniß aller unbeſcholtenen Richter, aller unbeſtechlichen Beamten in ſeinen Staaten. Ja er verſicherte, wenn er ſich einen Vorwurf zu machen hätte, ſo wär es nur der, dieſe gefährliche Korporation zu ſehr geſchont zu haben. Dann ſetzte er nach einem tiefen Seufzer hinzu: „Ich habe zu viel von ihnen gelernt!" *)

Die Prozedur gegen die Jeſuiten dauerte ein Jahr: ſie wurde in tiefer Stille inſtruirt; nie wurde ein Geheimniß beſſer bewahrt. Dies iſt ein Meiſterſtück ſpaniſcher Verſchwiegenheit. Choiſeul ſelbſt wurde erſt einige Augenblicke vor der Publikation des Ediktes davon benachrichtigt. Der Graf d'Aranda fürchtete ſeine Leichtfertigkeit und Indiskretion gegen Frauen **). Um ſein Werk zu ſichern, verſäumte er keine Vorſichtsmaßregeln; beſonders trachtete er den römiſchen Hof einzuſchläfern. Der König und der Miniſter zogen Niemanden in ihr Vertrauen als Don Manuel de Roda, Mitglied des Staatsraths, einen geſchickten Juriſten und ehemaligen ſpaniſchen Agenten am Hofe zu Rom. Was Monino und Campomanes, ſehr einflußreiche Beamte, anlangt, ſo konferirte d'Aranda mit ihnen durch ſonderbare faſt romanhafte Mittel. Beide begaben ſich einzeln und ohne daß einer von dem andern wußte, an einen entlegenen Ort, in eine Art verfallenen Gemäuers. Hier arbeiteten ſie

*) Depeſchen des Marquis d'Oſſun an den Herzog von Choiſeul.

**) Abbé Georgel (*memoires*, T. I, p. 120) verſichert, daß Karl III. dem Herzog von Choiſeul gar keine confidenzielle Mittheilung gemacht habe. Dies iſt nur halb wahr, enthält aber doch Wahrheit genug, um die Anklage zu vernichten, die wir ſchon erwähnt haben und die einige Zeilen weiter vorkommt. Nach dem Abbé hatte Choiſeul die Revolte zu Madrid genährt, um die Vertreibung der Jeſuiten herbeizuführen. Core (histoire des Bourbons d'Espagne, T. IV) ſtellt dieſelbe Beſchuldigung auf, legt ihr aber andere Beweggründe unter. Dies iſt durchaus ungenau. Man findet keine einzige Spur davon in der Privat= und diplomatiſchen Correſpondenz des Herzogs von Choiſeul mit Hrn. d'Oſſun, ſeinem Freunde, ſeinem Verbündeten und einem der blindeſten Vollzieher ſeiner Politik.

allein und beſprachen ſich nur mit dem Miniſter. Der Graf nahm ihre Vorſchläge in Empfang, ſchrieb ſie ſelbſt ab, oder beauftragte junge Pagen damit, Kinder, denen man nicht mißtrauen konnte *). Nie ſind die auf die Jeſuiten bezüglichen Ordonnanzen und Denkſchriften durch die Büreaux ſeines Miniſteriums gegangen. Er ſelbſt trug die verſchiedenen Ausfertigungen zum Könige und zog als Dritten weder Monino, noch Campomanes zu; er beruhigte ihre Eigenliebe, indem er ihnen erklärte, daß er Meiſter ſein wolle, und daß dies gerecht ſei, weil er ſeinen Kopf auf das Spiel ſetzte.

Zäh, unbiegſam, feſten Willens und feſten Muthes, ging d'Aranda geradesweges aufs Ziel los. Auf ſeinen Rath fragte Karl III. den Papſt nicht vorher und zeigte ihm die Vertreibung der Jeſuiten als eine Thatſache an. Weder wurden außergewöhnliche Geſandtſchaften geſchickt, noch ungewöhnliche Wege betreten. Ein gewöhnlicher Courier überbrachte Clemens XIII. ein eigenhändiges Schreiben und zu gleicher Zeit ſupprimirte ein auf königlichen Befehl publizirtes Geſetz die Geſellſchaft Jeſu in der ſpaniſchen Monarchie. Nach dieſem Geſetze kann kein Exjeſuit unter irgend einem Vorwande nach Spanien zurückkehren; jede Correspondenz mit dieſem Lande iſt ihm bei den ſchwerſten Strafen unterſagt. Den geiſtlichen Behörden iſt es ausdrücklich verboten, auf der Kanzel irgend eine Anſpielung auf dieſes Ereigniß zu erlauben; die Spanier jeden Standes und Ranges ſind gehalten, über dieſen Gegenſtand das ſtrengſte Stillſchweigen zu beobachten. Jede Controverſe, jede Deklamation, jede Kritik, ja jede Apologie des neuen Reglements ſoll als ein Majeſtätsverbrechen angeſehen werden, weil es Privatperſonen nicht zuſteht, die Willensmeinung des Souverains zu beurtheilen und zu interpretiren.

Die Befehle des Hofes wurden auf der Stelle vollzogen. Am zweiten April 1767, an demſelben Tage und zu derſelben Stunde, öffneten die Alkaden der Städte in Spanien, in Nord- und Südafrika, in Aſien, in Amerika, auf allen Inſeln der Monarchie mit dreifachem Siegel verſchloſſene Pakete. Der Inhalt derſelben war gleichlautend: bei den ſtrengſten Strafen, ja man ſagt bei Todesſtrafe, war ihnen befohlen, ſich unmittelbar mit bewaffneter Hand nach den Häuſern der Jeſuiten zu begeben, ſie einzuſchließen, die Jeſuiten aus ihren Klöſtern zu verjagen und ſie binnen vierundzwanzig Stunden in den im Voraus beſtimmten Hafen zu transportiren. Die Gefangenen mußten ſich hier auf der

*) Georgel, I, 117. — *Souvenirs et portrait du duc de Levis*, p. 168, Artikel Aranda.

Stelle einſchiffen, ihre Papiere unter Siegel zurücklaſſen, und durften weiter nichts mitnehmen, als ein Brevier, eine Börſe und Kleidungsſtücke.

Bei dem erſten Gerücht von dieſer Maßregel konnte die Regierung irgend eine Volksbewegung fürchten; aber das ſpaniſche Phlegma behauptete ſein Uebergewicht, das Volk blieb ruhiger Zuſchauer, die zahlreichen Clienten, welche die Jeſuiten unter der Grandezza zählten, fügten ſich den Befehlen des Königs, verſchloſſen ihren Aerger in dem Innern ihrer Paläſte und ſetzten ihre einzige Hoffnung auf die Feſtigkeit des römiſchen Hofes. Clemens XIII., ein ſchwacher Greis, vergoß Thränen in Menge. Der Kardinal Torrigiani, der ihn beherrſchte, obgleich im Herzen gerührt, ließ den Papſt weinen und beſchloß zu handeln. Torrigiani beherrſchte Clemens XIII. und trug ſelbſt ein ſehr hartes Joch. Obgleich Staatsſekretair, war er doch nie etwas anderes, als der Bevollmächtigte der Jeſuiten. Von Krankheit gebeugt, wollte er ſeit langer Zeit aus dem Miniſterium ausſcheiden; aber der Ordensgeneral, Pater Ricci, hielt ihn deſpotiſch am Fuße des Thrones feſt. Er legte Torrigiani die Pflicht auf, für die Geſellſchaft Jeſu zu ſterben, und der Kardinal gehorchte. Die den Jeſuiten ſo oft zum Vorwurf gemachte Schmiegſamkeit war ihrem Haupte völlig fremd. Außerdem war ihnen viel daran gelegen, als grauſam Verfolgte zu erſcheinen. Für ſie gab es keine Mitte zwiſchen der Rolle von Gebietern oder von Märtyrern; ein mittelmäßiges Unglück würde ſie nur herabgeſetzt haben. Ricci beſchloß die Individuen der Geſammtheit aufzuopfern. Bereits hatte er die portugieſiſchen und franzöſiſchen Auswanderer mit Kälte und Geringſchätzung aufgenommen; er erblickte in dem Exil, in der Vertreibung eine reelle Schande für eine Geſellſchaft, welche ihren Ruhm zum großen Theil auf ein beſtändiges Glück gegründet hatte. Der Sturz der Jeſuiten in Spanien, dieſes Mutterlandes der Mönchsorden, ſchien ihm noch demüthigender. Karl III. ſchickte ſie in die Häfen des Kirchenſtaates; Ricci beſchloß ſie zurückzuweiſen. Seinen Eingebungen oder vielmehr ſeinen Befehlen folgend, ließ Torrigiani dem ſpaniſchen Geſandten ſagen, daß der Papſt die Jeſuiten nicht aufnehmen würde. Karl kümmerte ſich um dieſe Nachricht gar nicht und befahl, ſie, man möchte wollen oder nicht, ſelbſt mit Gewalt ans Land zu ſetzen.

Man muß geſtehen, die Feſtnehmung der Jeſuiten und ihre Einſchiffung geſchahen mit einer vielleicht nothwendigen, aber doch barbariſchen Eile. Gegen ſechs Tauſend Prieſter jeglichen Alters, Männer von edler Herkunft, ausgezeichnete Gelehrte, ſchwache Greiſe, der unentbehrlichſten Dinge beraubt, wurden in die unterſten Schiffsräume gepackt und ohne

beſtimmtes Ziel, ohne genaue Direktion aufs Meer geſchleudert. Nach einer Fahrt von einigen Tagen kamen ſie vor Civita-Vecchia an. Man erwartete ſie dort; ſie wurden mit ſcharfen Kanonenſchüſſen empfangen. Die Jeſuiten zogen ab, wüthend auf ihren General; ſie warfen ihm ſeine Härte vor und maßen ihm die Schuld von ihrem Unglücke bei. Der ſpaniſche Kommandant hätte den ſchwachen Vertheidigungsmitteln des Papſtes trotzen und ſie mit Gewalt ausſchiffen können; allein er enthielt ſich deſſen und ſteuerte nach Livorno und Genua. Hier trafen die Unglücklichen auf eine neue Weigerung. Die Diplomatie begann Unterhandlungen, welche ſcheiterten. Was war nun zu thun? Blos die Inſel Korſika war noch übrig. Wir hatten ſie damals inne. Der König von Spanien bat Choiſeul, den Unglücklichen dieſe Freiſtätte zu eröffnen. Der franzöſiſche Befehlshaber, Marbeuf, widerſetzte ſich, weil die Inſel aller Hülfsquellen entblößt war; kaum war für die Okkupationsarmee Platz genug da; nirgends Städte, Dörfer faſt gar nicht; überall unfruchtbare Felſen und Räuberhöhlen. Die Truppen ſelbſt bezogen ihre Subſiſtenz von Außen. Die Zuſendung einiger mageren Kühe und einiger Ziegen war nur eine Artigkeit Paoli's. Der Mangel war der Art, daß die Unterhaltung von drei Tauſend Mann Frankreich alljährlich ohne den Sold eine Million koſtete. Marbeuf konnte keinen Zuwachs von zwei Tauſend fünf Hundert Jeſuiten aufnehmen und weigerte ſich deshalb; Choiſeul unterſtützte ihn dabei. Karl III. wurde verdrießlich, und da Choiſeul den König von Spanien der Mönche wegen nicht mißvergnügt machen wollte *), ſo gab er deſſen dringendem Geſuche nach und verordnete deren Ausſchiffung in Korſika. So fanden die ſpaniſchen Jeſuiten, nachdem ſie ein halbes Jahr auf dem Meere umhergeirrt, ohne Hülfe, ohne Hoffnung, von Anſtrengung erſchöpft, durch Krankheiten dezimirt, von ihrem Orden ſelbſt zurückgeſtoßen, endlich in Kaſematten ein trauriges Aſyl und ein eben nicht viel beſſeres Loos, als die kaum überſtandene Noth geweſen war **).

*) Vertrauliches Schreiben Choiſeul's an Grimaldi, datirt von St. Hubert, 24. Juni 1767.

**) Wir haben bei Gelegenheit der Verbannungsdekrete Frankreichs und Spaniens die Lehre der Jeſuiten nicht ſpeziell auseinanderſetzen wollen, da ſie den Gegenſtand vieler, allgemein bekannter Schriften ausmacht. Was ganz beſonders unſer Zweck war, iſt, den geiſtigen Zuſtand, den Gang der Begebenheiten, die Charaktere der handelnden Perſonen, kurz ein Bild des geſammten politiſchen und moraliſchen Zuſtandes in Europa zur Zeit des Sturzes der Jeſuiten darzuſtellen.

Drittes Kapitel.

Bild des Herzogs von Choiſeul. — Angelegenheit von Parma. — Tod Clemens XIII. — Conclave. — Kaiſer Joſeph II. zu Rom. — Wahl Ganganelli's. — Clemens XIV. —

Müde jener Mönchsſtreitigkeiten, erſtaunt und unwillig über deren Wichtigkeit, wollte ihnen Choiſeul ein Ende machen, und er wollte es um jeden Preis. Da ſeine erſten Bemühungen, eine Reform in der Geſellſchaft herbeizuführen, zurückgewieſen worden waren, hatten ſich die Folgen, die er zu verhüten beabſichtigte, ſeiner Meinung nach zu weit verbreitet; ſie zogen ihn von ernſteren Geſchäften ab. Er nahm ſich alſo vor, den Knoten zu zerhauen, den er nicht hatte löſen können, benutzte die Gereiztheit des Königs von Spanien und ſchlug ihm einen kühnen, aber entſcheidenden Schritt vor; er bewog ihn, im Einverſtändniſſe mit Frankreich und Neapel, die völlige und allgemeine Aufhebung der Geſellſchaft Jeſu vom heiligen Stuhle zu fordern. Die Geſchichtſchreiber meſſen dieſen Schritt einer alten Leidenſchaft und einem unverſöhnlichen Haſſe bei. Um ihre Vermuthungen zu rechtfertigen, gingen ſie bis zur Geſandtſchaft des Herzogs bei Benedikt XIV. zurück. Sie täuſchen ſich darin; die Klagen der Jeſuiten führen ſie irre. Choiſeul würdigte Ordensgeiſtliche weder ſeiner Liebe, noch ſeines Haſſes. Nichts Niedriges, aber auch nichts Tiefes konnte in dieſe ebenſo edele als leichtfertige Seele dringen. Choiſeul würde das Königreich nicht gerettet haben; allein er verſtand es, deſſen Verfall mit einem glänzenden Schleier zu umhüllen. Er war nur Weltmann, und war in der That das Ideal eines ſolchen. Die Verantwortlichkeit würde ihn bei einer konſtitutionellen Regierung zu Grunde gerichtet und in einer Republik würde man ihn nur für einen anmaßenden und verſchwenderiſchen Gecken gehalten haben. Um zu leben, um zu athmen, um zu ſein, konnte er die Luft von Verſailles nicht entbehren. Eigenſchaften, Fehler, Anmuth, Wunderlichkeit, Alles bei dieſem Miniſter entſprach ſeinem Range, ſeiner Geſellſchaft, ſeiner Zeit. Seine Handlungen, ſeine Reden, ſeine Gedanken trugen alle dieſes Gepräge; allein er wußte es mit einem großartigen Zuge zu bezeichnen. Er zuerſt verband in ſeiner Perſon den Hofmann mit dem Staatsmann; er zuerſt, vielleicht er allein, ſteigerte die Indiskretion bis zur Freimüthigkeit, die Impertinenz bis zur Würde, die Leichtfertigkeit bis zur Unabhängigkeit. Indeſſen begriff dieſer mehr feine als feſte Geiſt ſein Jahrhundert vortrefflich und beherrſchte es nie. Die Philoſophen hatten einen Einfluß auf ihn, den er zu verbergen ſuchte. Müde

ſo anſpruchsvoller Lehrer, entfernte er ſie, mied ſie und fiel immer wieder unter ihre Vormundſchaft zurück. Nicht die Philoſophie war es, die ihn nöthigte ſich mit den Jeſuiten zu beſchäftigen, ſondern die Politik, die Nothwendigkeit, Karl III. zu gefallen. Dieſer Fürſt verfolgte ſie mit Erbitterung. Zuviel Lauheit hätte den Herzog mit dem Könige von Spanien entzweien können. In dieſem Sinne waren ihm die Jeſuiten ein Hinderniß, das er ohne Leidenſchaft beſeitigte, wie der Wanderer mit dem Fuße einen Stein fortſtößt, der ihm im Wege liegt. Er ſchlug alſo die Aufhebung des Ordens aus Ermüdung vor. Man urtheile nach einem einzigen Beiſpiele. Der franzöſiſche Geſandte arbeitete an der Entlaſſung des Kardinal Staatsſekretärs. Er ſchrieb an den Herzog von Choiſeul, der ihm folgende offizielle Antwort gab: „Sie ſind, mein Herr, wegen der Wahl eines Staatsſekretärs in Verlegenheit, wenn der Kardinal Torrigiani abtreten ſollte, und ich bin den dummen Nuntius über und über leid, den Sie mir geſchickt haben und der zu keiner Zeit in Frankreich zu irgend etwas nütze ſein kann. Laſſen Sie uns unſere gegenſeitige Verlegenheit ausgleichen; arbeiten Sie dort dahin, daß der Nuntius Staatsſekretär wird. Er wird dazu gewiß ebenſo ſehr und ebenſo wenig taugen, als jeder andere, und ich werde ſeiner hier los ſein" *). Das iſt doch wahrlich nicht die Sprache eines fanatiſchen Verfolgers! Alſo nicht aus tief eingewurzeltem Haſſe, wie die Jeſuiten behaupten, veranlaßte Choiſeul den König von Spanien, die gänzliche Aufhebung des Ordens zu fordern; er gab nur dem neuen Andringen des Pariſer Parlaments nach, deſſen Intereſſe er beförderte. „Was hilft es", ſprachen dieſe Herren, „daß wir die Jeſuiten aus Frankreich vertrieben haben, wenn ſie nicht auf immer entfernt werden? Ihre Rückkehr zu uns bleibt immer noch möglich. Was iſt dazu erforderlich? Eine Veränderung in der Regierung oder im Miniſterium vielleicht weniger, als die Laune einer Maitreſſe, eine Anwandelung von Frömmelei bei einem Könige, deſſen Alter herannaht. Hat Ludwig XIV. nicht das Beiſpiel dazu gegeben? und was hat man in einem ſolchen Falle von der Rückkehr verwundeter und triumphirender Prieſter nicht zu fürchten?" So dachte das Parlament; gleichgültig ließ Choiſeul es gewähren. Bei ſeiner natürlichen Leichtfertigkeit bildete er ſich ein, den Jeſuiten einen Dienſt zu erweiſen, wenn er die definitive Aufhebung forderte. Er verfolgte ſie aus Mitleid und betrieb ihren Untergang aus Menſchenfreund-

*) Choiſeul an d'Aubeterre, Verſailles, im Dez. 1768.

lichkeit. Mit Kummer ſah er auf die Behandlung, welche mächtige Könige ſchwachen Greiſen angedeihen ließen. Ihr Umhertreiben auf dem Meere, ihr Mangel in Korſika betrübten ihn aufrichtig. Seiner Anſicht nach war die vorgeſchlagene Maßregel ganz im Intereſſe der Jeſuiten. Von jeglichem Vorurtheile befreit, gegen den Haß der Regierungen geſichert, würden ſie im Schooße ihrer Familien den Frieden wiederfinden; ſie würden leben ohne Furcht, den Geſetzen ihres Vaterlandes unterworfen; ſie würden überglücklich ſein, in das bürgerliche Leben zurückzutreten *).

Karl III. und Choiſeul ſtrebten nach demſelben Reſultate, jedoch durch Mittel, welche ihr Charakter ſehr verſchieden machte. Es war ein auffallender Kontraſt zwiſchen dieſem ſorgloſen Miniſter, welcher dem Zeitgeiſte eine religiöſe Korporation aufopferte, und dieſem aufrichtig katholiſchen Könige, der ſie mit der ganzen Partheilichkeit, dem ganzen Eifer und Ernſte eines Dominikaners verfolgte. Man mußte erwarten, daß der Vorſchlag des Herzogs zu Madrid begierig angenommen würde. Gegen die Erwartung des Miniſters zeigte Karl III. Scheu vor einer Aufhebung des Ordens. Sein Gewiſſen ließ ihm die Vertreibung der Jeſuiten aus Spanien als eine bloße Polizeimaßregel, dagegen die völlige Aufhebung des Ordens als ein der voltaireſchen Philoſophie dargebrachtes Brandopfer betrachten. Der Verſailler Vorſchlag wurde alſo zu Madrid ſehr kalt aufgenommen. Zum größten Erſtaunen erſchracken auch Neapel, Venedig und ſogar Portugal vor einem ſo großen Plane und einem ſo entſcheidenden Entſchluſſe. Dieſe Kabinete beriefen ſich auf die Unmöglichkeit, ſo lange Clemens XIII. herrſchte, ein Sekulariſationsbreve zu erhalten: ſie baten Choiſeul, das nächſte Conclave abzuwarten; allein alle dieſe Zögerungen reizten nur ſeine Ungeduld. Der Herzog hatte den Vorſchlag zur Aufhebung des Ordens gemacht, lediglich um nicht mehr von ihm ſprechen zu hören. Er machte die nachdrückliche Vorſtellung, wenn man eine ſo mächtige und ſo ſehr beleidigte Korporation fortbeſtehen laſſe, ſo heiße das die Exiſtenz des Hauſes Bourbon aufs Spiel ſetzen. Man meint die übertreibende Sprache des Haſſes zu hören, aber es war nur die Sprache der Ungeduld. Die konfidenziellen Schreiben des Herzogs bezeugen es. Nochmals, er haßte die Jeſuiten nicht, aber ſie machten ihm vielen Verdruß.

Nichtsdeſtoweniger war der rechte Augenblick dazu noch nicht gekommen; es bedurfte einer neuen Veranlaſſung, um dieſe große Sache zur

*) Choiſeul an d'Oſſun, Marly, 11. Mai 1767.

Entſcheidung zu bringen; der heilige Stuhl ſelbſt führte ſie herbei. Clemens XIII. rief eine Exploſion hervor, die Benedikt XIV. vorausgeſehen, die er aber zu vermeiden ſich alle Mühe gegeben hatte. Neapel und Parma waren dem Beiſpiele Spaniens gefolgt. Clemens XIII. wagte es nicht, Neapel anzutaſten, glaubte aber am Infanten von Parma, einem, was den Umfang ſeiner Staaten anlangt, allerdings kleinen, aber durch ſeine Verbindungen ſehr mächtigen Fürſten, Rache nehmen zu können. Der Papſt erblickte in dem Enkel Frankreichs und dem Infanten von Spanien nur einen Farneſe; er vermeinte nur ein altes Lehn des heiligen Stuhles anzugreifen und vergriff ſich an einem der Anhängſel der großen bourboniſchen Monarchie. Die Lehnsentſetzung des Herzogs wurde durch eine Bulle ausgeſprochen. Weder Karl III. noch Ludwig XIV. hatten einen ſolchen Schlag erwartet. Beide waren eben ſehr darüber erſtaunt, aber jeder im Sinne ſeines Charakters. Wäre Ludwig ſich ſelbſt überlaſſen geweſen, ſo würde er an dieſem kirchlichen Streite gar keinen Antheil genommen haben; es war dies nicht genug für ſeine Apathie, aber es war zuviel für den aufwallenden Choiſeul. Aufgebracht und ganz außer ſich lief der Miniſter zum König; er ſtellte alle Folgen dieſes Schrittes Seitens des Papſtes vor und ſprach eindringlich vom Wiederaufleben der Pläne eines Gregor VII. und eines Sixtus V. Ludwig XV. zeigte mehr Verdruß als Unwillen. Durch die Moliniſten erzogen, fürchtete er Rom; er wollte ſich nicht mit ihm überwerfen; er war ſchwankend, unentſchloſſen und von einer Schwäche, die, mit Ausnahme des Hochmuthes, jedes Gefühl ausſchloß. Wir haben ſchon geſehen, nie hielt ſich ein Fürſt in dem Maße, als er, für entſproſſen aus Götterblut. Hier faßte ihn Choiſeul; mit ſicherer Hand berührte er dieſe Saite; er malte ihm einen Rezzonico, den Sohn eines venetianiſchen Krämers, den Enkel des heiligen Ludwig beſchimpfend. Politiſche Gründe waren nichts gegen ein ſolches Gemälde; inzwiſchen glaubte der Miniſter auch ſie nicht ganz übergehen zu dürfen: „Wenn der Papſt einige Streitigkeiten mit dem Infanten auszugleichen hatte: war es denn nicht ſeine Pflicht, ſich an den franzöſiſchen Hof zu wenden? Ludwig XIV. hätte bei einer ſolchen Beleidigung den Kardinal Torrigiani kommen laſſen, um inmitten der Gallerie von Verſailles Abbitte zu thun; ſein Nachfolger wird gelindere, aber nicht minder wirkſame Mittel anwenden. Er wird Clemens XIII. nöthigen, ſein Verfahren zu widerrufen, und wenn der Papſt nach einer achttägigen Friſt mit einer Weigerung antwortet, dann werden die Geſandten der beiden Königreiche Rom verlaſſen und die

Nuntien von Rom und Aranjuez zurückgeſchickt werden" *). So ließ Choiſeul die Nationalehre reden; das Pariſer Parlament gewährte ihm ſeine gewohnte Unterſtützung, indem es das neue Breve ſupprimirte.

Karl III. war weder weniger entbrannt noch weniger beeifert, als Choiſeul. Beide beeilten ſich einander zu Rathe zu ziehen. Ihre Kuriere kreuzten ſich unterwegs. Kaum hatte der König von Spanien die Nachricht von dem Vorfalle mit Parma vernommen, als er ſich für perſönlich beleidigt erklärte. Er verſammelte einen außerordentlichen Staatsrath, beſtehend aus Laien von ernſtem Charakter und mehrern Biſchöfen. Gleich dem franzöſiſchen Miniſter beſtand er auf einer Zurückberufung der am römiſchen Hofe akkreditirten Geſandten. Der Graf d'Aranda widerſetzte ſich dieſer Maßregel; er bewies, daß die Abreiſe der fremden Bevollmächtigten dem Papſte nützlich werden könnte. Außerdem ſei ja ihre Anweſenheit auf den Fall eines Conclave unumgänglich nöthig; würde dieſes Ereigniß, welches die Geſundheit und das Alter des Papſtes als nahe bevorſtehend vermuthen ließen, abgewartet, ſo könnten nur dieſe die Rücknahme jener Bulle fordern und, wenn der heilige Vater dann noch widerſtände, ihn mit der Beſetzung Avignons durch franzöſiſche und Benevents durch neapolitaniſche Truppen bedrohen. Choiſeul nahm den Vorſchlag des ſpaniſchen Miniſters an **). Hinſichtlich des Kirchlichen fügte er ſich ſtets der Anſicht des Königs von Spanien, indem er ſeinen Einfluß für Fälle aufſparte, die er für wichtiger hielt. Er trug dem Marquis d'Aubeterre, Geſandten zu Rom, auf, ſich mit dem Erzbiſchofe von Valencia, Azpuru, dem ſpaniſchen Geſchäftsträger, und mit dem Kardinal Orſini, dem neapolitaniſchen Miniſter, zu beſprechen. Nachdem ſie ihre Inſtruktionen erhalten hatten, verlangten alle drei eine ſchleunige Audienz bei dem Papſte. Dieſer Zwiſchenfall war gefährlich für die Partheigänger der Jeſuiten; der alte Rezzonico konnte ſchwach werden; man mußte ihn auf dieſen Angriff vorbereiten. Torrigiani und die zelotiſchen Kardinäle ließen ihn bis zum entſcheidenden Momente auch nicht einen Augenblick aus den Augen. Sie zeigten ihm in einem ſiegreichen Widerſtande den Ruhm des Märtyrerthums, das ſich der fromme Clemens XIII. ſo oft gewünſcht hatte. Sie ſtellten ihm

---

*) Schreiben des Herzogs von Choiſeul an die Hrn. d'Oſſun und Grimaldi. — Briefe Grimaldi's an den Grafen de Fuentes.

**) Gutachten des außerordentlichen Staatsrathes in Spanien über das päpſtliche Breve gegen den Infanten Herzog von Parma, abgefaßt von Monino; Madrid, 21. Febr. 1768.

vor, daß Benedikt XIV. die Tiare vor den weltlichen Herrſchern erniedrigt habe, und daß er von Gott dazu beſtimmt ſei, ſie wieder zu heben. Materielle Mittel traten noch als Stütze zu dieſen Ermunterungen hinzu. Rezzonico fand in ſeinen Gemächern mehrere Kopien Raphaeliſcher Fresken, welche den heiligen Leo darſtellten, wie er Attila entgegenging. Kurz die Jeſuiten vergaßen weder Reden noch Bilder; ſie diktirten dem bereits von Alter geſchwächten Papſte die heftigſten Antworten. Clemens erinnerte ſich ihrer Lehren vollkommen in den erſten Phraſen ſeiner Unterredung mit d'Aubeterre; er würdigte die ihm vom Geſandten überrreichte Denkſchrift kaum eines Blickes und erklärte ihm, daß er tauſendmal lieber ſterben, als ſeinen Spruch revociren wolle; daß er eine große Sünde gegen Gott auf ſich laden würde, wenn er die Geſetzlichkeit der Rechte des Infanten von Parma anerkännte; daß er ſeinem Gewiſſen, das er allein zu beurtheilen und von dem nur er dem höchſten Richter Rechenſchaft abzulegen habe, entgegen handeln würde. Aber dieſe Feſtigkeit konnte nicht lange Stand halten. Als der Greis endlich die Lektüre jener Denkſchrift fortſetzte und an den Ausdruck Repreſſalien gekommen war, da begann er am ganzen Leibe zu zittern; ein kalter Schweiß bedeckte ſein Geſicht, und er rief mit gebrochener Stimme aus: „Der Stellvertreter Jeſu Chriſti wird wie der gemeinſte Menſch behandelt! Freilich hat er weder Heere noch Kanonen, es iſt leicht, ihm Alles zu nehmen; allein keine menſchliche Gewalt wird ihn zwingen können, gegen ſein Gewiſſen zu handeln!" Dieſe Erklärung gab er unter einem Strome von Thränen von ſich.

Inzwiſchen theilte die Stadt nicht die Sicherheit der Rathgeber des Papſtes; ſie war vielmehr mit Beſorgniß über den Ausgang dieſes Konfliktes erfüllt. Rom tadelte den heiligen Vater und beſchuldigte ihn, auf eine unkluge Weiſe die Vermittelung der Großmächte verworfen zu haben, ein ehrenvolles Mittel, welches die Eigenliebe nicht verletzt haben würde. Die ſchlimmen Befürchtungen der Römer wurden auch bald verwirklicht. Sie erfuhren, daß die Franzoſen ſich Avignon's, die Neapolitaner ſich Benevent's und Ponte-Corvo's bemächtigt hatten. Mit dieſer großen Züchtigung ſich begnügend, ließen die drei Regierungen an die Stelle ihrer frühern Dringlichkeit eine verachtende Kälte treten. Ihre Miniſter erklärten, daß ſie mit dem Kardinal Torrigiani keinerlei Verbindung mehr unterhalten würden, und wollten es ſogar nicht mehr geſtatten, daß er mit den Nuntien Spaniens und Frankreichs korreſpondirte *).

---

*) D'Aubeterre an Choiſeul, Rom, 23. Nov. 1768.

Jetzt vermehrten ſich die Verlegenheiten des Papſtes. Die Republik Venedig, der Herzog von Modena, der Churfürſt von Baiern verſuchten es auch, das Beiſpiel des Fürſten von Parma nachzuahmen. Der Papſt, eines langen Kampfes müde, that als wüßte er nichts von dieſer Schlappe. Nirgends mehr hatte er noch Hoffnung, als beim Hauſe Oeſterreich; allein die ſchlaue Maria Thereſia, ohne ſich öffentlich in dergleichen Streitigkeiten zu miſchen, wußte trefflich Vortheil daraus zu ziehen. Der Fürſt von Kaunitz ſchien erſt ſehr aufgebracht gegen den Papſt und kündigte ſogar laut an, daß er denſelben mit einer Denkſchrift anzugreifen gedenke. Im Grunde hatte der Wiener Hof Luſt, ſich der ausſchließlichen Leitung dieſer Angelegenheit zu bemächtigen, um auf den Trümmern der päpſtlichen Prätentionen ſeine ſogenannten Souverainetätsrechte auf Piacenza wieder geltend zu machen. Sobald die Könige von Frankreich und Spanien zwiſchen Clemens XIII. und dem Infanten ernſtlich ins Mittel getreten waren, wurde Kaunitz ſehr kalt, ſpielte den Gleichgültigen und ſprach nicht wieder von ſeiner Denkſchrift. Während die Kaiſerinn-Königinn den Klagen des alten Oberprieſters ihr Ohr lieh und weder ſchmeichelhafte Beweiſe der Aufmerkſamkeit noch tröſtende Botſchaften ſparte, zwang der Graf Firmian, ihr Miniſter in der Lombardei, den Kardinal Pozzo Bonelli, Erzbiſchof von Mailand, zum Schweigen und unterſagte bei den ſtrengſten Strafen die Anwendung der Bulle in coena Domini. Die Stimme der Kaiſerinn ließ ſich inmitten des Lärms zwiſchen Rom und Parma nicht vernehmen; allein zu Verſailles, im Escorial wie im Vatikan, gaben ihre diplomatiſchen Agenten Jedermann die Verſicherung einer vollſtändigen Sympathie.

Inzwiſchen weigerte ſich Clemens XIII. noch immer, ſein Breve zu widerrufen. Der Unwille der bourboniſchen Könige ſtieg aufs Höchſte, und der ihrer Bevollmächtigten war noch größer. Ja, es entſtand zwiſchen ihnen ein Ringen, ein Wetteifern in Gewaltthätigkeiten gegen den päpſtlichen Hof. Man findet mit einiger Ueberraſchung in den Depeſchen des Marquis d'Aubeterre den Rath, Rom zu blokiren und auszuhungern *). Dieſer Geſandte ſchlägt dem Herzog von Choiſeul geradezu vor, von der Inſel Korſika zehn franzöſiſche Bataillons zur See nach Orbitello und Kaſtro zu ſchicken und Spanien zu veranlaſſen, daſſelbe zu thun und dieſem Beiſpiele nachahmend zu jenen zehn Bataillons vier bis fünf Tauſend Neapolitaner hinzuzufügen; alle dieſe Truppen ſollten an den Ufern des Tiber um Rom aufgeſtellt werden, um die Zufuhr von

*) Depeſche vom 30. Nov.

Lebensmitteln zu hindern. Das Volk, fügte er hinzu, in Hungersnoth verſetzt, würde ſich nothwendigerweiſe erheben und den Papſt zwingen, den Anforderungen der Kronen nachzugeben. Dies iſt, ſagte er, das einzige Mittel, die Vertreibung der Jeſuiten zu erlangen. Was waren denn die Jeſuiten, daß man einen Volksaufſtand gegen ſie verſuchte? Wie groß war doch die Unerfahrenheit der Menſchen jenes Jahrhunderts, welche daran zu denken wagten, das Volk zu empören, um Mönche zu vertreiben! In der That ging jener Vorſchlag im Konſeil nicht durch; allein, was ſchon viel iſt, er erſchien nicht lächerlich. Choiſeul glaubte zu einem weniger brutalen aber entſcheidenderen Mittel greifen zu müſſen. Er trat nun mit der gebieteriſchen Forderung hervor, den ganzen Orden völlig aufzuheben und ſeine ſämmtlichen Mitglieder zu ſäkulariſiren, und dieſe Forderung ſprach der franzöſiſche Geſandte am 10. Dezember 1768 in einer im Namen der drei Monarchen Seiner päpſtlichen Heiligkeit überreichten Denkſchrift aus.

Dieſer Schlag kam unerwartet, wenigſtens hatte man ihn nicht ſobald erwartet. Als er ihn empfing, ſtand der Papſt wie vernichtet da, ohne Wort, ohne Blick. Auch erholte er ſich nicht wieder von einem ſo heftigen Angriff. Wenige Tage nachher wurde er, in Folge einer leichten Erkältung und einer allzugroßen Anſtrengung bei einer Feierlichkeit, unwohl und ſtarb plötzlich (1769). Sein Tod, ſagen jeſuitiſche Schriftſteller *), ſchien kein natürlicher; eine grundloſe und jeder Wahrſcheinlichkeit ermangelnde Inſinuation. Wenn ein Papſt, der einer kräftigen Geſundheit ſich erfreut und für ſein Alter ungewöhnlich kräftig iſt, den Drohungen einer mächtigen Parthei trotzt, den Sturz dieſer Parthei unterzeichnet und nachher erſt den erſten Anfall des Uebels verſpürt, dem er endlich unterliegt, dann iſt der Zweifel vernünftig und der Verdacht erlaubt; allein wenn ein zweiundachtzigjähriger Greis, der zu Schlaganfällen geneigt, immer ſchläfrig, immer krank iſt, und zwar in dem Maße, daß die diplomatiſchen Depeſchen angefüllt ſind mit Muthmaßungen über ſeinen baldigen Hintritt und über ein künftiges Conclave: wenn dieſer Greis endlich an den Folgen einer heftigen Erſchütterung ſtirbt, dann muß ein ſo einfaches Faktum Jedermann natürlich erſcheinen. Zu-

*) Georgel, T. I, p. 123. — Dieſer Exjeſuit läßt den Papſt ſogar eine Sprache führen, welche dieſe Anſchuldigung durch das Zeugniß des angeblichen Schlachtopfers zu beſtätigen ſcheinen könnte, aber es iſt durchaus falſch. Clemens XIII., vom Schlage gerührt, bekam nicht zeitig genug Hülfe, hatte nicht die Kraft, Jemanden zu rufen, verlor vom erſten Augenblicke an die Sprache und bekam ſie nicht wieder.

dem hatte Niemand ein Intereſſe dabei, Clemens XIII. aus dem Wege zu ſchaffen. Seine Schwächen beſchwichtigten die Ungeduld der Kronen hinlänglich; ſie hatten durch ſeinen Tod nichts zu gewinnen, da er ſelbſt ihren Wünſchen nachgegeben haben würde. Durch die Hand Europas erſchüttert, mußte der Baum des Jeſuitismus fallen.

Rezzonico hatte alle ſeine Kräfte aufgeboten, dieſen Fall zu verhindern. Die philoſophiſchen Geſchichtſchreiber haben ihn mit ihrem Tadel nicht verſchont, die Freunde des Ordens ihm Altäre errichtet. Auf beiden Seiten hat man ſich getäuſcht. Um Roms Autorität zu retten, war ein Temporiſiren jetzt von keiner Wirkung mehr. Clemens XIII. war ein Papſt des zwölften Jahrhunderts, der ſich ins achtzehnte verirrt hatte. Unter ſeinem Pontifikat ſchwand die Macht des heiligen Stuhls in Schatten. Dieſe Demüthigung konnte der Greis nicht ertragen. Er empfand die Beſchimpfung, nahm ſie aber nicht an. Statt ſich auf Widerſtand zu beſchränken, war er blind genug, das Zeichen zum Angriff zu geben, und ſelbſt beim Widerſtande zeigte er weder Vorſicht, noch Intelligenz, noch Gewandtheit; allein, fehlte ihm auch das Talent, ſo hatte er doch Muth. Er war ſtets mittelmäßig, nie verächtlich. Er beſchützte die Künſte nicht, die Künſte haben ihn beſchützt. Das Mauſoleum Clemens XIII., welches ihm ſeine Neffen in der Peterskirche errichtet haben, ſtellt ſeine fromme Haltung und ſeine ehrwürdigen Züge getreu dar. Löwen liegen zu ſeinen Füßen, eine Schmeichelei für den Todten, Symbol einer Kraft, von welcher der Pontifex immer träumte, die er aber nie bewährte. Die Statue der Religion, welche ihn ſtützt, ſtellt ein wahreres Bild dar. Canova hat ihm Formen gegeben, die ſo plump und ſo altfränkiſch ſind, als die verjährten Privilegien, welche Clemens vergeblich wieder ins Leben rufen und vertheidigen wollte.

Kaum war Clemens XIII. verſchieden, als die Geſandten Frankreichs und Spaniens beſchloſſen, ſich zu Herren des Conclave zu machen. Sie verkündeten laut die Nothwendigkeit, einen den weltlichen Herrſchern angenehmen Papſt zu erwählen und ließen die Möglichkeit eines Widerſtandes nicht zu. Ihr Plan war nicht leicht auszuführen. Die Erledigung des heiligen Stuhles überraſchte ſie in einem Augenblicke, wo ſie dieſelbe am wenigſten erwarteten. Ungeachtet man den Tod Clemens XIII. ſo oft vorhergeſehen und gemeldet hatte, waren ſie am Ende doch nicht bei dem Gedanken ſtehen geblieben. Dieſes Ereigniß zerſtörte alle ihre Angriffspläne. Beſonders befand ſich der franzöſiſche Geſandte in einer beunruhigenden Lage. Die Inſtruktion, welche er von ſeinem Hofe für den Fall, der jetzt eingetreten war, erhalten hatte, entbehrten weder

der Deutlichkeit, noch der Energie; ſie ſchrieben dem Marquis d'Aubeterre eine unmittelbare und poſitive Einwirkung auf das heilige Kollegium vor; aber es fehlten dieſem Diplomaten alle Mittel, dieſelbe auszuüben. Wenn auch Frankreich zu Rom mehrere Penſionaire hatte, ſo hatte es doch keinen Freund daſelbſt. Die, welche das Meiſte aus ſeinem Schatze bezogen, gaben ſich kaum die Mühe, ihre Abneigung zu verbergen. Bei der Scham, ihre Stimmen durchs Meiſtgebot erkauft zu ſehen, waren ſie doch zu gierig, als daß ſie auf Erkaufung verzichtet hätten; ſie glaubten ſich mit der Ehre auszuſöhnen, wenn ſie den Fremden, der ſie erkaufte, verriethen. Andererſeits beſaß der General der Jeſuiten alle die Hülfsquellen, von denen der Repräſentant Ludwigs XV. völlig entblößt war; es hing nur von ihm ab, ſich derſelben zur Beſchleunigung der Wahl zu bedienen. Ein einziger Augenblick konnte Alles entſcheiden. Sieg war der Preis der Liſt oder der Kühnheit. Mit Geſchick gegen italieniſche Prälaten anzukämpfen, hieß mit ungleichen Waffen kämpfen. Die Abgeordneten der Bourbonen bemerkten das leicht. Eine kühne, entſchloſſene, an Anmaßung ſtreifende Sprache konnte allein die jeſuitiſche Schlauheit bewältigen. Das entartete Rom konnte nur mit Hülfe der alten Waffen des triumphirenden Rom beſiegt werden. Da man es nicht verleiten konnte, mußte man ihm Furcht einflößen. Die Inſtruktionen des franzöſiſchen Geſandten waren in dieſem Sinne abgefaßt, und er vollzog ſie buchſtäblich, ja er gefiel ſich darin, noch weiter zu gehen. D'Aubeterre ließ das innigſte Einverſtändniß mit Spanien und Neapel durchblicken und erklärte, daß er zwar keinen Anſpruch darauf mache, den Papſt zu erwählen, daß aber weder er noch ſeine Kollegen je erlauben würden, einen neuen Papſt ohne die Zuſtimmung der drei Höfe zu ernennen. Dann forderte er in gemeſſenen Ausdrücken, daß man die Wahl bis zur Ankunft der franzöſiſchen und ſpaniſchen Kardinäle ausſetzte. Dieſe öffentlich ausgeſprochenen Forderungen wurden jedem einzelnen Mitgliede des heiligen Kollegiums mit drohendem Tone wiederholt. Die Miniſter ſtellten den Eminenzen vor, daß eine feindſelige Wahl einen Bruch zwiſchen dem heiligen Stuhle und den Fürſten des bourboniſchen Hauſes herbeiführen, daß ihre Repräſentanten ſich weigern würden, den gewählten Papſt anzuerkennen; ſie würden Rom zu großem Aufſehen verlaſſen und ſich, bis ſie weitere Verhaltungsbefehle bekämen, nach Frascati zurückziehen. Dies iſt die hochfahrende Sprache, welche die Geſandten jener Mächte jetzt gegen die Erben des römiſchen Staates führten. Die fügſamen Kardinäle verſprachen die Ankunft ihrer auswärtigen Kollegen abzuwarten, und nachdem ſie in aller Eile

die Obſequien Clemens XIII. vollendet hatten, bildeten ſie ſich zu einem Conclave *).

Der von Clemens III. aufgeſchobene und durch ſeinen Tod entſchiedene Kampf bot ein reelles Intereſſe dar und ermangelte weder des Ernſtes noch der Wichtigkeit. Nicht blos das Geſchick eines geiſtlichen Ordens hing davon ab, ſondern es handelte ſich für den heiligen Stuhl auch darum, die gallikaniſchen, von Spanien und Neapel adoptirten Maximen zu beſiegen, oder auf immer ſeine alten Anmaßungen aufzugeben, mit einem Worte, die Allmacht wieder zu ergreifen, oder ſie unwiederbringlich fahren zu laſſen. Die Jeſuiten waren nur eine gelegentliche Veranlaſſung dazu. Auf ihnen beruhte die Form, aber nicht der Grund des Kampfes. Bei der Sachlage war zu dieſer Zeit keine Ausgleichung möglich. Der Stolz der Bourbonen erlaubte ihnen nicht, auf das einmal begonnene Unternehmen zu verzichten. Nachdem ſie die Jeſuiten aus ihren eigenen Staaten vertrieben hatten, glaubten ſie, daß die Ehre es erheiſche, dieſelben von der Erde zu vertilgen. Trotz der Schwäche des Papſtthums war dieſe Aufgabe doch eine komplizirte; dem heiligen Stuhle ſelbſt mußte man dieſes Opfer abzwingen, er ſollte gutwillig jene Soldateska entlaſſen, die das ſechszehnte Jahrhundert entſtehen ſah, gerüſtet den neuen Geiſt zu unterdrücken. Sollte man ſie unter den Streichen einer lügneriſchen Philoſophie umkommen laſſen? Sollte man die Rechte dieſer Tochter der Reformation, die noch gefährlicher war, als die Mutter ſelbſt, anerkennen? Die gegen die Jeſuiten feindlich geſinnten Fürſten hatten nur ein Mittel, ihre Abſicht durchzuſetzen; es blieb ihnen nichts übrig, als das Conclave einzuſchüchtern und einen Papſt zu ernennen. Obgleich Europa mit näher liegenden Dingen beſchäftigt war, ſo war es doch aufmerkſam auf dieſen geiſtlichen Kampf. Unſere Zeit wird darüber nicht erſtaunt ſein.

Man denke ſich die Angſt der Jeſuiten! Für ſie war es kein Gegenſtand bloßer Neugierde; für ſie handelte es ſich um Leben oder Tod. Die Ueberreichung der Denkſchrift von Parma hatte die Geſellſchaft Jeſu mit eiſigem Schreck erfüllt. Der Pater Delci war plötzlich nach Livorno abgereiſ't und hatte die Schätze des Ordens mitgenommen, um ſie nach England zu ſchaffen. Der General, weniger kleinmüthig, hielt ihn in ſeiner Flucht auf; Ricci fühlte gleich bei Eröffnung des Conclave, daß er für die Zukunft die Kühnheit nach der Gefahr bemeſſen müſſe. Seine Thätigkeit vermehrte ſich wie durch ein Wunder. Rom bietet während

*) D'Aubeterre an Choiſeul, im Febr. 1769.

der Erledigung des heiligen Stuhles immer ein ſonderbares Schauſpiel dar. Komiſches, Burleskes ſelbſt, zeigt ſich im Ueberfluß in den Straßen, auf den öffentlichen Plätzen und ſchleicht ſich ſogar bis in die Korridor's des Vatikan. Im Jahre 1769 lieh die Lage der Jeſuiten der Phyſiognomie jener Tage des Rauſches einige neue Züge. Mitten unter den zahlreichen Abtheilungen der Edelgarden, jener prunkenden Eskorte der Gaſtmäler der Kardinäle, welche in reichen Sänften die Stadt durchkreuzen, mitten unter der ernſten Menge der Transteveroni, dem buntſcheckigen und neugierigen Haufen der Büffeltreiber, der Hirten, der Landleute aus dem Sabinerlande, aus Tivoli, Albano, aus dem Innern der pontiniſchen Sümpfe, welche zuſammengeſtrömt waren, um die große Cerimonie zu ſehen, heftete ſich die allgemeine Aufmerkſamkeit auf den Vater Ricci, der überall unruhig, keuchend, athemlos zu ſehen war. Von früher Dämmerung an durchrannte er die Viertel Roms vom Ponte Mole bis zur Baſilika des Lateran. Nach dem Beiſpiele ihres Oberen hörten die Jeſuiten von Conſideration — (ſo bezeichnet ſie ein gleichzeitiges Dokument) — nicht auf, den Beichtvätern und Freunden der Eminenzen ihre Beſuche abzuſtatten. Die Hand mit Geſchenken gefüllt, demüthigten ſie ſich vor den Fürſten und römiſchen Damen. Dieſe Sorge war nicht überflüſſig. Schon entfernte man ſich von den Vätern, ſchon hatte (ein unheilverkündendes Prognoſtikon!) der Fürſt von Piombino, der ſpaniſchen Parthei zugethan, dem General die Kutſche entzogen, welche ſeine Familie ſeit einem Jahrhunderte zum frommen Gebrauche zugeſtanden hatte. Bei den Kardinälen während der wenigen Tage, welche der definitiven Clauſur des Conclave vorhergehen, vorgelaſſen, umarmte Ricci ihre Knie und benetzte ſie mit ſeinen Thränen; er empfahl ihnen laut eine von ſo vielen Päpſten genehmigte, von einem allgemeinen Concil beſtätigte Geſellſchaft; er erinnerte an ihre geleiſteten Dienſte, er rühmte ſie, ohne irgend einen Hof, irgend ein Kabinet zu beſchuldigen. Dann, im Stillen und bei ungeſtörter geheimer Unterhaltung, ſtellte er den Kirchenfürſten vor, wie unwürdig das Joch ſei, welches weltliche Fürſten ihnen auflegen wollten. Er machte ihnen bemerklich, daß ſie ſich demſelben nur durch eine beſchleunigte Wahl entziehen könnten. Statt jene franzöſiſchen und ſpaniſchen Kardinäle zu erwarten, müßte man ſie nöthigen, dem ohne ihre Zuſtimmung gewählten Papſte die Füße zu küſſen. Dieſe gewaltſame, von Torrigiani und dem ehemaligen Kardinal-Patron unterſtützte Rathſchläge blieben nicht ohne Anklang im Vatikan. Die Zelanti waren ſelbſt im Begriff ſie geltend zu machen. Die Wahl Chigi's, eines der Ihrigen, war nur durch das Fehlen

zweier Stimmen geſcheitert. D'Aubeterre, früh genug davon unterrichtet, hintertrieb dieſe Intriguen durch eine edle und ruhige Haltung. Oeffentlich, in den Salons des römiſchen Adels, maß er der Sache keinen Glauben bei, da er unmöglich erwarten könne, ſagte er, daß der heilige Stuhl ſich zu Grunde richten wollte. Gleichzeitig ſchrieb er aber an ſeinen Hof, um die Ankunft der franzöſiſchen Kardinäle zu beſchleunigen *).

Die Politik des Kabinets von Verſailles, welche zu Rom ſo komplizirt war, konnte geſchickter Mittelsperſonen nicht entbehren. Die Conclave's ſind immer eine Klippe für uns geweſen. Ein bis zur Indiskretion getriebenes Vertrauen iſt unter uns ein Nationalzug und hat ſeinen Grund in edeln Eigenſchaften; zu Rom iſt es ein unverzeihlicher Fehler. Durch die Lebhaftigkeit ihrer Einbildungskraft hingeriſſen, verirren ſich unſere Unterhändler unaufhörlich in einem Labyrinth von Fineſſen, die ſie nicht begreifen. Die italieniſchen Kardinäle halten ſich immer in geſchloſſenem Quarré; die franzöſiſchen ſind dagegen immer uneins; ſie umgeben ſich mit jungen und ehrgeizigen Conclaviſten, die begierig nach Berichten und noch begieriger ſind, wohlunterrichtet zu ſcheinen. Jene Elemente der Oeffentlichkeit können nicht mit Vortheil gegen eine anhaltende Verſtellung ankämpfen, welche von der Nothwendigkeit und Eigenliebe eingegeben wird; denn Verſtellung iſt zu Rom der Maßſtab für die Talente eines Staatsmanns; ohne dieſe Grundlage würden die glücklichſten Anlagen allgemein verkannt werden. In der That, man betrachte nur die Lage eines römiſchen Prälaten zu dieſer Epoche etwas näher. Er ſieht ſich geſtellt zwiſchen das Bedürfniß ſeinem, faſt immer mit den Mächten zerfallenen Hofe zu gefallen, und zwiſchen die nicht weniger gebieteriſche Nothwendigkeit, dieſe Mächte zu ſchonen, deren Veto ihn vernichten könnte. Sobald daher ſein Ehrgeiz den Kardinalshut, ſelbſt in dunkeler Ferne, zu erblicken beginnt, bedeckt ſich ſein Geſicht mit einer Maske, die nur der Schlaf, der letzte Ausdruck der Müdigkeit, ihm abzureißen vermag. Hat er den Preis dieſer wunderbaren Ausdauer erlangt, dann iſt die Gewohnheit zum Temperament geworden, und die alten Porporati, auf mißtrauiſche und geiſtreiche Conclaviſten geſtützt, gehen auf nichts anderes aus, als die Barbaren, die ſie als Kollegen anzunehmen gezwungen ſind, zu durchſchauen, zu betrügen und auf falſche Wege zu leiten.

Die Wahl des franzöſiſchen Miniſters mußte natürlich auf den Kar-

*) D'Aubeterre an Choiſeul, im Febr. 1769.

dinal von Bernis fallen. Er hatte ſich nach ſeinem Sturze in ſeine Diözeſe Alby zurückgezogen und biſchöfliche Tugenden entfaltet, welche ſeine Jugend nicht hatte hoffen laſſen. Den größten Theil ſeiner Einkünfte verwandte er zu Almoſen, und der Reſt reichte zur Erhaltung ſeiner äußerlichen Würde hin. Mildthätig und prachtliebend verbreitete Bernis mehr Glanz in der Abgeſchiedenheit ſeines Bisthums, als auf dem Gipfel der Gewalt. Ludwig XV. bemerkte es und ſprach gegen die Freunde des Kardinals ſeine Billigung darüber aus. Dieſe erinnerten ſich, daß Bernis ſchon Miniſter geweſen war; Choiſeul verſtand ſie und beſchloß, ſeinen ehemaligen Beſchützer zu entfernen, der ein Nebenbuhler werden konnte. Zu ſchlau, ſeinen Werth herabzuſetzen, benutzte er vielmehr ſein Verdienſt als Waffe gegen ihn, rühmte dem Könige ſeine diplomatiſchen Talente und hob wohlgefällig die Erinnerung an ſeine Geſandtſchaft zu Venedig hervor, die Benedikt XIV. ſo angenehm geweſen ſei. Der Beifall eines ſolchen Papſtes ſei für Bernis eine Empfehlung am römiſchen Hofe. Um ihn zu bewegen, dahin zu gehen, verſprach ihm Choiſeul die Stelle des Marquis d'Aubeterre, und Bernis verſprach Choiſeul, einen Frankreich ergebenen Papſt zu erwählen. Er kam zu Rom an, überzeugt, daß er ſein Wort halten würde. Seine Eigenliebe ſagte ihm, daß die Wahl des Kirchenoberhauptes ihm allein vorbehalten ſei; ſein Kollege, der Kardinal de Luynes, ein ziemlich mittelmäßiger Kopf, konnte ihm kaum als Mithelfer erſcheinen. Bernis zweifelte alſo nicht am Erfolg; allein obgleich er im Grunde ſeines Herzens ſeinen Eintritt ins Conclave als eine Beſitzergreifung anſah, hatte er doch Umſicht genug, den Glanz eines gewiſſen Triumphes durch eine gemäßigte Sprache zu mildern. Weit davon entfernt, die Arroganz eines Dictators zu affektiren, wußte er, vermöge ſeiner früheren Gewohnheit, alle die Anmuth eines liebenswürdigen und vermittelnden Hofmanns geltend zu machen. Er gefiel ſich, verſchwenderiſch damit zu ſein. Wenn er ſeine Ueberlegenheit auch ein wenig durchblicken ließ, ſo trug er ſie doch nie zur Schau, und wenn auch ſeine Anmaßung, einen unbegrenzten Einfluß auszuüben, nicht einen Augenblick zweifelhaft war, ſo trug er doch wenigſtens Sorge, ſie mit ſoviel Mäßigung anzudeuten, daß ſie bemerkt werden konnte, ohne daß er ſich einem Vorwurf ausſetzte. „Frankreich", ſagte er ſeinen Confratern, „hegt nur den einzigen Wunſch, einen weiſen, gemäßigten Fürſten auf den Thron ſteigen zu ſehen, welcher von den Rückſichten durchdrungen iſt, welche den Großmächten gebühren. Die Wahl des heiligen Kollegiums kann nur auf Tugend fallen, weil ſie in allen ſeinen Mitgliedern glänzt; aber die Tugend allein reicht nicht hin.

Wer könnte Clemens XIII. an Religion, an Reinheit der Lehre übertreffen? Seine Anſichten waren trefflich, und doch iſt während ſeiner Regierung die Kirche bis in ihr Innerſtes erſchüttert worden. Wenn Eure Eminenzen die Eintracht zwiſchen dem heiligen Stuhle und den katholiſchen Staaten wiederherſtellen, wenn ſie der Chriſtenheit den Frieden wiederbringen: dann wird Frankreich zufrieden ſein". Dieſes generelle Wohlwollen diente beſtimmten Inſtruktionen zum Schleier. Bernis war beauftragt, im Geheimen wegen Wiedervereinigung der Grafſchaft Avignon mit Frankreich zu unterhandeln *); aber alle ſeine Schritte waren einer vollſtändigen Uebereinſtimmung mit den Repräſentanten Spaniens untergeordnet. Dieſe erſchienen noch nicht. Bernis benutzte ihre Abweſenheit, um ſich ein auf die Würde und die Anmuth der Manieren gegründetes Uebergewicht zu ſichern. Seine etwas theatraliſche, aber immer verführeriſche Leutſeligkeit verſetzte den Hof Ludwigs XV. in die düſtern Zellen des Vatikan. Um ſeine Erfolge allgemein zu machen, vergaß er die öffentliche Meinung nicht, welche zu Ferney ihren Sitz hatte, und beeiferte ſich, einige prätentiöſe Briefchen an ſie zu richten.

Dieſe an eine Verſammlung von Greiſen verſchwendete Grazie bekam bald einen jüngern und glänzenderen Zeugen. Joſeph II. kam unerwartet nach Rom. Dies war dort ein großes Ereigniß. Vermöge einer noch nicht ganz erloſchenen Erinnerung, vermöge eines falſchen Reflexes der alten Zeiten, geſtand Rom den Kaiſern noch eine Art idealer Suprematie zu, und ſeit länger als zwei Jahrhunderten war kein Cäſar in ſeinen Mauern geweſen. Karl der V. war der letzte; er hatte ſich in dem Pompe ſeines Tuneſiſchen Triumphes gezeigt, mit Eiſen gepanzert und mit denſelben Banden umringt, die noch unlängſt unter dem Connetable von Bourbon Verwüſtung und Trauer über die Hauptſtadt der Chriſtenheit gebracht hatten. Joſeph verſchmähte den Prunk. Ein einſtudierter aber frappanter Kontraſt ſtellte ihn den Römern unter einem beſcheidenen Inkognito dar, deſſen Erfinder er war. Sein Anzug, ſeine Manieren, die Entfernung jeder Dekoration, die geringe Perſonenzahl ſeines Gefolges ſchienen dem Grafen von Falkenſtein, dem Beſitzer eines kleinen Immediatlehns im Elſaß, anzugehören. Sein Bruder, Leopold von Toscana, begleitete ihn unter einem gleichen Inkognito. Dieſe bis dahin faſt unbekannte monarchiſche Einfachheit brachte einen wunderbaren Effekt hervor. Zu neu, als daß ſie als Kunſtgriff verdächtigt werden

*) Denkſchrift vom 19. Febr. 1769, als Inſtruktion für die Hrn. Kardinäle v. Luynes und v. Bernis.

konnte, nahm man ſie als aufrichtig und ohne Falſch hin. Der Kontraſt einer ſo großen Einfachheit gegen eine ſo große Macht ſetzte in Erſtaunen und übte eine zauberiſche Gewalt. Es war gleichſam die unerwartete Verwirklichung der Utopien im Telemach. Ein ſolcher Eindruck wirkte auf die Seele Joſephs zurück, und das glückliche Reſultat dieſes Verſuches brachte ihn von da an auf ein Syſtem, welches er ſeitdem ſo weit trieb. Nach dem erſten Tribute des Enthuſiasmus fragten ſich die Römer, welchen Antheil der Kaiſer wohl an der gegenwärtigen Streitfrage nehmen würde. Seine gleichgültigſten Aeußerungen wurden aufgegriffen und mit Begierde kommentirt. Joſeph gefiel ſich darin, alle Muthmaßungen zu täuſchen. Schon erfüllt von ſeinen Reformplänen, aber durch die Bedenklichkeiten ſeiner Mutter zurückgehalten, entſchädigte er ſich für dieſen Zwang, indem er die Freunde und die Feinde der Jeſuiten gleichmäßig behandelte. Er ſtellte ſich, als könne er gar nicht begreifen, daß große Fürſten einer Mönchsfrage eine ſo bedeutende Wichtigkeit beilegten, und gab zu verſtehen, daß ihre Eingenommenheit die Folge kleinmüthiger Aengſtlichkeit ſei. Zu gleicher Zeit trug er eine außerordentliche Verachtung gegen die Jeſuiten zur Schau und erlaubte ihnen nicht, auf ſeine Unterſtützung zu rechnen. Und doch hatten ſich dieſe Väter damit geſchmeichelt. Joſeph zerſtörte ihre Illuſion bei dem Beſuche, den er im Gran-Jeſu, dem Profeßhauſe des Ordens, einem Wunder von Pracht und ſchlechtem Geſchmack, abſtattete. Der General ging dem Kaiſer entgegen und warf ſich in tiefer Demuth vor ihm nieder. Joſeph, ohne ihn nur zum Wort kommen zu laſſen, fragte ihn kalt, wann er ſein Ordenskleid ablegen würde. Ricci erblaßte, wurde verwirrt, murmelte einige unartikulirte Worte, geſtand zu, daß die Zeiten für ſeine Brüder ſehr hart wären, daß dieſe aber ihre Hoffnung auf Gott und den heiligen Vater ſetzten, deſſen Unfehlbarkeit auf immer kompromittirt ſein würde, wenn er einen von ſeinen Vorfahren beſtätigten Orden zerſtörte. Hier begann der Kaiſer zu lächeln, und indem er, faſt in demſelben Augenblick, ſeine Blicke auf das Tabernakel richtete, blieb er vor der maſſiv-ſilbernen, mit Diamanten überſäeten Statue des heiligen Ignatius ſtehen. Er ſprach mit Erſtaunen von der enormen Summe, welche ſie gekoſtet haben müſſe. „Sire", ſtammelte der Pater General, „dieſe Statue iſt aus den milden Gaben der Freunde der Geſellſchaft gefertigt worden". „Sagen ſie lieber", verſetzte Joſeph, „aus indianiſchem Gewinnſte!" Nach dieſen ſtrengen Worten verließ er die Väter, und ſie blieben in der tiefſten Niedergeſchlagenheit verſunken. In der zwiefachen Abſicht, den Papſt und die Bourbonen zugleich zu demüthigen,

äußerte ſich Joſeph unaufhörlich mit lautem Staunen über die Wichtigkeit, welche die Fürſten jenes Hauſes der Wahl eines neuen Papſtes beilegten; ſeiner Anſicht nach habe dieſe Wahl nicht die geringſte Bedeutung und verdiene gar nicht, die Gedanken eines Monarchen des achtzehnten Jahrhunderts zu beſchäftigen, und um ſeine völlige Theilnahmloſigkeit in dieſer Hinſicht noch ſchlagender zu beweiſen, hatte er dem Kardinal Pozzo Bonelli, ſeinem Miniſter, verboten, irgend einen Kandidaten vorzuſchlagen, oder Einſpruch gegen einen zu thun.

Eine ſo beleidigende Gleichgültigkeit konnte dem Scharfſinn des heiligen Kollegiums nicht entgehen. Maria Thereſia und Joſeph waren unter allen katholiſchen Monarchen die einzigen, welche noch keine ernſtliche Entzweiung mit Rom gehabt hatten. Die Kardinäle beſchloſſen, um, hinſichtlich des prekären Einverſtändniſſes ihres Hofes mit dem Kaiſer, ihn irre zu führen, ihm ungewöhnliche Ehrenbezeugungen zu erweiſen. Gegen die hergebrachte Etikette, welche den größten Fürſten das Conclave verſchließt, wurde Joſeph dringend gebeten, darin zu erſcheinen. Er begab ſich, von ſeinem Bruder Leopold begleitet, dahin. Die ſämmtlichen Kardinäle gingen ihnen in Prozeſſion entgegen. Eins der angeſehenſten Mitglieder des heiligen Kollegiums, welches die öffentliche Meinung zur höchſten Würde beſtimmte, der Kardinal Stoppani, nahm Joſeph bei der Hand und führte ihn ins Conclave. Als der Kaiſer hergebrachter Weiſe ſeinen Degen ablegen wollte, drangen alle laut in ihn, dieſe Waffe, die man für eine Stütze des heiligen Stuhls erklärte, umzubehalten. Nun umringten ihn alle Kardinäle mit den Bezeugungen einer tiefen Ehrfurcht. Albani, Oeſterreich ergeben, heuchelte ſogar Thränen der Freude bei ſeinem Anblick. Joſeph nahm dieſe außerordentliche Zuvorkommenheit mit kalter Höflichkeit auf. Er hätſchelte die Eigenliebe des Kardinals Bernis durch eine ſchmeichelhafte Aufnahme; als ihm dagegen Torrigiani vorgeſtellt wurde, begnügte er ſich, ihm zu ſagen: „Ich habe viel von Ihnen reden hören". Aber ſeine angelegentlichſte Sorge war, den Kardinal von York zu ſehen: „Hier iſt er", antwortete ihm der Enkel Jakobs II.; „hier iſt der Kardinal, deſſen Ew. Majeſtät ſich zu erinnern die Gnade hat". Joſeph begrüßte den letzten Stuart mit offenbarer, rückſichtsvoller Theilnahme und bat ihn, ihm ſeine Zelle zu zeigen. „Sie iſt ſehr klein für Ew. Hoheit", ſprach er, nachdem er ſie geſehen hatte. In der That, Whitehall war größer!

In dem Augenblicke, da der Kaiſer ſich anſchickte, von den Eminenzen Abſchied zu nehmen, wurden die Ehrfurchtsbezeugungen ſtürmiſcher: „Sire!" rief man von allen Seiten, „Ew. Majeſtät wolle den neuen

Papſt ſchützen, damit er den kirchlichen Wirren ein Ende machen kann". Den Kardinälen wurde die Antwort, ſie ſelbſt möchten dafür ſorgen, indem ſie einen Papſt wählten, der Benedikt XIV. nachzuahmen wüßte und ſeine Forderungen nicht zu hoch ſpannte; die Autorität des Papſtes in geiſtlichen Dingen ſei unbeſtreitbar, und an ihr müſſe er ſich begnügen laſſen; beſonders dürfe er, wenn er mit regierenden Häuptern verhandele, ſich nie ſo weit vergeſſen, gegen die Regeln der Politik und der guten Erziehung anzuſtoßen. — Nach dieſer Aeußerung verabſchiedete ſich der hohe Reiſende von ſeinen Wirthen, lehnte die ſchon vorbereiteten Feſtlichkeiten ab und begab ſich noch in derſelben Nacht auf den Weg nach Neapel*).

Sicherlich hatte ſich das heilige Kollegium nur aus Verzweiflung ſo vor den Fürſten gebückt; allein die Nothwendigkeit, welche es dazu zwang, ſetzte es allen Demüthigungen aus. Das Conclave dauerte faſt ſchon drei Monate. Dieſe Greiſe, in Löcher eingeſchloſſen, konnten einen ſo lange und bis dahin ſo nutzloſe Abſperrung nicht ertragen; ſie erinnerten ſich mit Schreck, daß Lambertini erſt nach vollen ſechs Monaten gewählt worden war. Einige von ihnen waren der Abgelebtheit nahe; denn in dieſem entſcheidenden Kampfe hatten weder Alter noch Gebrechen die Hitze der Partheien gekühlt. Man ſah den neunzigjährigen fanatiſchen Biſchof von Viterbo, Oddi, und den bereits von tödtlicher Krankheit befallenen Feind der Jeſuiten, Conti, nach dem Conclave bringen. Ungeduld ergriff die Kardinäle. Jeden Morgen begeben ſie ſich zum Scrutinium, mit dem feſten Vorhaben, es zu ſchließen; allein Lacerda und Solis, die ſpaniſchen Bevollmächtigten, hatten ihre Ankunft verzögert. Um ihre Reiſe abzukürzen, wie ſie anfänglich gemeldet hatten, wollten ſie dieſelben zur See antreten. Bei dieſer Nachricht hatte ſich Freude im Vatikan verbreitet, machte aber wieder einem nicht weniger ſtarken Verdruſſe Platz, als man erfuhr, daß Lacerda und Solis, im Hafen von Carthagena vor dem Brauſen der See knabenhaft erbangend, wieder um-

*) Alle dieſe Details über den Beſuch des Kaiſers im Vatikan und im Gran-Jeſu hat dieſer Fürſt ſelbſt dem franzöſiſchen Geſandten, Marquis d'Aubeterre, mitgetheilt. Joſeph ſprach wohlgefällig über ſeine mißachtende Politik gegen den römiſchen Hof, erklärte mit dürren Worten, daß er den römiſchen Hof zu gut kenne, um ihn nicht zu verachten, und legte keinen beſondern Werth auf ſeine Zulaſſung ins Conclave. „Dieſe Menſchen", ſagte er, indem er von den Kardinälen ſprach, „haben mich durch ihre Auszeichnung überrumpeln wollen, aber ich habe mich nicht von ihnen dupiren laſſen. Sie wollten mich neugierig ausforſchen, gleich als hätten ſie ein Rhinoceros unterſuchen ſollen!"

gekehrt ſeien und nun den Weg nach Rom zu Lande machen wollten. Die Hitze begann bereits fühlbar zu werden. Krankheiten drohten in die Zellen einzudringen. Man entbehrte ſogar der Quelle politiſcher Intriguen, um die Langeweile verſcheuchen zu können. Die bourboniſchen Höfe hatten mehr als dreißig Excluſionsdekrete eingereicht, und der Kreis der möglichen Wahlen verkleinerte ſich von Tage zu Tage. Dieſe ſo zahlreichen Excluſionen waren ungeſetzlich; jede von den Mächten konnte nur eine einzige einreichen und verlor ihr Recht, indem ſie es ausübte; allein die Kardinäle (ſo ſtand es damals um den römiſchen Hof) glaubten ſich gemüſſigt, ſie in Maſſe zu reſpektiren. Das Ausbleiben der Spanier paralyſirte Alles; ihre Kollegen warteten auf ſie unter Schwierigkeiten jeder Art und mit einem Unwillen, den ein Schimpf hervorgerufen, welcher um ſo größer war, als er ſich unmöglich verbergen ließ.

Frankreich hätte in dieſer Zwiſchenzeit dem Conclave Geſetze vorſchreiben und den König von Spanien auch ohne die Mitwirkung ſeiner Agenten zufriedenſtellen können. D'Aubeterre rieth dazu, aber Bernis, der mehr Dünkel als Energie beſaß, begnügte ſich mit äußerlichen Huldigungen, die er der reellen Gewalt vorzog. Außerdem darf man es nie aus dem Auge verlieren, daß die Sache Choiſeul unerheblich ſchien, und daß er mit einer blinden Gefälligkeit gegen die theologiſchen Anſichten des Königs von Spanien die gänzliche Nachgiebigkeit dieſes Monarchen in allen europäiſchen Kriegs- oder Friedensfragen erkaufte. Es war der Plan des Madrider Hofes, den künftigen Papſt durch ein ſchriftliches und unterzeichnetes Verſprechen zu feſſeln, daß er den Jeſuitenorden aufheben wolle; er berief ſich auf das alte Beiſpiel Clemens V. und der Templer. Dies war der Preis für die Wahl des Kandidaten. D'Aubeterre drang in Bernis, den Wünſchen des Königs von Spanien zuvorzukommen, allein derſelbe trug Bedenken; ſein Gewiſſen war beunruhigt; er erklärte einen ſolchen Schritt nicht allein für unausführbar, ſondern auch für nutzlos. Nichts garantire die Ausführung eines ſolchen Vertrags; derjenige Kardinal, welcher einen ſolchen Handel im Voraus unterſchriebe, entehre ſeine künftige Würde, da doch Alles offenkundig werden müßte. — D'Aubeterre, als franzöſiſcher Geſandter, und Azpuru, der ſpaniſche Miniſter, bemühten ſich umſonſt, ſeine Scrupel zu beſeitigen; ſie erklärten ihm, daß ihr Plan den Beifall der angeſehenſten Caſuiſten gefunden habe. Bernis, von ihnen gedrängt, wollte ſich ihre Feindſchaft nicht zuziehen; er verſprach, die Sache zu überlegen und einen vollendeten Kanoniſten, eins von den Lichtern des heiligen Kollegiums, zu conſultiren. Er nannte den Kardinal Ganganelli.

Verweilen wir etwas bei dieſem Namen, um einen Blick auf ein im Schatten des Purpurs noch dunkeles Leben zurück zu werfen, welches, wenigſtens für einige Zeit, die Welt beſchäftigen ſollte. Lorenz Ganganelli war im Marktflecken San Arcangelo am 31. Oktbr. 1705 aus einer plebejiſchen Familie geboren. Sein Vater war Ackerbauer, nach Andern Arzt auf dem Lande *). Er trat frühe ins Mönchsleben, und ſein Beruf dazu war unzweideutig. Sein ganzes Weſen fand ſich leicht in Harmonie mit dem beſchaulichen Leben. Die Einſamkeit, für viele Herzen oft verderblich, war für Ganganelli wohlthätig. Das Kloſter gab ſeinem Charakter nicht jene Gewohnheiten grämlichen Menſchenhaſſes. Obgleich er ſich ausſchließlich dem Studium der Theologie hingab, obgleich er feſt im Glauben, und ſehr feſt in den Dogmen war, ſo zeigte ſich in ihm doch keine Spur von Fanatismus. Sein Charakter mehr als ſein Geiſt hatte ihn bis zur Toleranz erhoben. Die Seele des Mönchs, beſcheiden in ſich ſelbſt zurückgewandt, öffnete ſich einfachen und ſanften Empfindungen; ſeine etwas gemeinen, aber ſanften Züge waren ein Spiegel derſelben. Er kannte die Freundſchaft; ſeine Anhänglichkeit an einen armen Franziskaner, Namens Francesco, verläugnete ſich nie. Auch kannte er die Reize der Natur; Botanik und Naturgeſchichte überhaupt füllten ſeine Mußeſtunden aus; er brachte oft ganze Stunden damit zu, ein Inſekt oder eine Blume zu unterſuchen, und mit einem Buche in der Hand verlor er ſich gern in Gehölzen. Ganganelli war aufrichtig und ehrgeizig zugleich. Sein Ehrgeiz war feurig, tief und eingewurzelt, dabei aber voll von einer Gutmüthigkeit, die der Abdruck eines geheimen Vertrauens auf die Zukunft war. Man wundere ſich darüber nicht; was widerſprechend iſt, iſt nicht immer entgegengeſetzt, und dies leugnen wollen, hieße den Menſchen nicht kennen. Ganganelli glaubte ſich von der Vorſehung zu einem außerordentlichen Geſchicke berufen. Von ſeinen Knabenjahren an ſtand ein blendendes Ziel vor ſeinen Augen; er hatte immer Glauben an ſich ſelbſt und ging, auf die Vorherbeſtimmung geſtützt, feſten Schrittes voran. Als ſeine Eltern ihn vom Mönchsleben zurückhalten wollten, erinnerte er ſie daran, daß die Kutte oft ein Vorläufer des Purpurs, und daß die letzten beiden Sixtus dem Franziskanerorden angehört hätten. Der Name Sixtus V., der ſeinen Gedanken immer vorſchwebte, verfolgte ihn in allen Phaſen ſeiner Lauf-

*) Caraccioli, dem die Biographie universelle nachſchreibt, läßt Ganganelli aus einer adeligen Familie abſtammen. Aber dies iſt durchaus falſch; Ganganelli war unzweifelhaft plebejiſcher Herkunft.

bahn. In Italien kommt nemlich nichts der Popularität dieſes Namens gleich, und nichts ſchmeichelt dem demokratiſchen Stolze in höherem Grade. Der Ziegenhirte in den Abruzzen, der Landbauer im Sabinerlande erinnern ſich mit Stolz, daß der ſtolzeſte aller Päpſte von Geburt ein Bauer, daß er ein Bettler, ein Schweinhirte geweſen war. Ganganelli war ſein ganzes Leben lang ein Mönch, ein Mann des Volkes. Auf keiner Stirn war die Runzel Sixtus des fünften ſo tief ausgeprägt.

Prophezeihungen und Vorbedeutungen, denen Ganganelli immer zugänglich war, unterhielten ſeine weitſchweifenden Hoffnungen, und was auch immer ſeine Lobredner, deren Zugeſtändniſſe uns als Beweiſe dienen werden, davon ſagen mögen: er hatte ſich vorgenommen, auf den Gipfel der Größe zu gelangen. Die Würde eines Generals ſeines Ordens wurde ihm angeboten: gemeine Verſuchung! Er lehnte ſie ohne Bedenken ab, und Demuth diente weit höhern Berechnungen zum Schleier. Erſt, muß man es geſtehen? nahm er den Schutz der Jeſuiten an, ſuchte ihn ſogar. Der General dieſes Ordens empfahl ihn dem Neffen des Papſtes; Clemens XIII. bekleidete ihn mit dem Purpur, und ſchon dieſes einzige Faktum beſtätigt genugſam den Einfluß jener Geſellſchaft, da Clemens keinen Schritt that, ohne ſie zu Rathe zu ziehen. Bei der Nachricht von ſeiner Promotion warf er ſich Rezzonico zu Füßen und bat ihn flehentlich, einen Würdigeren zu wählen; allein er hatte die Freude, daß er mit dieſer Bitte ungnädig abgewieſen wurde. Zur Kardinalswürde gelangt, behielt er die Einfachheit ſeiner Gewohnheiten bei. Ungeheuchelt zog er einen frugalen Tiſch, weite Spazierritte in der öden Umgegend Roms, die Freundſchaft Francesco's, die Beſuche einiger unterrichteter Ausländer und beſonders die ruhige Unterhaltung mit den Vätern des Kloſters zu den HH. Apoſteln, eitelem Gepränge vor. Obgleich er nicht unempfindlich war gegen wirkliche Macht, ſo liebte er doch nie den Pomp derſelben; allein jene ſanften und eintönigen Freuden hielten ihn dennoch nicht ab, ſeine Sorge einer thätigen und ſelbſt ziemlich verwickelten Politik zuzuwenden. Im Einklange mit ſeiner Klugheit rieth ihm ſein Intereſſe, den Widerſtand des römiſchen Hofes zu tadeln; er erhob die Macht der Souveräne. „Ihre Arme ſind lang“, pflegte er zu ſagen; „ſie reichen über die Alpen und die Pyrenäen“. Ganganelli verließ ſchon bald die Jeſuiten und trat allmählig zur Parthei der weltlichen Fürſten. In den Congregationen ſprach er, jedoch nur mit Vorſicht, zu Gunſten derſelben. Der Herzog von Parma fand in ihm eine verſchwiegene aber ſichere Stütze. Eine ausgebreitete und geheime Correspondenz erſetzte die Aengſtlichkeit ſeiner politiſchen Schritte.

Ganganelli ſchrieb heimlich an den Pater Caſtan, ein Mitglied ſeines Ordens, der ſich nach Avignon zurückgezogen hatte und ſich der Intrigue hingab. Dieſer Mönch hatte ihn dem Biſchof von Orleans, Jarente, empfohlen, welcher damals in Frankreich die Pfründenliſte führte. Inzwiſchen begünſtigten die Verſailler Inſtruktionen im Augenblicke des Conclave Ganganelli nicht. Die Hiſtoriker, welche dies alle verſichern, befinden ſich ſämmtlich im Irrthume. Freilich war dieſer Kardinal auf die Liſte der tauglichen Subjekte, das heißt derjenigen Subjekte geſetzt worden, die den Bourbonen nicht unangenehm waren; aber ſein Name ſteht zwiſchen vielen andern und iſt mit mehreren beſchränkenden Anmerkungen begleitet. Frankreich, weit entfernt, ihn vor den übrigen Kandidaten zu protegiren, hatte ihn im Verdachte der Ränke und der Doppelzüngigkeit. Die Haltung Ganganelli's im Conclave war nicht geeignet, dieſe Voreingenommenheit zu beſeitigen. Bis dahin vertraut mit den Franzoſen, ſchien er ihrem Intereſſe zugethan; während der ganzen Dauer des Conclave ſtellte er ſich, als ob er ſie fliehe. Außerdem war Ganganelli bei den Kardinälen nicht beliebt. Immer in ſeiner Zelle verſchloſſen, vermied er ſeine Kollegen. Eine ſolche Zurückhaltung konnte man leicht einem verſteckten Ehrgeize beimeſſen. Auch dachte Niemand während der erſten Tage des Conclave, daß er auf den Thron erhoben werden könnte. Man weiß nicht, ob Bernis, auf Grund des von Spanien vorgeſchlagenen geheimen Paktes, es ahnete. Da der franzöſiſche Kardinal für ſeine Perſon dieſer Maßregel entgegen war, ſo konnte er ſie nicht aus einem verlockenden Geſichtspunkte vorſchlagen; vielleicht ließ er ſogar ſein Widerſtreben durchblicken, was den Italiener zwang, ſie mit Unwillen zu verwerfen. Wie dem auch ſein mag, Bernis und Luynes beharrten bei ihren Bedenklichkeiten und theilten dieſelben auch Ludwig XV. mit, welcher ſtets gegen das Dogma die Achtung bewies, welche er der Moral verweigerte.

Die Zeit verſtrich, und die Verhandlung hatte keinen Fortgang, die Spanier allein konnten ſie beginnen und vollenden. Sie kamen endlich an. Sie ließen Bernis den Schein des Einfluſſes und ſchmeichelten ſeiner Eigenliebe durch ſcheinbare Nachgiebigkeit, beſchloſſen aber, ohne ſein Vorwiſſen zu handeln. Durch gewandte Conclaviſten geleitet, durchſchauten ſie alsbald die Oſtentation und die Charakterſchwäche ihres Kollegen; auch erblickten ſie in ſeinem Herzen eine Art von Mitleid mit den Jeſuiten; ſie ſahen ein, daß dieſes Gefühl den ſcharfen Blicken der Zelanti nicht entgangen, und daß deren Kühnheit dadurch geſteigert worden war. Deshalb beſchloſſen ſie, Bernis einzuſchläfern und zu täuſchen. Zuerſt

hintertrieben ſie heimlich ſeine Unterhandlungen über die Vereinigung Avignons mit Frankreich und beſtanden darauf, daß die Jeſuitenfrage beſonders verhandelt werden müſſe, da jede andere Frage dieſer Hauptfrage ſchade. Hierauf ließen ſie Bernis einen Kandidaten ſuchen und knüpften, genau unterrichtet über die Geſinnungen Ganganelli's, direkt mit ihm eine geheime Unterhandlung an. Solis korreſpondirte aus ſeiner ſtillen Zelle insgeheim mit Ganganelli, welcher die ſeinige nie verließ. Dieſer, ſeinerſeits, ſetzte ſich mit Albani, dem Haupte der Parthei der Zelanti, in Verbindung, und während dieſe beiden Klausner den Faden der großen Intrigue unbemerkt feſthielten, trug der poetiſche Kardinal ſein angenehmes Aeußere, ſeine Hofmannsmiene zur Schau, nahm die Ehrfurchtsbezeugungen des heiligen Kollegiums entgegen und rief im Uebermaße der Eitelkeit recht wohlgefällig aus: „Nie haben die franzöſiſchen Kardinäle in dieſem Conclave größeren Einfluß gehabt!"

Da er bei alle dem viel Geiſt beſaß, fing Bernis endlich an, geheime Schliche zu ahnen; allein die gewandten Antworten der Spanier führten ſeine Eitelkeit irre. Sie erfreuten ihn mit falſchen vertraulichen Mittheilungen und ſetzten ihre Unterhandlungen im Stillen fort. Ganganelli, ſeinerſeits, wie alle authentiſchen Aktenſtücke darthun, ſtrebte mit Sehnſucht nach der Tiare. Gut, gefällig, vermittelnd, bewunderte er Benedikt XIV. und wollte ſein theures Andenken wiederaufleben laſſen; er liebte die Künſte und wollte ſie beſchützen. Die Welt von der Peterskirche herab zu ſegnen, — welche Verführung für einen Prieſter! Mitten unter den Kunſtwerken des Vatikan zu leben, — welcher Reiz für einen Italiener! Clemens XIII. hätte beinahe Spaltungen hervorgerufen; Ganganelli wollte die Fürſten mit Rom verſöhnen. Dieſer Plan war edel und konnte eine Seele, wie die ſeinige, ergreifen; aber waren alle Mittel, deren er ſich zur Ausführung deſſelben bediente, ſeiner gleich würdig? Iſt es wahr, daß er förmliche Verpflichtungen gegen die Jeſuiten übernommen hat? Iſt es wahr, daß er den Spaniern auf ihr Andringen als ein Pfand ſeiner künftigen Wahl eine eigenhändig unterzeichnete Schrift zugeſtellt hat, welche, ohne gerade das förmliche Verſprechen der Aufhebung des Jeſuitenordens zu involviren, doch die Hoffnung dazu gegeben? Iſt es wahr, daß dieſes Schreiben in folgenden Ausdrücken abgefaßt war: „Ich erkenne an, daß der Papſt mit gutem Gewiſſen die Geſellſchaft Jeſu aufheben kann, ohne die kanoniſchen Vorſchriften zu verletzen?" Wir wollen nicht entſcheiden.

Inzwiſchen erregte die Einhelligkeit der Stimmen, die ſich zu Ganganelli neigte, ſchweren Verdacht bei Bernis. Der franzöſiſche Kardinal ſäumte nicht, ihn aufzuklären; überzeugt, daß er hintergangen war, wollte er wenigſtens den Schein retten. Die Spanier ließen ihm gern dieſe Scheinrolle, die zu ſeinem prunkenden Weſen ſo gut paßte. Bernis verfügte ſich zum künftigen Papſte; er hoffte, ihn hinter das Licht zu führen, indem er ſich rühmte, alle Stimmen zu ſeinen Gunſten gewonnen zu haben. Ganganelli gab ſich den Schein, als glaube er es, und erſchöpfte ſich in Dankbezeugungen gegen Frankreich und den franzöſiſchen Miniſter. Man darf glauben, daß eine ſo übertriebene Verſtellung ihm ſchwer fiel; er empfand ohne Zweifel einige Verlegenheit, wie er ſeine angebliche Dankbarkeit ausſprechen ſollte; denn er nahm ſeine Zuflucht zu ſeltſamen und zweideutigen Worten: „Ich trage“, ſagte er, „Ludwig XV. im Herzen und den Kardinal Bernis in meiner Rechten“. Er begleitete dieſe Erklärung mit einer ſtudierten Sprache von ſeiner Unwürdigkeit und ſtotterte ſogar eine Art von Weigerung heraus. Bernis gab ſich nicht einmal die Mühe, auf dieſe Betheuerungen der Demuth zu antworten; mit dem Ton eines Mannes, der das Geſchick der Kirche zu entſcheiden im Begriff iſt, fragte er den Kardinal geradezu nach ſeinen Abſichten hinſichtlich der Jeſuiten und des Infanten von Parma. In Bezug auf letzteren Punkt antwortete Ganganelli auf die befriedigendſte Weiſe; er verſprach nicht allein, ſich mit dem Infanten auszuſöhnen, ſondern ſogar in eigener Perſon deſſen nahe bevorſtehenden Ehebund in der Petrikirche einzuſegnen. Was die Jeſuiten anlangt, erkannte er, wahrſcheinlich von den geheimen Gedanken des Kardinals unterrichtet, die Aufhebung derſelben als nützlich an, beſtand aber auf der Nothwendigkeit, dabei mit Klugheit und Rückhalt zu Werke gehen zu müſſen. Als nun Bernis, welcher ſich verpflichtet glaubte, die unmittelbare Aufhebung der Jeſuiten durch einen Staatsſtreich zu fordern, in ihn drang, bat er ihn, ſeine Seele zu beruhigen und feſt zu glauben, daß der künftige Papſt, wenn er einmal eingeſetzt wäre, es nicht bei Worte bewenden laſſen würde. Genug, Ganganelli verſprach Bernis alles, was er wollte; er ließ ihn ſogar die Möglichkeit einer Vereinigung Avignons mit Frankreich erblicken und verpflichtete ſich, zu den erſten Stellen des Kirchenſtaates diejenigen Subjekte zu ernennen, welche der Hof von Verſailles bezeichnen würde.

Bernis, feſt überzeugt, Alles erreicht zu haben, eilte auf der Stelle zum Kardinal Pozzo Bonelli, welcher mit den geheimen Inſtruktionen Oeſterreichs betraut war. Dieſer Staat hatte eine affektirte Gleichgültig-

keit gegen das Reſultat eines ſo langen Kampfs gezeigt. Sein Repräſentant trat auf der Stelle der neuen Wahl bei. Albani und Rezzonico, die Häupter der Jeſuitenparthei, Orſini, der neapolitaniſche Kardinal, hatten ſich gleichfalls zu Pozzo Bonelli begeben, und kaum hatte Bernis ausgeredet, als die zu einem Kollegium vereinigten Kardinäle hingingen, dem deſignirten Papſte die Hand zu küſſen. Ganganelli nahm ihre Huldigungen an, und nach einem blos der Form nach abgehaltenen Scrutinium wurde Clemens XIV. zum Papſte ausgerufen *). So endigte ein denkwürdiges Conclave, welches aus Mangel offizieller Dokumente immer in einem falſchen Lichte dargeſtellt worden iſt.

Viertes Kapitel.

Unterhandlungen. — Kardinal Bernis. — Graf von Florida Blanca. — Aufhebungsbulle. — Clemens XIV. ſtirbt an Gift.

Ganganelli war an dem glänzenden Ziele ſeiner geheimen Wünſche angelangt (1769). Sein Regierungsantritt war das Signal zum lebendigſten und unbeſtreitbarſten Enthuſiasmus. Frankreich und Spanien ſchrieben ſich die Ehre zu, ihn erwählt zu haben. Vergnügt über ſeine Popularität, des Schutzes der Mächte gewiß, konnte ſich jetzt Ganganelli berufen glauben, die Wunden der Kirche zu heilen. Auch war er, nach dem Geſtändniſſe aller Augenzeugen, am Tage ſeiner Krönung ſtrahlend; er gab ſich ganz ſeiner natürlichen Munterkeit hin. In dem Augenblicke, da er in die Baſilika des Vatikan trat, bemerkte er einen Stein, auf welchem er als ſimpeler Mönch den Aufzug des Papſtes Rezzonico hatte anſehen wollen. „Da", ſagte er, indem er auf ihn hindeutete, „da iſt der Stein, von welchem man mich vor zehn Jahren vertrieben hat". Einer der Biographen Clemens der XIV., Caraccioli, behauptet, daß er in der Nacht nach ſeiner Erhebung ſo feſt geſchlafen habe, daß man große Mühe gehabt habe, ihn aufzuwecken. Das heißt ſeine Demuth auf Koſten ſeines Verſtandes rühmen. In einer ſolchen

*) In Folge der abergläubiſchen Verehrung, die Ganganelli gegen das Andenken Sixtus V. hegte, wollte er ſich den Namen Sixtus VI. beilegen; allein ſeine Freunde machten ihm bemerklich, daß dieſer Schritt ihm als Ehrgeiz würde ausgelegt werden, und veranlaßten ihn, den vom Begründer ſeines Glückes geführten Namen Clemens fortzuſetzen.

Lage würde ein ſolcher Schlaf ſtupid geweſen ſein. In der That, welche Anwendung einer feierlichen Nacht! Mußte dieſe Nacht nicht durch bittere Betrachtungen geſtört werden? Welchen Entſchluß ſollte er, einmal zum Throne gelangt, faſſen? Wie ein unvorſichtiges, aber bindendes Wort halten? Wie die Jeſuiten unterdrücken, wie ſie erhalten? Soll er dem Zorne der Großen Europas trotzen? ſie zum Schisma, vielleicht gar zur Ketzerei treiben? Soll er den heiligen Stuhl in die Gefahr bringen, nicht blos den Beſitz Benevents und der Grafſchaft, ſondern auch den kindlichen Gehorſam des allergetreueſten Portugals, des allerchriſtlichſten Frankreichs und des allerkatholiſchſten Spaniens zu verlieren? Andererſeits, wie aus der Reihe des Beſtehenden einen von ſo vielen Päpſten beſtätigten Orden, der für das Bollwerk der Kirche, für den Schild des Glaubens galt, ausſtreichen? Solche Betrachtungen mußten Clemens XIV. am Schlafen hindern, wenn er nicht für ſchwachſinnig gehalten werden wollte; ſie drängten ſich ihm auch ohne Zweifel gleich bei der erſten Huldigung auf. Denn weit entfernt, jene Hartnäckigkeit, jene unerſchütterliche Feſtigkeit zu entfalten, womit ſeine Feinde wie ſeine Lobredner ihn gleichmäßig beehren, nahm er ſich vor, zu temporiſiren, die Fürſten durch Verſprechungen zu begütigen, die Jeſuiten durch affektirte Bedenklichkeit im Zaume zu halten, kurz, der Gefahr auszuweichen, ſtatt ihr zu trotzen. Von dieſem Tage an beſchloß er, ſich in ſeinem Pontifikate allen Hülfsquellen, allen Kunſtgriffen einer geſchäftigen Schwäche zuzuwenden.

Unüberſteigliche Hinderniſſe traten der Ausführung dieſes Entſchluſſes, der nichts als bloße Unentſchlüſſigkeit war, entgegen. Spanien und Frankreich im Verein forderten gebieteriſch die unmittelbare Aufhebung des Ordens. Um einem ſo lebhaften Angriffe auszuweichen, verdoppelte Clemens ſeine Aufmerkſamkeiten und Schmeicheleien gegen dieſe beiden Kronen, und beſonders ſparte er nichts, um die Eitelkeit Bernis zu befriedigen, welcher definitiv an d'Aubeterre's Stelle trat. Als der Kardinal zu ihm kam, um ſeine Aufwartung zu machen, wollte er von demſelben die einem regierenden Papſte gebührenden Huldigungen nicht annehmen. Er verbot ihm die Kniebeugungen, bot ihm mehrere Male ſeine Tabatiere dar und wollte ihn ſelbſt nöthigen, ſich in ſeiner Gegenwart zu ſetzen. Bernis hielt ſich mit der Miene tiefſter Ehrfurcht zurück, aber Clemens beharrte bei ſeiner Vertraulichkeit. „Wir ſind allein", ſagte er, „Niemand ſieht uns; laſſen wir doch die Etikette, und leben wir in der alten Gleichheit des Kardinalats". Einige Tage ſpäter, als Bernis ihm ein Schreiben Ludwigs des XV. überreichte, ergriff er es, küßte es mit

Entzücken und rief aus: „Ich habe Frankreich Alles zu verdanken! Die Vorſehung hat mich aus dem Volke gewählt, wie Sanct Peter; ſie hat ſich des Hauſes Bourbon bedient, um mich auf den Stuhl des Apoſtelfürſten zu erheben. Sie hat es gefügt, ſetzte er hinzu, indem er Bernis umarmte, ſie hat es gefügt, daß Sie der Miniſter des Königs beim heiligen Stuhle ſein ſollten; alle dieſe ungehofften Umſtände ſcheinen mich des Schutzes des Himmels zu verſichern, welcher mir den Schutz ſo großer Fürſten verſchafft hat. Ich werde, mein lieber Kardinal, ein unbegrenztes Zutrauen in Sie ſetzen. Keine Umwege, keine Geheimniſſe ſollen zwiſchen uns ſein. Ich werde Ihnen Alles mittheilen; ich werde nichts thun, ohne Sie zu Rathe zu ziehen. Fürchten Sie nicht, daß ich dem Beiſpiele einiger meiner Vorgänger folgen, daß ich andere Mittel, als die des guten Vertrauens und der Wahrheit, anwenden möchte. Sie werden ſtets urtheilen, denn ich werde Sie nie an meinen Staatsſekretär verweiſen, und ich bitte Sie im Voraus, ſich immer direkt an mich ſelbſt zu wenden."

Dieſe Verſicherungen brachten Bernis außer ſich; er hielt ſich für den Gebieter Roms. Sorgfältig unterhielt der Papſt eine ſolche Täuſchung und benutzte die Eitelkeit des Kardinals, um ihn zum Mitſchuldigen ſeines Hinhaltungsſyſtems zu machen. Auch ſchrieb Bernis unaufhörlich an ſeinen Hof, um ihn zu bitten, daß er eine Verzögerung billigen möchte, die für die Würde des Papſtes nothwendig und, ſeiner Anſicht nach, in Dingen, welche die Kirchendisciplin beträfen, unvermeidlich wäre *). Karl III. war immer dringend, immer ungeduldig; Ludwig XV. ſchien zu erkalten. Seine Anwandelungen von Frömmelei, ſeine manchmal wiederkehrenden Gewiſſensbiſſe flößten ihm eine große Nachſicht gegen den Papſt ein. Der Herzog von Choiſeul ſeinerſeits, einer langen und verdrießlichen Unterhandlung müde, fühlte ſeinen Eifer erkalten; er täuſchte ſich nicht, wie Bernis, über die Beweggründe Clemens XIV., er ſprach ſogar unwillig von Kunſtgriffen, die er der Treuloſigkeit beimaß; allein ſehr gleichgültig geworden gegen den Ausgang des Handels, den er einſt hervorgerufen hatte, ſchien er den Antheil, den er daran genommen, zu vergeſſen, und verhehlte in ſeinen Depeſchen weder ſeinen Ueberdruß, noch ſeine Geringſchätzung. „Ich werde die Geſchichte der Jeſuiten endigen", ſchrieb er an Bernis, „indem ich Ihnen ein Gemälde unter die Augen bringe, das Sie, glaub' ich, auffallend finden werden. Ich weiß nicht, ob es wohlgethan war, die Jeſuiten aus Spanien und

*) Bernis an Choiſeul in vielen Depeſchen.

Frankreich zu vertreiben; ſie ſind aus allen Staaten des Hauſes Bourbon vertrieben. Ich glaube ferner, daß es noch übeler gethan war, da dieſe Mönche einmal vertrieben waren, zu Rom einen auffallenden Schritt zur Aufhebung des Ordens zu thun und Europa von dieſem Schritte in Kenntniß zu ſetzen. Er iſt gethan, und es findet ſich, daß die Könige von Frankreich, Spanien und Neapel in offenem Kriege gegen die Jeſuiten und ihre Anhänger ſind. Werden ſie aufgehoben werden, werden ſie es nicht? Werden die Könige die Oberhand behalten? Werden die Jeſuiten den Sieg davon tragen? Das iſt die Frage, welche die Kabinete in Bewegung ſetzt, und welche die Quelle der Intriguen, der Plackereien, der Verlegenheiten aller katholiſchen Höfe iſt. Wahrlich, man kann dieſes Gemälde nicht mit kaltem Blute ſehen, ohne das Entehrende, was darin liegt, zu fühlen, und wenn ich Geſandter zu Rom wäre, ſo würde ich mich ſchämen, den Pater Ricci als den Antagoniſten meines Gebieters zu ſehen *)." So tadelte Choiſeul mit unglaublichem Leichtſinn einen Schritt, deſſen Urheber er ſelbſt war! Der Papſt fand alſo, indem er Zeit verlangte, eine Stütze am Hofe Ludwigs XV.; der König von Frankreich nahm es auf ſich, die Hitze ſeines Vetters von Spanien zu mäßigen, welcher, aus Rückſicht auf den Familienpakt, nur ungern in einen Aufſchub willigte.

Clemens XIV. athmete wieder freier; er zollte ſich im Innern ſeines Herzens Beifall über ſeine gewandte Politik und hoffte, in ihr noch neue Mittel zu finden zu endloſem Aufſchub. Dieſer Waffenſtillſtand war der glücklichſte Moment, der einzige glückliche Moment ſeines Pontifikats. Er genoß ihn mit Wonne. Die Munterkeit ſeines Charakters zeigte ſich wieder ohne Zwang, und diejenigen welche ihm damals nahe kamen, ſahen in ihm weder einen moroſen Mönch, noch einen von ſeiner Macht verblendeten Emporkömmling, ſondern einen wackeren Prieſter von unbeſcholtenen Sitten und von hinreißenden geſelligen Tugenden. Der höchſte Rang hatte nichts in ſeinem Benehmen geändert. Er maß mit den Augen eines unintereſſirten Zeugen den unermeßlichen Raum, welchen er zurückgelegt hatte; er erinnerte ſich mit Demuth ſeiner früheren Jahre, ſeines ſo beſchwerlichen Anfangs und ſprach oft davon, vielleicht zu oft, was ſeiner Unterhaltung mehr Reiz als Würde verlieh. Anſcheinend wohlwollend gegen Alle, gewährte er Niemanden ſeine Gunſt. Das heilige Kollegium, wenn auch gut vom Papſte aufgenommen, hatte doch

*) Brief des Herzogs von Choiſeul an den Kardinal Bernis, d. d. Compiegne, d. 20. Auguſt 1769.

ſein Vertrauen nicht. Clemens XIV. beſaß eine, jede Probe beſtehende Verſchwiegenheit. Die Gerechtigkeit, welche man ihm in dieſer Hinſicht wiederfahren ließ, ſchmeichelte ihm beſonders. Er übertrieb dieſe Tugend, und da er glaubte Allem genügen zu können, ſo ließ er Niemanden an ſeinen Arbeiten Theil nehmen, ja er verlor die Zeit mit Einzelheiten, die für einen Souverain zu kleinlich ſind. Da jedoch der Menſch nicht allein leben kann, ſo ſchenkte er Untergeordneten das Vertrauen, welches er angeſehenen Perſonen verſagte. Die Eindrücke des Kloſters hatten eine große Gewalt über ihn. Er ſuchte ſie bei dem Bruder Francesco. Am Ufer des Albanoſees, unter den Laubgängen von Caſtel-Gandolfo brachte der regierende Pontifex ganze Stunden mit dem alten Zeugen ſeiner Jugend hin. Francesco war in einer Perſon ſein Freund, ſein Majordomus und ſein Koch; Clemens genoß blos die groben Speiſen, die ſeine Hand bereitet hatte. Francesco beſaß weder wiſſenſchaftliche Bildung, noch Menſchenkenntniß, und doch übte er in Gemeinſchaft mit einem andern Mönche, dem Pater Buontempi, einen großen Einfluß auf ſeinen Gebieter aus. Er umgab ihn mit unbekannten Menſchen, die ihm aber ganz ergeben waren. Clemens lebte gern unter ihnen. Wenig an die Welt gewöhnt, durchdrungen von einer plebejiſchen Abneigung gegen die Großen, mißtraute er ihnen und hielt ſie fern von ſich. Er fühlte ſich nur in der Umgebung derer glücklich, die früher ſeines Gleichen geweſen waren. Man begreift leicht, daß die Jeſuiten dieſen geheimen Kanal nicht unbeachtet laſſen durften. Das heilige Kollegium und der hohe Adel unterſtützten ihre Bemühungen. Die Kardinäle und die Prinzen waren jedes direkten Mittels, mit dem Papſte zu kommuniciren, beraubt. Ihre einzige Hoffnung, bis zu ihm zu gelangen, ſetzten ſie in die Gewandtheit des Ordens, der ſtets die Kunſt verſtanden hatte, die höhern Klaſſen mit ihrem Privatintereſſe zu aſſociiren. In den römiſchen Paläſten waren die Jeſuiten Intendanten der Männer, Lehrer der Kinder, Leiter der Frauen; an allen Tafeln, bei allen Konverſationen herrſchte gebieteriſch ein Jeſuit. Ihr Triumph ſicherte den des Adels. Inzwiſchen kam der Papſt ihren Schritten nicht beſonders entgegen; er empfing ſie nicht öffentlich, und im Geheimen antwortete er mit ausweichenden Worten. Er ließ ſie unaufhörlich von der Hoffnung zur Furcht und von der Entmuthigung wieder zur Hoffnung übergehen. Ganganelli verſuchte daſſelbe Spiel mit den Monarchen. Dieſe trügeriſche Sicherheit gewährte ihm einige Augenblicke des Glückes, ſie verſchönerte noch in ſeinen Augen dieſe bereits ſo ſchöne Natur um Albano, deren Reize ſeine gefühlvolle Seele zu ſchätzen wußte; allein ſeine Illuſion dauerte

nicht länger, als die ſchönen Herbſttage. Kaum war Ganganelli nach Rom zurückgekehrt, ſo fühlte er ſchon, daß er ſich umſonſt damit geſchmeichelt hatte, den Reſt ſeines Lebens an den Ufern eines zauberiſchen See's in der Muße kindlicher Sorgloſigkeit hinzubringen, die Wage haltend zwiſchen den Jeſuiten und den Königen, und ſie wechſelweiſe einſchläfernd durch ſtets erneuerte aber nie erfüllte Verſprechungen.

Eines längern Wartens überdrüſſig, verdoppelte der König von Spanien ſein dringendes Anſuchen und ging ſogar zu Drohungen über. Die Jeſuiten, ihrerſeits, nahmen zu ähnlichen Mitteln ihre Zuflucht. Da es ihnen mit Verführung nicht gelang, ſo erregten ſie Furcht. Sie hatten nicht einmal ihren ganzen Scharfblick nöthig, um Ganganelli zu erkennen; ein einziger Tag war ihnen hinreichend geweſen, ihn ganz zu durchſchauen. Der Tag ſeines Regierungsantrittes mußte der Tag ihres Sturzes ſein. Sie hatten es erwartet und waren darauf gefaßt; Ganganelli hatte gezögert, und von nun an verachtete der Orden einen Feind, der ihn leben ließ. Die Jeſuiten ſparten nichts, um nach und nach Furcht in die Seele Clemens XIV. einziehen zu laſſen. Erſt ſtellte man ihm die Gefahr vor, das heilige Kollegium und den Adel zu beleidigen; dann berief man ſich auf die Nothwendigkeit, den öſterreichiſchen und den ſardiniſchen Hof zu ſchonen, welche die Väter ihres Schutzes würdigten; da aber die durch Frankreich unterſtützten Drohungen Spaniens ſolche untergeordnete Rückſichten überwogen, mußte man zu perſönlichen Argumenten ſeine Zuflucht nehmen. Man mußte Ganganelli in Furcht ſetzen, nicht wegen ſeiner Politik, ſondern für ſein Leben. Umlagert von einer perfiden Umgebung konnte er ſolchen Eindrücken nicht widerſtehen. Bald verſchwand auch ſeine Munterkeit, ſeine Geſundheit verſchlechterte ſich, die Spuren einer außerordentlichen Unruhe malten ſich auf ſeinem Geſichte; er ſuchte die Einſamkeit mit neuem Eifer und wachte mehr als je darüber, daß die Gerichte ſeiner Tafel alle von dem alten Mönche, dem Gefährten ſeiner Kindheit, zubereitet wurden.

Inzwiſchen vervielfachten ſich die Botſchaften Karls III., und Choiſeul unterſtützte ſie aus Gefälligkeit gegen Spanien mit aller Kraft. Zwiſchen zwei gleich gefährliche Klippen geſtellt, verſuchte Clemens den Zorn der Fürſten zu beſänftigen; er ſetzte alle ſeine Hoffnung auf den Kardinal Bernis, welcher durch die edele Leutſeligkeit ſeines Benehmens und den faſt königlichen Glanz ſeines Auftretens großes Anſehen zu Rom erlangt hatte. Der Papſt bewies ihm von Anfang an große Achtung, welche allmälig in Vertrauen überging, und Bernis entſprach dem-

ſelben mit lebhafter Sympathie. Ganganelli ſtudierte förmlich darauf, den geringſten Wünſchen des franzöſiſchen Kardinals zuvorzukommen; er hatte ihm ohne Bedenken eine Menge kleiner Gnadenbeweiſe gewährt, als Dispenſe, Sekulariſationen, verminderte Gebühren in der Dataria und dergleichen. Dieſe Gefälligkeit erheiſchte einige Erwiederung; der Moment, ſeine Dankbarkeit zu beweiſen, war jetzt für Bernis gekommen. Der Papſt verſuchte Alles, um ſich mit den Bourbonen auszuſöhnen, ohne ſich an der Rache zu betheiligen, welche ſie an den Jeſuiten nehmen wollten. Bald berief er ſich auf ſeine Würde als Oberprieſter, welche der Gewalt nie nachgeben könne, nie nachgeben dürfe; bald wandte er die Nothwendigkeit gründlicher Ueberlegung ein, bevor man zu einer Maßregel von ſo hoher Bedeutung ſchritte. Gemeinſchaftlich mit Mareſoschi und andern gründlichen Kanoniſten durchforſchte er die auf den Orden bezüglichen Bücher und Denkſchriften; er ließ ſelbſt, um Zeit zu gewinnen, die Korrespondenz Philipps II. mit Sixtus V. kommen. Dann, nachdem er alle derartigen Mittel erſchöpft, verlor er ſich in ein Labyrinth nichtiger Gründe. Er ſtellte ſich, als fürchte er den Unwillen Maria Thereſia's und anderer katholiſcher Fürſten; er berief ſich ſelbſt auf Staaten, die ſich von der römiſchen Kirche losgeſagt haben, auf Preußen und Rußland; zuletzt verſprach er die Jeſuiten zu vertreiben, wenn er die Zuſtimmung aller Höfe ohne Ausnahme erlangt haben würde. Dieſes Verfahren, welches eine ſehr lange Zeit erforderte und mit unerhörten Schwierigkeiten verknüpft war, ſagte ſeiner Schwäche zu, weil er ſich durch alle dieſe Hinhaltungen und Schwierigkeiten retten zu können hoffte. Seine Verlegenheit bot ihm auch noch andere Auskunftsmittel dar, die ebenſowenig annehmbar waren. Er verſprach, Ricci keinen Nachfolger mehr zu geben, keine Novizen mehr zuzulaſſen. Er ſprach ſogar davon, ein Konzil zu berufen, um die Entſcheidung einer ſo wichtigen Frage von ſich abzuwälzen. Alle dieſe Propoſitionen endigten zuletzt mit dem Vorſchlage einer Reform.

Dies waren die Bedenklichkeiten des Papſtes in ſeinen Unterhaltungen mit Bernis. Der Kardinal ſuchte ſeinen Muth zu beleben und machte ihm einige leiſe Vorwürfe. „Ach!" rief dann der Papſt in ſeiner Herzensangſt aus, „ich bin nicht für den Thron geboren; das fühle ich tagtäglich. Sehen Sie einem armen Mönche die Fehler nach, die er in der Abgeſchiedenheit ſich zu eigen gemacht hat". Er ſetzte ſogar mit Offenherzigkeit hinzu: „Ich glaube, daß es für einen Ordensgeiſtlichen ganz und gar unmöglich iſt, ſich von dem an ſeiner Kutte haften-

den Geiſte loszureißen *).“ Bernis hatte nicht die Kraft, etwas darauf zu erwiedern; er ſah durch den Schleier dieſer Worte das Herz Ganganelli’s von einer lebendigen, innigen Rührung ergriffen. Während ſich der Papſt in politiſchen Raiſonnements erſchöpfte, füllte ihn der Gedanke an Gift mit eiſiger Furcht. Bernis, ergriffen von Mitleid und beſonders geſchmeichelt, einen Souverain weinend in ſeinen Armen, einen Papſt faſt zu ſeinen Füßen zu ſehen, vereinigte nun ſeine eigene Schwäche mit der des Papſtes. Er beklagte ihn, ſtatt ihn zu ermuthigen; er ging auf ſeine Abſichten ein und rechtfertigte ſie beim franzöſiſchen Miniſter. Entzückt, eine Art von Patronat über den heiligen Stuhl auszuüben, bat er Choiſeul, ihn ſeiner Sorgfalt zu überlaſſen. Er verhieß, in ſeinen Unterredungen mit Clemens XIV. jene Grazie, jene Ueberredungsgabe zu entwickeln, die er für unwiderſtehlich hielt. Dies wäre, ſeiner Anſicht nach, das einzige Mittel, etwas vom Papſte zu erlangen. Wenn man denſelben drängte, würde man ihn nur herabwürdigen, ſeine Geſundheit, vielleicht gar ſein Leben gefährden. Wenn man ihn der Ueberredungskunſt des Kardinals Bernis überließe, wäre man ſicher, ihn früher oder ſpäter nachgeben zu ſehen.

Auf dieſe Weiſe diente der gutmüthige Kardinal der Unentſchloſſenheit des Papſtes, indem er ihn zu beherrſchen glaubte. Es iſt wahr, daß er in demſelben Augenblicke ſeinem Hofe den Rath gab, auf die Forderung der Suppreſſion zu verzichten und als Erſatz dafür die Vereinigung Avignons mit Frankreich zu verlangen. Dieſes Auskunftsmittel war vielleicht von Clemens XIV. ſelbſt angedeutet worden. Die Verpflichtungen des Verſailler Hofes gegen das Kabinet von Aranjuez waren der Ausführung dieſes Vorſchlages entgegen. Choiſeul lachte über die Kleinmüthigkeit des Papſtes, nannte ſeine Bedenklichkeiten M ö n ch e r e i e n, ſeine Angſt Feigheit, er wollte nicht glauben, daß die Jeſuiten eines Mordes fähig wären und antwortete, daß Niemand ſicher wäre, auf ſeinem Bette zu ſterben, wenn alle Intriguanten Meuchelmörder würden. Karl III., ernſter und dringender, ſetzte den Allegationen des Papſtes gleiche Ungläubigkeit entgegen; aber er beluſtigte ſich nicht mit kalten Spöttereien. Veranlaßt durch den Miniſter Roda, durch Monino, den Herzog von Alba, erbot er ſich, um Clemens jeden Vorwand zu benehmen, ſechstauſend Mann zu Civita Vecchia landen laſſen, um ihn gegen ſeine Feinde zu ſchützen. Ferner denunzirte er den Kardinal Bernis,

*) Depeſchen von Bernis vom 9. Sept., 20. November 1769, vom 31. Januar, 29. April und 26. Juni 1771.

deſſen Rechtlichkeit bei dieſer Unterhandlung verdächtig war, am franzöſiſchen Hofe und forderte ſeine Abberufung.

Bernis fühlte den Stoß, der ihn beinahe geſtürzt hätte. Um die Gefahr abzuwenden, änderte er ſein Benehmen gegen den Papſt. An die Stelle der früheren Nachgiebigkeit trat ein übermäßiges Drängen. Weil er kein beſſeres Mittel wußte, beredete er ihn, Karl III. durch einen Brief zu beſänftigen. Die Freunde des Kardinals hatten ihm zu dieſem Schritte, als dem einzigen Mittel, die Gunſt dieſes Monarchen wieder zu gewinnen, gerathen. Ganganelli verſtand es nicht, die Schlinge zu vermeiden; er fühlte nur die Freude, einem gegenwärtigen Uebel zu entgehen, und ſah nicht ein, daß er, indem er ſich ſchriftlich verpflichtete, ſeine Zukunft mit einem unüberſteiglichen Hinderniſſe belaſtete. Weil er ſich gezwungen ſah, den König von Spanien zu beruhigen, gab er ſeinen Verſprechungen einen poſitiven und unwiderruflichen Charakter. In dieſem Schreiben lehnte er die von Sr. katholiſchen Majeſtät angebotene Hülfe ab und forderte nur Zeit, um die Aufhebung der Jeſuiten ins Werk zu ſetzen; dabei aber erkannte er dieſe Aufhebung als unerläßlich an und geſtand in unumwundenen Ausdrücken zu, daß die Mitglieder dieſes Ordens durch ihren unruhigen Geiſt und die Kühnheit ihres Benehmens ihren Sturz verdient hätten. (1770). Dies iſt dasjenige Schreiben, welches alle Hiſtoriker mit der ſchriftlichen, weit vageren Verpflichtung verwechſelt haben, die Ganganelli vor ſeiner Wahl unterzeichnet haben ſoll. Durch ungenaue Nachrichten irregeleitet, haben ſie dieſes letztere Schreiben auf ein früheres Datum zurückgeführt. In unſerer Darſtellung ſind dieſe Thatſachen auf den Grund der authentiſchſten Staatsakten berichtigt *).

---

*) Folgendes iſt der buchſtäbliche Text der Depeſche des Kardinal Bernis vom 29. April 1770; er iſt von der größten Wichtigkeit und kann nicht beſtritten werden.

„Es iſt nicht die Frage zu wiſſen, ob der Papſt nicht vielleicht die Aufhebung der Jeſuiten zu umgehen wünſchen möchte, ſondern, ob Seine Heiligkeit, nach den förmlichen Verſprechungen, die er dem Könige von Spanien gemacht hat, ſich ihrer Vollſtreckung entziehen kann. Jener Brief, den ich ihn an den katholiſchen König habe ſchreiben laſſen, bindet ihn ſo feſt, daß der Papſt, wofern der ſpaniſche Hof ſeine Geſinnung nicht ändert, gezwungen iſt, das Werk wider ſeinen Willen zu vollenden. Nur hinſichtlich der Zeit könnte er noch etwas gewinnen, aber auch dieſe Friſt iſt limitirt. Der Papſt iſt zu hellſehend, um nicht zu fühlen, daß er, wenn der König von Spanien ſein Schreiben durch den Druck veröffentlichte, entehrt ſein würde, wenn er ſich

Im Beſitze eines ſolchen Schreibens wurde Karl III. alsbald Herr der ganzen Verhandlung. Er fürchtete nichts mehr; Ganganelli hatte ſich zu ſeinen Vaſallen gemacht. Nie war ein Benehmen weniger gewandt. Entweder hätte er ſich nicht durch ſolche poſitive Ausdrücke binden, oder auf der Stelle zur Auflöſung des Ordens ſchreiten müſſen; allein Clemens XIV. beſaß nicht die Kraft, welche große Maßregeln durch eine ſchnelle Entſcheidung ſichert. Er hatte den bitteren Kelch auf einige Zeit von ſich entfernt, und dieſer Waffenſtillſtand genügte ihm. Bevor es zu einem offenen Kriege käme, wollte er, wie er ſagte, an den Donner der Kanonen ſich gewöhnen. Auch griff er, um den Höfen ein erſtes Pfand zu geben, zu einem Entſchluſſe, der in den Annalen des Papſtthums ohne Beiſpiel iſt. Die Vorleſung der Bulle In coena Domini wurde am Grünendonnerstage unterlaſſen; Clemens unterließ ſie nicht ohne Furcht. In der That brachte ein ſo wichtiger, wenn auch durch die

---

weigerte, ſein Wort zu halten und einen Orden aufzuheben, zu deſſen Vernichtung er den Plan mitzutheilen verſprochen, und deſſen Mitglieder er als gefährlich, unruhig und ränkevoll bezeichnet hat.“

Fürwahr nichts kann deutlicher ſein. Wenn die Jeſuiten die Exiſtenz eines Schreibens behaupten, ſo haben ſie nicht Unrecht, allein ſie irren ſich im Datum deſſelben. — Der Kardinal ſpricht ſich noch deutlicher, oder doch mindeſtens ausführlicher aus in einer Depeſche vom 21. Auguſt deſſelben Jahres. „Man glaubt gewöhnlich, der Papſt ſei ſehr ſchlau und ſehr gewandt, allein dieſe Meinung ſcheint durchaus nicht gegründet. Wäre er ſo ſchlau und ſo gewandt geweſen, ſo würde er es vermieden haben, in ſeinem Schreiben an den König von Spanien die Jeſuiten als ehrgeizig, unruhig und gefährlich zu ſchildern. Nach einem ſolchen Urtheile kann man ihm beweiſen, daß er im Gewiſſen verpflichtet iſt, dieſen Orden aufzuheben. Der Papſt würde, wäre er ſchlau und gewandt geweſen, beim Eingehen einer ſchriftlichen Verpflichtung, dieſe an die Rückgabe Benevents und Avignons geknüpft, es würde ihm nicht an plauſibeln Gründen gefehlt haben, dieſe Bedingung zu ſtellen. Was beabſichtigte wohl der Papſt, indem er ſich ſchriftlich band? Er wollte die Ungeduld der Höfe beſchwichtigen, wollte ſich Ruhe verſchaffen, wollte durch die Korrespondenz mit den Beichtvätern ſeiner katholiſchen Majeſtät Zeit gewinnen, wollte endlich die Jeſuiten aufheben, wenn die Fürſten des franzöſiſchen Hauſes auf dieſer Forderung beſtänden. Die Aufhebung hängt alſo weſentlich von dem Willen der drei Monarchen ab, und der Augenblick ihrer Ausführung wird, je nach der Lebendigkeit oder Langſamkeit ihres Andringens, beſchleunigt oder verſchoben werden. Wenn der Papſt unſere Höfe nur hätte hinhalten wollen, würde er nichts ſchriftlich verſprochen haben.“ — Scheint es nicht, als ob Bernis durch dieſe Wiederholung des nämlichen Arguments einen ernſtlichen Einwand, den er vorausgeſehen, habe vernichten wollen?

Umſtände gebotener und von allen Höfen geforderter Entſchluß ein großes Erſtaunen in Rom hervor. Es erhoben ſich Klagen in der Zelanten-Parthei, aber nach Verlauf von acht Tage legte ſich dieſes Murren. Clemens XIV., tief erregt bis zum entſcheidenden Augenblick, empfand eine angenehme Ueberraſchung, daß keine verdrießliche Manifeſtation auf dieſen Akt der Entſchloſſenheit gefolgt war.

Ein anderer, noch wichtigerer Erfolg ermuthigte den Papſt und richtete ſeine niedergebeugte Seele wieder auf. Gleich nach ſeinem Regierungsantritt hatte er mit dem Könige von Portugal eine geheime Korreſpondenz angeknüpft. Die alten Verhältniſſe zwiſchen dieſem Königreich und dem heiligeu Stuhle wieder herzuſtellen, war einer ſeiner ſehnlichſten Wünſche. Umſonſt hatte Pombal es verſucht, den Bruch noch länger zu erhalten; eine ſolche Lage war endlich unmöglich geworden. Der hohe Adel Portugals war, wie man wohl weiß, der unzugänglichſte und abgeſchloſſenſte in ganz Europa. Die portugieſiſchen Großen verheiratheten ſich nur unter einander und bildeten gewiſſermaßen nur eine Familie. Der Papſt aber ſchickte keine Dispenſe mehr, und alle diejenigen, welche nicht von Rom ausgingen, galten für eben ſo viele Verletzungen des Heiligſten. Um Pombal gefällig zu ſein, verſuchte es der Erzbiſchof von Evora, dergleichen Dispenſe zu ertheilen; die Vergünſtigungen des höfiſchen Prälaten wurden mit Verachtung zurückgewieſen. Die Klagen, erſt verſteckt und ſchüchtern, wurden bald allgemein und öffentlich laut *). Der König von Portugal wurde ſelbſt durch ſie bewegt und hegte Bedenklichkeiten und Zweifel; er behandelte ſeinen Miniſter mit Kälte. Eines Tages antwortete dieſer Fürſt auf ſeine Argumente gegen den heiligen Stuhl bloß dadurch, daß er ihm, im Angeſichte des ganzen Hofes, den Rücken zukehrte. Pombal gewahrte mit Schreck, daß er zu weit gegangen war; er verdoppelte ſeinen Eifer für die Inquiſition. Bis jetzt hat dieſelbe nur den Titel „E x c e l l e n z“ geführt; ein Edikt titulirte ſie „M a j e ſt ä t“. Das Volk von Liſſabon ſehnte ſich nach einem ordentlichen Autodafe; das Malagridas, zudem ſchon etwas alt, hatte die frommen Seelen wenig erbaut. Ein neues, von Pombal mit Gnade bewilligtes Autodafe wurde mit Pracht gefeiert. Die Portugieſen aller Klaſſen verlangten eine vollſtändige Ausſöhnung mit dem Papſte und die unmittelbare Zulaſſung eines Nuntius zu Liſſabon. Es war nur e i n vom Volke dem Bürgerſtande und den Fidalgos zugleich ausgeſtoßener Schrei. So un-

---

*) Depeſchen der Hrn. v. Merle, Saint-Prieſt und v. Clermont d'Amboiſe, franzöſiſcher Geſandten zu Liſſabon während des Miniſteriums Pombal.

beugſam Pombal auch war, gab er doch nach. Die milde Toleranz Clemens XIV. ließ bei Joſeph I. zur Anklage keine Veranlaſſung mehr zu. Ganganelli bat, er drohte nicht. Zum erſtenmale ſprach der König mit Nachdruck. Pombal gehorchte; er bewilligte dem Papſte den Frieden, aber unter zwei Bedingungen: dem Kardinalshut für einen ſeiner Brüder und das förmliche Verſprechen, den Jeſuitenorden aufzuheben. Beide Bedingungen wurden angenommen, nur wurde die letztere geheim gehalten.

Rom zollte den Talenten Clemens XIV. Beifall. Die Nachricht von der dem Nuntius Conti bei dem Könige von Portugal gewordenen Aufnahme, das Erſcheinen dieſes Prälaten im Tejo auf der mit ſechszig reich gekleideten Ruderern bemannten königlichen Galeere, das Beifallrufen des an den Ufern zuſammengeſtrömten Volkes, alle dieſe, durch die Zeitungen noch vergrößerten Einzelheiten, gaben der römiſchen Eitelkeit volle Nahrung. Clemens XIV. war nicht mehr Vaſall der weltlichen Mächte; er war ein gewandter Oberprieſter, der ſeine Pläne im Stillen reifen ließ. Er ſelbſt ſchien von ſeinem Erfolge berauſcht. Er ließ eine Medaille prägen, ordnete Luſtbarkeiten an, verkündete die Rückkehr des verirrten Schäfleins in die Hürde der Kirche; ja im Uebermaße ſeines Enthuſiasmus und ſeiner Erkenntlichkeit gegen Pombal, pries Clemens die Tugenden dieſes Miniſters und ſogar ſeine Anhänglichkeit an den heiligen Stuhl. Die Täuſchung währte nicht lange. Dieſe, dem eingeſchüchterten Gewiſſen des Königes und der Frömmigkeit der Völker bewilligten Demonſtrationen hatten Pombals Pläne nicht geändert. Der Nuntius lebte zu Liſſabon mit äußerlichen Ehrenbezeugungen umringt, allein vergebens forderte er die Wiedereinſetzung des Nuntiatur-Gerichtes. Ja, die Böswilligkeit wurde ſo weit getrieben, daß der Nuntius mehr als einmal ſeine Zurückberufung verlangte. Zu entſchiedenen Weigerungen fügte Pombal noch eine Menge kleiner Kränkungen hinzu.

Tanucci, erſter Miniſter Ferdinands IV., Königs von Neapel, nahm ſich vor, Pombal noch an Ungunſt zu übertreffen. Perſönlicher Feind Ganganelli's, wußte Tanucci ihm für die Weglaſſung der Bulle in coena Domini keinen Dank, und jeden Tag zeigte ſich ſein Haß durch Beſchimpfungen, die ſich nicht auf theologiſche Feindſeligkeiten beſchränkten. Unverſehens gab er eines Tages Befehl, die Marmorkunſtwerke wegzunehmen, welche ſeit mehr denn einem Jahrhundert eine Zierde des Palaſtes Farneſe geweſen waren. Der Großherzog von Toscana ahmte dieſes Beiſpiel nach und ließ die Villa Medicis ihrer Kunſtwerke berauben. Beide handelten in ihrem Rechte, aber der Unwille der Römer

war darum nicht weniger tief, als ſie den farneſiſchen Herkules und den farneſiſchen Stier nach Neapel aufbrechen und die Gruppe der Niobe den Weg nach Florenz einſchlagen ſahen. Beſchimpfungen dieſer Art ſind die allerempfindlichſten, weil ſie gerade den zarteſten Theil der Nationaleitelkeit berühren. In Frankreich ſind die Künſte zwar nicht das Hauptmoment des Lebens, und doch weiß man nicht, als es zugleich Provinzen und Meiſterwerke verlor, welcher dieſer beiden Verluſte das Herz mehr mit edelem Zorne erfüllte. Der Unwille der Römer kannte keine Grenzen mehr. Die verlängerte Beſchlagnahme Benevents und Avignons erhöhten dieſen Unwillen noch, und Clemens XIV. fiel in die Verachtung ſeiner Unterthanen. Das Volk war empört, einen Papſt zu den Füßen von Fürſten, und zwar ohne Hoffnung, liegen zu ſehen; es fragte, wann endlich Avignon und Benevents, dieſe dem römiſchen Stolze ſo theuere Eroberungen, der Preis für die Erniedrigung Ganganelli's werden würden. Seine freiwillige Armuth, welche ihn früher bei den Transteveroni ſo populär gemacht hatte, wurde ein Gegenſtand von Spöttereien; wie ſchimpflicher Geiz wurde ſie ihm zum Verbrechen angerechnet. Er hatte weder Günſtlinge, noch Neffen, und bereicherte ſeine Familie nicht. Man wußte ihm keinen Dank dafür. In Folge einer nachläſſigen Verwaltung herrſchte Hungersnoth zu Rom. Die Kardinäle ihrerſeits konnten die Abneigung des Papſtes gegen ihre Anſichten nicht ertragen. Die großen Herren, die römiſchen Damen hatten weder Kredit, noch Einfluß. Alle überließen den Jeſuiten ihre Rache. Dieſe hatten ſich wieder ermuthigt, ſie waren aus ihrer erſten Betäubung erwacht und trugen den Kopf hoch. Um Ganganelli einzuſchläfern oder zu kompromittiren, verbreiteten ſie die grundloſeſten Gerüchte. Wenn man ihnen Glauben ſchenkte, ſo dachte der König von Spanien, jetzt beſſer unterrichtet, nicht mehr daran, ſie zu verfolgen. Frankreich war auf ihrer Seite; eine von den Töchtern Ludwigs XV., Madame Louiſe, hatte den Schleier genommen und vertheidigte ihre Sache bei dieſem Monarchen, und Bernis hatte ihnen ſeine Unterſtützung zugeſagt. Sie boten Alles auf, durch die Schautragung ihres vorgeblichen Sieges Aller Blicke zu blenden. In Wirklichkeit aber ſah ſich der Papſt von den drei Höfen des Bourboniſchen Hauſes bedroht, von Portugal, deſſen kalte Verſöhnung um den Preis einer Verbannung der Jeſuiten erlangt worden war, von dem Großherzog Leopold und dem Kaiſer Joſeph, welche bereits die Umgeſtaltung verſuchten, welche ſie ſeitdem mit ſoviel Beharrlichkeit fortſetzten. Rom hatte in der katholiſchen Welt keinen Protektor mehr. Karl Emanuel blieb ihm noch treu, allein bei der obwaltenden Feind-

ſeligkeit der beiden bedeutendſten katholiſchen Höfe, konnte die Unterſtützung des Königs von Sardinien die Hinderniſſe nicht aus dem Wege räumen, die ſich den Schritten des Papſtes entgegenſtellten.

Clemens XIV. war der Theilnahme und, wenn man es ſagen darf, des Mitleids würdig. Gott hatte ſeine Seele nicht für ſo rauhe Stürme geſchaffen. Sanft und menſchenfreundlich, war er liebenswürdig in ſeiner Innigkeit, nicht wie Benedikt XIV. durch eine originelle Geiſtesrichtung oder einen ſehr feinen Ueberblick, ſondern durch eine geiſtreiche Gutmüthigkeit und einen gleichen Humor ohne Abgeſchmacktheit und Eintönigkeit. Er vergaß nie ſeinen Stand als Prieſter und ſeinen Rang als Kirchenoberhaupt, allein er verſchmähte einen unſchuldigen Scherz nicht. Und doch hat man ihm mit Unrecht den Ruf eines Schriftſtellers verſchaffen wollen. Nie konnte man die Originale der Briefe vorzeigen, welche Caraccioli unter ſeinem Namen herausgegeben hat. Und mögen ſie auch echt oder untergeſchoben ſein: dieſe Briefe ſind ziemlich mittelmäßig, und nur der Partheigeiſt kann die Popularität einer modernen, ſehr geiſtreichen, aber völlig romanhaften Fiktion erklären, welche eine Korrespondenz zwiſchen Clemens XIV. und Harlekin aufſtellt.

Ganganelli geſtattete Meinungsverſchiedenheiten, ſobald ſie mit Anſtand vorgetragen wurden. Gleich ſeinen Vorgängern hatte er Bannbullen gegen die philoſophiſchen Bücher geſchleudert; allein er ſchonte die Philoſophen, ohne ihnen zu ſchmeicheln, und obgleich er Voltaire nie erlaubt hat, mit ihm zu korrespondiren, ſo nahm er doch einige indirekte Komplimente deſſelben mit Wohlwollen auf. Er lachte über ſeine Scherze und ließ dem Patriarchen von Ferney durch ſeinen alten Freund, den Kardinal Bernis, ſagen, er würde den Muth haben, ihn zu lieben, wenn er endlich ein guter Kapuziner werden wollte. Ein andermal hatte Voltaire einem Reiſenden den Auftrag gegeben, ihm die Ohren des Großinquiſitors mitzubringen. Clemens erfuhr es, und ließ dem jovialen Patriarchen ſagen, daß der Großinquiſitor ſeit einiger Zeit weder Augen noch Ohren mehr habe. Bei einem Mönche, der weiter keine Wiſſenſchaft, als die Scholaſtik, getrieben hatte, und welcher keine Weltkenntniß haben konnte, war ein ſolcher Zug anmuthig und mußte gefallen.

Alle Italiener lieben die Künſte. Clemens XIV. war kein Kenner, allein er wußte, daß die Künſte ein Ehrenpunkt für den höchſten Kirchenfürſten ſind. Er ordnete Nachgrabungen in der Stadt, in der Campagna, ja ſelbſt im Bette der Tiber an. Er kaufte Meiſterwerke, vereinigte zerſtreute Sammlungen und bildete ein Muſeum, dem man ſpäter den Namen Pio-Clementinum beilegte. Inzwiſchen iſt die Ehre dieſer

Namensverbindung zweier Päpſte mit Recht dem Nachfolger Ganganelli's geblieben. Pius VI. vollendete, was Clemens XIV. begonnen hatte.

Auf die Einfachheit ſeines Privatlebens, welche etwas von der Lebensweiſe eines Einſiedlers und eines Mannes aus dem Volke an ſich hatte, werden wir nicht wieder zurückkommen. Er liebte die Großen nicht und beurtheilte ſie mit äußerſter Strenge. Weit entfernt, ſie in ſein Vertrauen zu ziehen, züchtigte er ihre Aufführung ohne alles Mitleid. Der Adel haßte ihn. Die Ausländer dagegen hegten tiefe Achtung vor ihm und bewieſen ihm eine aufrichtige Verehrung. Auf eine höchſt würdige Weiſe übte er die Hoſpitalität gegen ſie aus, welche auch jetzt noch Rom zum Sammelplatze ganz Europa's macht. Durch ein Ungefähr, wie ſolches nur in dieſer Stadt zu finden ſein möchte, begegnete hier der Prinz Karl Eduard dem Herzog von Gloceſter, dem Bruder Georg's III. Ihre Wagen kreuzten ſich auf einem öffentlichen Platze. Nebenbuhler, aber wahre Edelleute, grüßten ſie einander mit kalter Höflichkeit. Ganganelli, den faktiſchen Regierungen zugethan, kümmerte ſich, wie alle Päpſte, wenig um die Legitimität. Er geſtand dem Prätendenten nie eine königliche Behandlung zu. Hätte er anders gehandelt, ſo würde er England zu ſehr beleidigt haben. Clemens XIV. ſchonte es, ja er ließ ſeine Hinneigung zu demſelben mit einer Offenheit blicken, welche Spanien höchſt unangenehm war. Karl III. wurde die geheime Abſendung des Prälaten Caprara an den engliſchen Hof gewahr und beſchwerte ſich bitter darüber. Der König von Spanien beſchuldigte den Papſt, Einverſtändniſſe mit dem brittiſchen Kabinete zu unterhalten. Ganganelli entſchuldigte ſich damit, daß er über das Wohl ſeiner irländiſchen Söhne wachen müſſe; und in der That ſcheint es, daß das engliſche Gouvernement den Katholiken dieſes Landes einige Zugeſtändniſſe gemacht hatte, falls die Geiſtlichkeit ſich dazu verſtände, die Erklärung der gallikaniſchen Kirche zu unterzeichnen. Clemens führte dieſe Unterhandlung insgeheim mit Hervey und andern irländiſchen Biſchöfen, allein ſie mußte nothwendigerweiſe ſcheitern. Nichtsdeſtoweniger behandelte Clemens die Engländer mit Sympathie. Dieſe erneuerten zu ſeinen Gunſten die früher Benedikt XIV. zuerkannte Ehre; man ſah ſein Portrait und ſeine Büſte in den Schlöſſern mehrerer, durch ihren politiſchen Einfluß bekannter Lords. Dieſes Einverſtändniß konnte von den Jeſuiten nicht unbemerkt bleiben; ſie beſchloſſen, es zu benutzen, ſchmeichelten den Engländern, ſtützten ſich auf ihre Protektion beim Papſte und prahlten ſogar mit der Abſendung eines brittiſchen Geſchwaders nach Civita-

Vecchia, auf den Fall, daß Spanien die Aufhebung des Ordens mit dem Bayonnette erzwingen wollte *).

Mitten in dieſem ſeltſamen Konflikt ſo verſchiedener und entgegengeſetzter Intereſſen belebte ein entſcheidenderes Ereigniß die Hoffnungen des Ordens aufs Neue. Der Herzog von Choiſeul war geſtürzt (den 25. Dezember 1779). In dieſem Augenblick überſchritten die kühnen Erwartungen des Ordens jegliches Maß. Er träumte nicht von einer Wiederherſtellung, ſondern von einem völligen Triumphe, und rüſtete ſich zur Rache. Gut unterrichtet von dem Haſſe des Herzogs von Aiguillon gegen ſeinen Vorgänger, ſuchte man denſelben auszubeuten. Man reichte unmittelbar bei Ludwig XV. eine Denkſchrift ein. Die Jeſuiten drückten ſich darin mit den achtungsvollſten Worten gegen den König aus; ſie warfen ſich ihm im Geiſte zu Füßen, ſchonten aber weder den vorigen Miniſter, noch den Papſt ſelbſt; ſie erklärten, daß Sr. Heiligkeit von Kabale umringt und deren Vorſpiegelungen gänzlich unterworfen ſei. Nachdem ſie ihre geleiſteten Dienſte gerühmt und gegen die Unbilligkeit der Verfolgung, der ſie ausgeſetzt ſeien, proteſtirt hatten, verlangten ſie, daß der Abbé Beliardy und andere untergeordnete Agenten des Herzogs von Choiſeul in Anklageſtand verſetzt werden ſollten, ja ſie ſuchten dem abgedankten Miniſter ſelbſt beizukommen und hofften, ihn in einen Kriminalprozeß zu verwickeln **). D'Aiguillon würde ſich mit Freude dazu hergegeben haben; allein die Nothwendigkeit, den König von Spanien zu ſchonen, ließ ihn auf jeden derartigen Verſuch verzichten. Bereits hatte Karl III. bei der Nachricht von dem Miniſterwechſel, tief betrübt über die Ungnade eines Freundes, ſein Mißtrauen gegen die Abſichten des Nachfolgers deſſelben nicht verhehlt. Weit entfernt, dieſen Monarchen zu reizen, mußte d'Aiguillon vielmehr ihn zufrieden ſtellen. Nur ein klares und offenes Verfahren in der Sache, welche der katholiſche König mit ſo vielem Eifer betrieb, konnte einen ſo entſchiedenen Fürſten beruhigen. D'Aiguillon fügte ſich dieſer Nothwendigkeit, ſo ſehr ſie auch ſeinen Geſinnungen und ſeinen Plänen zuwider war. Er war den Jeſuiten zugethan, deren Kabale ihn ins Miniſterium gebracht hatte. Madame du Barry, die Beſchützerin

*) Dieſe geheimen und intereſſanten Nachrichten von den Beziehungen des Papſtes zu den Irländern und von der den Jeſuiten von England geworbenen Stütze finden ſich in den Depeſchen Monino's, ſpaniſchen Miniſters zu Rom, an Grimaldi. Dieſe Depeſchen ſind von großer Wichtigkeit, allein leider iſt ihre Zahl gering.

**) Dieſe Denkſchrift iſt noch vorhanden.

des Ordens, ſicherte ſich, indem ſie ihm die Macht wiedergab, welche er verloren hatte, eifrige Vertheidiger. Welche Schmeicheleien, welche Lobreden! Auch der Jeſuitismus ſollte, wie die Encyclopädie, ſeine Pompadour haben! Ja, noch mehr. Durch gefällige und geheiligte Federn wurde die Favoritinn eine Maintenon. Dieſer Plan ſchmeichelte dem Ehrgeiz des Miniſters nicht minder, als der Eigenliebe der Madame du Barry. Inzwiſchen überwogen die dringenden Forderungen des Königs von Spanien dieſe Rückſichten. Jeder Nachfolger Choiſeuls war ihm verdächtig; man mußte ſein Mißtrauen entwaffnen, ihn gewinnen, ihm ein Unterpfand geben. Demzufolge debutirte der neue Miniſter mit einer jener Niederträchtigkeiten, welche ſpäter ſeine Verwaltung ſo verrufen machten. Bernis, zu lau gegen den Wunſch des Königs von Spanien, mißfiel ihm ſeit langer Zeit. D'Aiguillon überlieferte die Depeſchen des Kardinals dem ſpaniſchen Geſandten, Grafen von Fuentes *). Dieſe Depeſchen lieferten den Beweis von der Schwäche des Kardinals in den Schritten gegen die Jeſuiten. D'Aiguillon verſprach, derſelben durch die gemeſſenſten Befehle ein Ende zu machen; allein zugleich forderte er ſtrenge Geheimhaltung in Bezug auf den Kardinal Bernis. Dies iſt der Gang ſchwacher und demzufolge perfider Regierungen.

Alle Zweifel Karls III. waren gehoben. Von dieſem Augenblicke an vergaß er Choiſeul, und um d'Aiguillon ſeine Erkenntlichkeit zu beweiſen, betrieb er direkt mit ihm die Unterhandlung über die Jeſuitenfrage. Der franzöſiſche Geſandte zu Madrid und der ſpaniſche zu Verſailles trieben ihr Vertrauen ſo weit, daß ſie gegenſeitig ihre Depeſchen einander mittheilten **).

Jetzt wurde die Lage Clemens XIV. eine ſehr unglückliche. Alle Hinhaltungen waren erſchöpft; die Drohungen der Jeſuiten wurden mit neuer Stärke laut und nahmen, um ſeine Einbildungskraft noch mehr aufzuregen, eine phantaſtiſche Geſtalt an. Sein naher Tod wurde von Betrügern, deren Prophezeihungen beim Volke Glauben fanden, angekündigt. Eine Bäuerinn aus dem Dorfe Valentano, Namens Bernardine Beruzzi, trat als Prophetinn auf. Sie verkündete die bevorſtehende Er-

---

*) Schreiben Grimaldi's an den Grafen Fuentes, ſpaniſchen Geſandten in Frankreich, vom 18. Mai 1772 (Abſchrift, durch die Unterſchrift des Herrn Fuentes beglaubigt). Brief des Don Joſeph Monino an Grimaldi; Rom, den 9. Juli 1772.

**) Dieſe Abſchriften verbreiten ein helles Licht über die Negotiationen Clemens XIV. und berichtigen durch ihre Gegenſeitigkeit die emphatiſchen Lobſprüche, welche Bernis ſich beilegt.

ledigung des heiligen Stuhles durch eine Zuſammenſtellung myſteriöſer Initialbuchſtaben, P. S. S. V., was bedeuten ſollte: presto sarà sede vacante, d. h. der heilige Stuhl wird bald erledigt werden. Der Papſt war zu aufgeklärt und zu religiös, um die Möglichkeit, in den Sternen zu leſen, anzunehmen; allein er konnte glauben, daß es gewiſſen Wahrſagern leicht ſei, etwas Zukünftiges vorherzuſagen, deſſen Erfüllung herbeizuführen in ihrer Gewalt ſtand; er fürchtete, daß Gift oder Dolch ihnen zu Hülfe kommen möchten.

In den geſelligen Zirkeln, alſo faſt öffentlich und mit lauter Stimme, klagten die Partheigänger der Jeſuiten den Papſt an und ſetzten ihn herab. Der Gedanke einer Abſetzung, einer Stellvertretung war ihnen nicht zu kühn. Höhnende Bilder, ſcheußliche Karrikaturen verkündigten eine nahe Kataſtrophe unter der Geſtalt eines von der Vorſehung beſchloſſenen Rachegerichts. Weit entfernt, die Beihülfe einer ſchimpflichen Lüge zu verſchmähen, nahm der Pater Ricci keinen Anſtand, eine Zuſammenkunft mit der Zauberinn von Valentano zu halten *). Und hätte der Papſt nur eine Furcht zu bekämpfen gehabt, hätten ihm nur die Fürſten die Ruhe wiedergegeben, welche die Theologen ihm nahmen! Allein ihr ſeit zwei Jahren beſchwichtigter Unwille erwachte mit größerer Heftigkeit als je. Karl III. verlor alle Geduld; er drohte dem Papſte, ihn dadurch zu entehren, daß er ſeinen Brief drucken ließe. Clemens, auf der einen Seite von Furcht gebeugt, auf der andern mit Schande bedroht, wagte es nicht, den auswärtigen Miniſtern ins Auge zu ſehen und vermied es, mit ihnen zuſammenzutreffen. Unter dem Vorwande, daß er ſeiner Geſundheit wegen gehindert ſei, verſagte er ihnen die gewöhnlichen Audienzen und zog ſich nach Caſtel Gandolfo zurück, allein mit ſeinem treuen Francesco. Selbſt Bernis fand keinen Zutritt. Ein neuer Vorfall vergrößerte noch ſeine Verlegenheit. Azpuru, Erzbiſchof von Valencia, war geſtorben. Karl III. beſchloß, ihn zu Rom durch einen feſten Mann zu erſetzen, und beſtimmte Monino dazu. Keine Wahl konnte entſcheidender ſein; dieſer Name war ſchon eine Feindſeligkeit.

---

*) Er ſah ſie bei dem Advokaten Achilli. Dergleichen Thatſachen fordern Beweiſe. Der unpartheiiſche Leſer wird ſie nicht in Zweifel ziehen, wenn er erfährt, daß dieſe Anklagen ausdrücklich und poſitiv in einem langen und ſehr ausführlichen Schreiben enthalten ſind, welches der Graf Florida Blanca an Pius VI. gerichtet hat, und daß ſie in der Antwort dieſes Papſtes (Febr. 1775) weder widerlegt, noch in Abrede geſtellt ſind. Uebrigens rehabilitirt man in dieſem Augenblicke in verſchiedenen Flugſchriften jene Prophetinn von Valentano.

Franz Anton Monino, ſpäter Graf von Florida Blanca, war ein in Spanien bereits gefeierter Staatsmann *). Als Fiskal oder Generalprokurator vertheidigte er ſtets aufs kräftigſte die Rechte der Regierung gegen die Uebergriffe der Geiſtlichkeit, und ſein Eifer für die Sache war ſo lebendig, daß man ihn einer perſönlichen Animoſität zuſchrieb. Er theilte mit d'Aranda, Roda und Campomanes die Gefahr, die Vertreibung der Jeſuiten aus Spanien provozirt zu haben. Nichts konnte alſo Clemens XIV. drohender erſcheinen, als die Wahl dieſes Geſandten. Bei ſeiner Ankunft geriethen die Jeſuiten in Beſtürzung. Bernis, ſeinerſeits, fühlte ſich nicht ruhiger. Unterrichtet von dem hohen Anſehen Florida Blanca's, welchem er nach dem Auftrage d'Aiguillons Schritt vor Schritt folgen ſollte, verſuchte der Kardinal, das Vertrauen ſeines Kollegen zu gewinnen und entfaltete bei der erſten Zuſammenkunft ſeine ganze, wie er glaubte, ſo unwiderſtehliche Anmuth. Er beklagte ſich in gelinden Ausdrücken über die Voreingenommenheit des Madrider Hofes und, ſein eigenes Lob nie vergeſſend, verwickelte er ſich in eine mehr glänzende als begründete Apologie. Florida Blanca hörte ihn mit vieler Rückſicht an; allein gleich nach den erſten Höflichkeitsbezeugungen ließ er ihn fühlen, daß die Zeit der Schwäche vorüber ſei, daß Nachgiebigkeit von nun an verdächtig ſein würde, und daß der König, ſein Herr, durchaus auf einer endlichen Entſcheidung beſtehe. Bernis verſtand ein ſolche Sprache. Er gefiel ſich in ſeiner Stellung, welche er mit vieler Anmuth und mit Glanz ausfüllte, und ſah ſie jetzt in der Hand des Königs von Spanien. Um ſie zu behalten, mußte er ſich Karl III. blindlings hingeben; auch entſagte er ſeit dieſer Zuſammenkunft allen jenen kleinen Kunſtgriffen, allen Ausflüchten des Oeil-de-boeuf, und verhieß dem Spanier eine offene Mitwirkung. Ja, um ihn noch mehr zu überzeugen, erkannte er gerne die Fehler des Papſtes an; er ſpöttelte über den Orakelton, welchen derſelbe ſeit geraumer Zeit affektire, erklärte, daß man gezwungen ſei, auf einer endlichen Erklärung zu beſtehen, und ging ſogar ſo weit, Zweifel an der Redlichkeit des heiligen Vaters zu äußern. Florida Blanca verlangte weit weniger.

Inzwiſchen war Clemens XIV. einer unausſprechlichen Angſt preisgegeben. Wenn er jemals jene Feſtigkeit der Seele, jenen großen Charakter beſaß, welchen mehrere Geſchichtſchreiber ihm beilegen, ſo bewieß er ihn bei dieſer Gelegenheit gerade nicht. Die Erſcheinung Florida

*) Er war ſpäterhin Premierminiſter während der ganzen Regierung Karls III. und während der erſten Regierungsjahre Karls IV.

Blanca's hatte ihn mit kindiſcher Furcht erfüllt. Vergeblich affektirte er Ruhe; ſeine Mienen, ſeine Haltung, die Bläſſe ſeines Geſichtes verriethen ſelbſt einem ungeübteren Blicke ſeine innere Unruhe. Bald gab ſein Benehmen ſeine wahren Geſinnungen zu erkennen; von Woche zu Woche ſchob er die Audienz des ſpaniſchen Geſandten hinaus. Endlich nach langem Zögern, willigte er ein, ihn zu empfangen *). Die Verwirrung des Papſtes machte die erſte Zuſammenkunft ganz erfolglos. Mißvergnügt entfernte ſich Florida Blanca und ſäumte nicht, auf eine neue Audienz zu dringen. Der Papſt verſuchte es noch einmal, ihn warten zu laſſen. Ohne feſten Plan, ohne Entſchloſſenheit, hin und her ſchwankend zwiſchen den Jeſuiten und den Höfen, nicht wagend, ſeinen Feinden zu trotzen, noch ſeinen Freunden zu dienen, glaubte er der Eigenliebe Florida Blanca's zu ſchmeicheln, indem er Bernis mit Kälte behandelte; allein der Spanier, glühend in ſeinen Leidenſchaften, obgleich dem Aeußern nach phlegmatiſch, war mit dieſem leichten Opfer nicht zufrieden geſtellt. Ein bloß ſcheinbarer Kredit genügt ihm nicht; nur das vollſtändige Gelingen ſeines Planes konnte ihn befriedigen. Da er nicht bis zum Papſte dringen konnte, zog er dieſe plötzliche Flucht, dieſe erdichteten Krankheiten, dieſe unzeitigen Waſſerkuren ins Lächerliche. Er erklärte laut, daß er der projektirten Reiſe des heiligen Vaters in die Bäder von Aſſiſi Hinderniſſe in den Weg legen würde. Spöttelnd fragte er, ob Sr. Heiligkeit ſich einſchlöſſe, um mit dem Pater Buontempi und dem Bruder Francesco Kegel zu ſpielen? Dann vom Spott zu Drohungen übergehend, wandte er ſich an die Vertrauten des Papſtes und ließ ihnen die Wahl zwiſchen ſpaniſchen Piaſtern und dem Zorne Karls IV. Verführt und eingeſchüchtert verhießen ihm die Günſtlinge eine Audienz. Ganganelli, von allen Seiten gedrängt, flehte Bernis um ſeine Protection an. Der Kardinal, ſelbſt ſtrenge überwacht, verſuchte nicht, ihn zu tröſten: er ermahnte ihn zur Nachgiebigkeit.

Florida Blanca bekam jetzt wieder Zutritt zu Clemens; die Zuſammenkünfte wurden häufiger; alle waren demüthigend für die Tiare. Der Nachfolger des Apoſtels zitterte vor einem kaſtilianiſchen Fiskal, und wenn auch die Achtung in den Formen nicht verletzt wurde, ſo waren doch dem Geiſte nach die Forderungen gebieteriſch. Trotz dem Widerſtreben des Papſtes zwang ihn doch Florida Blanca, bald die Vorleſung eines Aufhebungsplanes anzuhören, bald ſtellte er die Ausſicht, daß Spanien wohl aufhören dürfte, ein Land des Gehorſams zu ſein, und daß es,

*) Bernis an d'Aiguillon, Juli 1772. — Monino an Grimaldi, Juli 1772.

wie ein benachbarter Staat, ein Land der Freiheiten werden würde. Er zeigte ihm, wie künftig die kaſtilianiſchen Freiheiten ſich brüderlich neben diejenigen ſtellen würden, die ihnen als Muſter gedient hätten. Für Rom würde ſelbſt Ketzerei weniger ſchreckend geweſen ſein. Ganganelli ſuchte die Zeit, welche vor ihm floh, wieder zu ergreifen; er bemühte ſich, zu beweiſen, daß die Jeſuiten im Falle einer Auflöſung weniger furchtbar ſein würden, als je; er flehte Florida Blanca an, den nahen Tod ihres Generals, des Pater Ricci, abzuwarten; aber der ungeſtüme Miniſter wies einen neuen Aufſchub mit Verachtung zurück. „Nein, heiliger Vater“, rief er aus, „nur wenn man einen Zahn mit der Wurzel ausreißt, hört der Schmerz auf. Bei dem Blute Jeſu Chriſti beſchwöre ich Ew. Heiligkeit, in mir einen Mann ſehen zu wollen, der von Liebe zum Frieden beſeelt iſt; allein Sie haben zu befürchten, daß der König, mein Gebieter, auf den von mehr als einem Hofe gebilligten Plan, alle geiſtlichen Orden aufzuheben, eingehen wird. Wenn ſie dieſelben retten wollen, dann vermengen Sie ihre Sache nicht mit der der Jeſuiten!“ — „Ach“, erwiederte Ganganelli, „ich ſehe ſchon lange, daß man dahinaus will! Man will noch mehr: der Sturz der katholiſchen Religion, ein Schisma, vielleicht gar Ketzerei, — das iſt der geheime Gedanke der Fürſten!“ Nachdem er ſolche ſchmerzliche Klagen geäußert, verſuchte er es, auf Florida Blanca durch freundſchaftliches Vertrauen und ſanfte Natürlichkeit einzuwirken. Florida Blanca behauptete eine ſtoiſche Unbiegſamkeit. Als Clemens dieſes Mittel aufzugeben genöthigt war, ſuchte er das Mitleid ſeines Quälers zu erregen. Er ſprach von ſeiner Kränklichkeit; allein der Spanier legte eine ſo verzweifelte Ungläubigkeit an den Tag, daß der unglückliche Ganganelli, einen Theil ſeiner Kleidung abſtreifend, ihm eines Tages ſeine nackten, mit aufgebrochenen Geſchwüren bedeckten Arme zeigte. Solcher Mittel bediente ſich der Papſt, um den Agenten Karls III. zu erweichen *).

Trotz einer ſo tiefen Erniedrigung behauptete Clemens XIV. dennoch bisweilen die Würde eines Papſtes und eines Fürſten. Eines Tages unterſtützte Florida Blanca ſeine Forderungen durch ein eigennütziges Argument; er betheuerte dem Papſte, daß Avignon und Benevent unmittelbar nach der Promulgation des Breve's zurückgegeben werden ſollten; allein der Stellvertreter deſſen, der die Wechsler und Verkäufer aus dem Tempel jagte, antwortete mit Muth: „Wiſſen Sie, ein Papſt regiert die Seelen und treibt keinen Handel damit!“ Nach dieſen Worten brach er die Konferenz ab und zog ſich

*) Monino an Grimaldi, 16. Juli 1772.

unwillig zurück. Als er in ſeine Gemächer zurückgekehrt war, brach ſein Schmerz in Seufzern aus, und er rief: „Gott möge das dem katholiſchen Könige verzeihen!“

Doch die Stunde hatte geſchlagen; kein Aufſchub war mehr möglich, keine Verſprechungen mehr annehmbar. Vergeblich begannen die Jeſuiten wieder, Schrecken zu verbreiten; umſonſt erneuerte die Phantasmagorie der Prophetinnen ihre Vorſpielungen: Clemens mußte nachgeben. Doch blieb ihm noch ein ſchwacher Schein von Hoffnung übrig: der Wiener Hof möchte ſich vielleicht noch der Vernichtung des Ordens widerſetzen! Doch, die Zuſtimmung deſſelben langte an. Dieſe Negotiation iſt auf mehrere und ſehr verſchiedene Weiſen erzählt worden. Nach einer allgemein verbreiteten Annahme vernichtete der König von Spanien das Vertrauen, welches Maria Thereſia in die ehrwürdigen Väter ſetzte, dadurch, daß er ihr ihre eigene Generalbeichte zuſchickte, welche ihr Beichtvater an den Orden eingeſandt hatte. Dieſe Erzählung iſt unwahrſcheinlich, nur ſo viel unbezweifelbar gewiß, daß Karl III. dringende Schritte bei der Kaiſerinn-Königinn gethan hat, um ihre Zuſtimmung zu erlangen. Dieſe Zuſtimmung war hauptſächlich dem Ungeſtüm Joſephs II. zu verdanken, welcher zwar wenig Antheil an der Sache der Jeſuiten an und für ſich nahm, der aber mit ungeduldiger Begierde nach ihren Gütern lüſtern war. Eine beſondere Klauſel verräth hier die Geſinnungen, den Eigennutz und den geheimen Einfluß des jungen Kaiſers. Der öſterreichiſche Hof willigte nemlich nur unter der ausdrücklichen Bedingung dazu ein, mit den Bourbonen gemeinſchaftliche Sache zu machen, daß er ungehindert über das Vermögen der Jeſuiten verfügen könnte, unter dem Vorbehalte jedoch, daß die Verluſte der Einzelnen durch Penſionen vergütet werden ſollten. Uebrigens darf man, wenn dieſer Hof auf die Wünſche Frankreichs und Spaniens eingegangen iſt, dies unſeren Geſandten nicht zur Laſt legen; denn nach dem ausdrücklichen Zeugniſſe des Abbé Georgel, ſeines Sekretairs und Freundes, vergaß der Fürſt Louis von Rohan ſeinen Auftrag ſo weit, daß er der Kaiſerinn den Orden ſogar empfahl *).

Nachdem er noch eine letzte Probe beſtanden hatte, faßte Clemens XIV. endlich ſeinen Entſchluß; allein ehe der Papſt zu dieſem großen

*) Der Fürſt Louis de Rohan an den Herzog d'Aiguillon, Wien 11. September 1773. — Aus einem andern Theile dieſer Korreſpondenz erſieht man, daß der Fürſt von Kaunitz das heilige Kollegium verachtete und Ihre kaiſerlichen Majeſtäten veranlaßte, die Feſttagsanſchreiben deſſelben unbeantwortet zu laſſen, weil es ja doch nur eine unnütze Zeitverſchwendung wäre!

Akt gelangte, wollte er, wie er ſich ſelbſt ausdrückte, das Gewitter erſt durch einige Blitze ankündigen. Im Gedanken, daß die Achtung der Jeſuiten zuvor vernichtet werden müßte, um ihren Fall zu rechtfertigen, benutzte er jenen eigenthümlichen Einfluß, den der päpſtliche Hof auf die Gerichtshöfe ausübt. Man geſtattete den Privaten, die ſeit langer Zeit gegen den Orden anhängig gemachten Prozeſſe wieder fortzuſetzen, welche bis dahin aus höherer Machtvollkommenheit aufgehalten worden waren. Mit Erſtaunen erfuhren die Römer, daß die Jeſuiten auch unter dem Geſetze ſtänden. Bis dahin hatten die ehrwürdigen Väter zu Rom nie einen Prozeß verloren, wie der Papſt ſelbſt dem Kardinal Bernis erzählt hat *). Ihre Schulden, die ſchlechte Verwaltung ihrer Seminarien, die bisher mit einer religiöſen Sorgfalt verheimlicht worden waren, kamen endlich ans helle Tageslicht. Drei Viſitatoren, welche ernannt wurden, um ihr berühmtes Collegium Romanum zu unterſuchen, confiszirten das Eigenthum dieſes Etabliſſements zu Gunſten der Gläubiger. Das koſtbare Mobiliar brachten ſie ins Leihhaus und ließen die im Kollegium aufgehäuften Mundvorräthe öffentlich im Meiſtgebote verkaufen. Man bemächtigte ſich gleichfalls der Ordenshäuſer zu Frascati und zu Tivoli. In den Legationen ging man mit noch größerer Strenge zu Werke. Der Kardinal Malvezzi, Erzbiſchof von Bolgona, beſuchte die Inſtitute des Ordens in ſeiner Diözeſe, tadelte darin alles mit höchſt partheiiſcher Strenge und verließ die Väter, indem er ihre Schlüſſel mitnahm und Drohungen zum Abſchiede zurückließ. Dieſe Drohungen gingen auch bald in Erfüllung. Die Zöglinge und Novizen wurden ihren Eltern zurückgeſchickt, der öffentliche Unterricht, die Aſſiſtenz bei den Gefangenen den Ignatianern unterſagt, und mehrere von ihnen wurden in die Gefängniſſe geworfen.

Nachdem dieſe Präliminarien beendet waren, zauderte Ganganelli nicht mehr. Er ließ ſich das Breve bringen, las es noch einmal durch, hob die Augen zum Himmel, ergriff die Feder und unterzeichnete. Hierauf, ſein Werk noch einmal anſehend, ſprach er mit einem Seufzer: „So wäre alſo die Aufhebung fertig! Ich bereue nicht, was ich gethan habe! ..... Ich habe mich erſt nach reiflicher Ueberlegung dazu entſchloſſen! ..... Ich würde es noch einmal thun; aber dieſe Aufhebung wird mein Tod ſein! (questa suppressione mi darà la morte.)"

Endlich erſchien am 21. Juli 1773 die Bulle Dominus ac Re-

*) Bernis an d'Aiguillon, 21. Januar 1773.

domptor *). Unmittelbar nach der Promulgation derſelben verfügten ſich die Prälaten Macedonio und Alfani in das Profeſſhaus des Gesù. Andere Prälaten machten ſich gleichzeitig auf den Weg nach den zahlreichen Etabliſſements, welche dem Orden angehörten. Korſiſche Soldaten, welche ſie begleiteten, beſetzten die Jeſuitenhäuſer von innen und außen. Man verſammelte die Religioſen, und die Bulle, welche ſie aufhob, wurde ihnen durch Notarien vorgeleſen. Nachdem das Siegel an die Ordenshäuſer gelegt war, vertrauten die Deputirten deren Bewachung der bewaffneten Macht und entfernten ſich. Tags darauf ſchloß man ihre Schulen, die Jeſuiten ſtellten ihre Funktionen ein, und ihre Kirchen wurden unmittelbar durch Kapuziner bedient. An dem nemlichen Tage brachte man den alten Ordensgeneral aus dem Profeſſhauſe in das Kollegium der Engländer. Der Inſignien ſeiner Würde beraubt, in der Kleidung eines gewöhnlichen Prieſters, wurde er mit einem Laienbruder, der ihn bedienen ſollte, ſtrenge bewacht. Die Aufhebung ſeines Ordens hatte ihn ſchmerzlich überraſcht; ſeinem eigenen Geſtändniſſe nach hatte er nur eine Reform erwartet. Der Prozeß gegen ihn wurde begonnen; eine Kommiſſion verhörte ihn; er antwortete auf eine einfache Weiſe. Die Akten dieſes Verhörs ſind ohne alles Intereſſe. Ricci ſprach unaufhörlich von der Schuldloſigkeit des Ordens, betheuerte, daß er Gelder weder verſteckt noch ausgethan habe, aber er geſtand ſeine geheimen Unterhandlungen mit dem Könige von Preußen ein. Die Kommiſſäre zogen die Inſtruktion in die Länge; erſt nachdem man alle Hülfsquellen einer feinen Prozedur erſchöpft hatte, ſperrte man den Exgeneral in die Engelsburg ein. Hier wurde er mit einer Strenge behandelt, welche ſelbſt die Feinde der Jeſuiten weder erwartet hatten, noch von einem Papſte verlangten **). Die Encyklopädiſten prieſen den Muth und die Philoſophie Clemens XIV.; allein dieſe eigennützige und erkünſtelte Apotheoſe war nur die Taktik einer Parthei. Sie meinten es mit dem Ausdrucke „ein großer Mann" nicht ernſtlich und mehr als einmal ſpottete d'Alembert, in ſeinen vertrauten Herzensergießungen gegen den König von Preußen, über die Ungeſchicklichkeit des Franziskaners, wie er den Papſt nannte. Dieſe Sprache führte man zwar nicht öffentlich; aber laut tadelte man in den philoſophiſchen Zirkeln den Papſt, daß er die Jeſuiten aus ihrem Eigenthume verjagt hätte, ohne ihre Exi-

*) S. d. Anhang.

**) Processo fatto al sacerdote Lorenzo Ricci, già generale della compagnia di Gesù.

ſtenz zu ſichern; daß er es nicht verſtanden hätte, die Menſchlichkeit mit der Gerechtigkeit zu verbinden, eine Härte, die um ſo weniger zu entſchuldigen wäre, als man ſie nicht der Leidenſchaft beimeſſen könnte.

Clemens war über den Erfolg ſeines kühnen Schrittes erſtaunt. Er freute ſich deſſen, er war davon berauſcht, und nie war ſeine Stimmung eine aufgewecktere geweſen; ſelbſt ſeine Geſundheit wurde wieder blühend *). Das heilige Kollegium ſelbſt und der Adel, obgleich unzufrieden, beobachteten Stillſchweigen. Die Transteveroni, deren Zorn Ganganelli gefürchtet hatte, empfingen ihn mit Enthuſiasmus; eine rechtzeitige Preisermäßigung für einige Lebensmittel hatte dieſen Empfang vorbereitet. Die raſche Zurückgabe Avignons durch Frankreich und Benevents durch Neapel ſetzte der Popularität des Papſtes die Krone auf. Der Verſuch eines durch die beſiegte Parthei angeſtifteten Aufſtandes verunglückte in der Geburt, und ganz Rom ſchien die Bulle Dominus ac Redemptor vergeſſen zu haben. Ganganelli war glücklich, bei den unbedeutendſten Veranlaſſungen verrieth ſich ſeine Freude, die, gleich ſeinem Charakter, eine natürliche und kindliche war. Eines Tages begab er ſich in Begleitung des heiligen Kollegiums und aller römiſchen Prälaten zu Pferde nach der Kirche della Minerva. Ein ſtarker Regen überraſchte ſie unverſehens; Porporati, Monſignori, alles verſchwand; ſelbſt die berittene Garde ſuchte Schutz. Der Papſt, über die Angſt ſeiner Escorte lächelnd, ſetzte allein ſeinen Weg durch das Gewitter muthig fort. Das entzückte Volk klatſchte ihm laut Beifall. Dies war keine Heldenthat eines Kranken, und jene Kränklichkeit, welche die Freunde der Jeſuiten an Clemens XIV. ſo gerne finden mochten, war noch keinem Auge ſichtbar. Mit Ausnahme eines Hautausſchlages, der ihm mehr nützte, als ſchadete, hatte Clemens nie ein Unwohlſein verſpürt, und man darf dem Abbé Georgel glauben, welcher in einem Anfluge von Zerſtreutheit uns berichtet, daß die ſtarke Konſtitution Ganganelli's ihm ein langes Leben zu verſprechen ſchiene **). Nichts deſtoweniger und allem Anſchein zum Trotz liefen dunkle Gerüchte. Während man den Papſt bei öffentlichen Feierlichkeiten, auf den Straßen, in den Kirchen, kurz überall voll Kraft und Leben ſah, war das Gerücht von ſeinem Tode allgemein verbreitet. Die Pythia von Valentano ver-

*) „Seine Geſundheit iſt die beſte und ſeine Munterkeit tritt mehr hervor, als je", heißt es wörtlich in einem Schreiben des Kardinals Bernis v. 3. November 1773.

**) Georgel, Memoires, T. I., p. 160.

kündete ihn mit einer wahrhaft charakteriſtiſchen Beharrlichkeit. Dieſe Nachrichten waren voreilig; man beeilte ſich zu ſehr, die Gemüther vorzubereiten. In der Charwoche des Jahres 1774 ſchienen alle dieſe Gerüchte in Erfüllung gehen zu wollen. Der Papſt ſchloß ſich plötzlich in ſeinem Palaſte ein und verweigerte jegliche Audienz; ſelbſt das diplomatiſche Korps konnte nicht bis zu ihm dringen. Endlich wurden die Miniſter der Großmächte am 17. Auguſt zur Audienz gelaſſen. Der Anblick des Papſtes ſetzte ſie in Erſtaunen, ein Skelett ſtand vor ihnen. Clemens errieth ihre Gedanken und verſicherte, daß ſeine Geſundheit nie beſſer geweſen wäre; nur die Ehrfurcht ließ ſie dieſer Verſicherung Glauben beimeſſen, den ihre Ueberzeugung Lügen ſtrafte.

Von dieſem Tage an ſtellten die Mitglieder des diplomatiſchen Korps ihren Höfen die Ausſicht auf ein neues Conclave. Wie war Clemens XIV. in ſo kurzer Zeit von der Kraft zur Abgelebtheit und vom Leben zum Tode übergegangen? Nach einer achtmonatlichen, vollkommenen Geſundheit fühlte er, als er von der Tafel aufſtand, ein inneres Schütteln, auf welches ein ſtarker Froſtſchauer folgte. Er wurde beſorgt darüber, erholte ſich indeſſen nach und nach und ſchrieb dieſe ungewöhnliche Empfindung einer zufällig ſchlechten Verdauung zu. Bald wurden ſeinen vertrauteſten Freunden beunruhigende Zeichen an ihm bemerkbar; die bis dahin volle und ſonore Stimme des Papſtes wurde von einer Heiſerkeit eigenthümlicher Art befallen. Eine Entzündung, die ſich im Innern der Kehle entwickelte, zwang ihn, den Mund beſtändig offen zu halten; Erbrechen und Schwäche in den Beinen machten ihm jene langen Spaziergänge unmöglich, welche ihn früher nie ermüdet hatten; ſein bisher feſter Schlaf wurde unaufhörlich von brennenden Schmerzen unterbrochen. Zuletzt kannte er keine Ruhe mehr; eine völlige Erſchlaffung aller Kräfte, eine vorzeitige Auflöſung folgten plötzlich auf eine faſt jugendliche Beweglichkeit und Kraft, und bald machte die ſchmerzliche Ueberzeugung von einer Frevelthat Clemens XIV. in ſeinen eigenen Augen unkenntlich. Auch ſein Charakter änderte ſich wie durch Zauber; an die Stelle ſeiner früher ſtets gleichmäßigen Laune trat Eigenſinn, an die Stelle der Sanftmuth Ungeſtüm, an die der Hingebung ſtetes Mißtrauen. Bisweilen, in der feſten Ueberzeugung, Gift bekommen zu haben, nährte er das Uebel durch unwirkſame Gegengifte; bisweilen wieder, in der Hoffnung, einem Unglücke zu entgehen, das er für nicht entſchieden hielt, nährte er ſich mit erhitzenden, von ſeinen eigenen Händen ſchlecht zubereiteten Gerichten. Sein Blut verdarb; die eingeſchloſſene Luft in ſeinen Gemächern, die er nicht verlaſſen wollte, erhöhte noch die Wirkungen

einer ungeſunden Nahrung. Zu dieſer Störung ſeiner phyſiſchen Natur trat auch noch Störung der geiſtigen hinzu. Es war nichts mehr von Ganganelli übrig; ſelbſt ſeine Vernunft ſchwand *). Spukgeſtalten verfolgten ihn in ſeinem Schlummer; in der Stille der Nacht entriß er ſich ſchauerlichen Träumen, warf ſich vor einem kleinen Madonnenbilde, welches er aus ſeinem Brevier genommen hatte, und vor welchem ſeit vierzig Jahren Tag und Nacht zwei Kerzen brannten, nieder. Hier, im Glauben an ſeine ewige Verdammniß, rief er ſchluchzend: „Gnade! Gnade! . . . Man hat mich dazu gezwungen. Compulsus feci! Compulsus feci!“ Einen ſchriftlichen Widerruf hat er jedoch durchaus nicht gethan, und mit Unrecht wird dies von einem Geſchichtſchreiber des Ordens behauptet **).

Endlich, nach einer mehr als ſechsmonatlichen Qual, ſah Clemens XIV. die Stunde ſeiner Erlöſung nahen, und in dieſem letzten Augenblicke bekam er ſeine Vernunft wieder. Mit vollem Bewußtſein trat er in den ſchmerzlichen Todeskampf. Er wollte reden; da flüſterte ihm ein Mönch einige Worte ins Ohr; das Wort erſtarb auf ſeinen Lippen und das Leben in ſeinen Adern (22. September 1774).

Die Nachricht von ſeinem Tode machte wenig Aufſehen. Das Volk zu Rom nahm ſie mit Gleichgültigkeit auf. Die Feinde des Papſtes errötheten nicht, eine unſchickliche Freude laut werden zu laſſen; ſie nahmen die infamſten Satiren mit Beifall auf und trugen ſie ſelbſt von Palaſt zu Palaſt. Ein ſolches Benehmen konnte zu eigenen Vermuthungen Anlaß geben, und in der That fehlte es nicht an Verdacht. Der Anblick ſeines Leichnams reichte ſchon hin, ihn hervorzurufen; er hatte ſelbſt das menſchliche Anſehen verloren, welches die Natur unſeren Ueberreſten noch in dem Augenblicke läßt, wo ſie ſie dem Tode überliefert. Schon einige Tage vor ſeinem Tode entblätterten ſich, nach dem energiſchen Ausdrucke Caraccioli's, ſeine Gebeine und nahmen ab gleich einem Baume, der, in der Wurzel angefreſſen, dahinwelkt und ſeine Rinde ver-

*) Pius VII., als Gefangener zu Fontainebleau i. J. 1814, rief aus, man würde es noch dahin bringen, daß er im Wahnſinn ſtürbe, wie Clemens XIV. — »Il papa (Pius VII.) non prendeva riposo la notte e gustava appena tanto di cibo, quanto bastava per tenerlo in vita, onde (sono sue parole) sarebbe morte pazzo come Clemente XIV.« — So heißt es buchſtäblich in den Memoiren des Kardinals Pacca: *Memorie storiche del ministerio del cardinale Bartolomeo Pacca*, Roma 1830. p. 538.

**) Georgel, *Mémoires*.

liert. Die Männer vom Fach, welche man zu ſeiner Einbalſamirung berief, fanden einen Leichnam mit blauem Geſichte, ſchwarzen Lippen, aufgedunſenem Unterleibe, abgemagerten und mit violetten Flecken bedeckten Gliedern. Der Umfang des Herzens hatte ſich ſehr verkleinert, alle Muskeln des Rückgrades hatten ſich aufgelöſ't und zerſetzt. Umſonſt füllte man den Leichnam mit koſtbaren und wohlriechenden Spezereien; nichts konnte den peſtartigen Geruch entfernen. Das Gefäß, welches die Eingeweide des Papſtes enthielt, zerbarſt. Als man ihm die päpſtliche Kleidung auszog, blieb ein großer Theil ſeiner Haut wie angeleimt daran ſitzen. Sein Haupthaar blieb ganz an dem Sammtkiſſen hangen, welches unter ſeinem Kopfe lag, und bei einem einfachen Reiben fiel ein Nagel nach dem andern ab. Doch, halten wir inne! Dieſe widerliche Skizze wird hinreichen; vielleicht hat ſie den Leſer ſchon empört.

Das Faktum war zu augenfällig, als daß es erſt langer Schlüſſe bedurft hätte; auch zweifelte für den Augenblick Niemand an einem gewaltſamen Tode. Die Aerzte äußerten ſich zwar nur ſehr leiſe, allein die Leichenbeſtattung ſprach allzulaut und ganz Rom rief damals: Clemens XIV. iſt an der Aqua Toffana del Peruggia geſtorben *). Ein gegentheiliger Glaube wurde erſt ſpäter laut. Das Ereigniß gilt jetzt noch für ein hiſtoriſches Problem. Nach Einigen ſoll Clemens nicht an Gift, ſondern an der Furcht vor Vergiftung, nach Andern ſoll er an Gewiſſensbiſſen geſtorben ſein. Furcht mag er allerdings empfunden haben, allein ſie war nicht bis zum Quell des Lebens gedrungen. Gewiſſensbiſſe verrieth er nur in einem Anfalle von Wahnſinn, und mehr als ein volles Jahr nach der Aufhebung war keine Spur derſelben an ihm zu bemerken. Warum eine ſo ſpäte Reue? Welches Verbrechen hatte er ſeitdem begangen? Laſſen Gewiſſensbiſſe ſich aufſchieben? Und iſt es auch leicht, einem Raiſonnement ein anderes Raiſonnement entgegenzuſtellen: ſo iſt es doch nicht ſo leicht, achtbare Zeugniſſe zu beſtreiten. Zeugniſſe bilden die Grundlage eines jeden Prozeſſes, und in dem vorliegenden darf man wohl einen Bernis nicht rekuſiren. Dieſer Kardinal iſt immer von einer Vergiftung Clemens XIV. überzeugt geweſen, und ein ſolcher Zeuge iſt zu gewichtig, als daß wir ſeine Worte hier nicht mittheilen ſollten. Das Folgende iſt ein Auszug aus des genannten Kardinals offizieller Korrespondenz mit dem franzöſiſchen Miniſterium. Der Kardinal beginnt mit dem Zweifel, aber gerade ſeine Unentſchieden-

*) Gorani, ein erklärter Feind des heiligen Stuhles, ſtellt dennoch eine Vergiftung in Abrede.

heit, welche ſeine Unbefangenheit genügend beurkundet, führt um ſo ſiche-rer zur Entdeckung der Wahrheit. Schritt vor Schritt gelangt er zu ihr. Er berichtet:

„Den 28. Auguſt. Diejenigen, welche mit Unkenntniß oder Böswilligkeit urtheilen, ſehen nichts Natürliches im Zuſtande des Papſtes; man wagt Raiſonnements und Verdacht mit um ſo größerer Leichtigkeit, als gewiſſe Verbrechen in dieſem Lande weniger ſelten ſind, als anderswo. — Den 28. September. Die eigenthümliche Krankheit des Papſtes und beſonders die Nebenumſtände bei ſeinem Tode laſſen allgemein glauben, daß ſein Tod kein natürlicher war.... Die Aerzte, welche der Leichenöffnung beiwohnten, äußern ſich mit Klugheit, und die Chirurgen mit geringerer Vorſicht. Es iſt beſſer, den Berichten der erſteren zu glauben, als daß man eine zu betrübende Wahrheit aufzuhellen ſucht, welche zu enthüllen vielleicht verdrießlich ſein möchte. — Den 26. Oktober. Wenn man ſo gut unterrichtet iſt, als ich es bin durch die zuverläſſigen Dokumente, welche der ſelige Papſt mir mitgetheilt hat, ſo wird man die Aufhebung als gerecht und durchaus nothwendig erkennen. Die Umſtände, welche dem Tode des letzten Papſtes vorausgegangen ſind, die ihn begleiteten und ihm folgten, erregen zugleich Abſcheu und Mitleid . . . . Ich ſammele jetzt die wahren Umſtände bei der Krankheit und dem Tode Clemens XIV. *), welcher als Stellvertreter Jeſu Chriſti gleich dem Erlöſer für ſeine unverſöhnlichſten Feinde gebetet, und welcher ſeine zarte Gewiſſenhaftigkeit ſo weit getrieben hat, daß er den grauſamen Verdacht kaum merken ließ, der ihn ſeit dem Ende der Charwoche, dem Anfangspunkte ſeiner Krankheit, verzehrte. Man darf dem Könige Wahrheiten, wie traurig ſie auch ſein mögen, und welche der Geſchichte angehören werden, nicht verheimlichen“.

Wie groß alſo muß bei dem Kardinal die Macht der Ueberzeugung geweſen ſein, da ſie ihm dieſe bitteren Worte gegen Menſchen entlockte, deren Unglück er bisher bedauert hatte? Will man noch ein anderes, weit entſcheidenderes Zeugniß? Es iſt das Zeugniß eines Papſtes, deſ-

*) Vergeblich haben wir nach dieſem Berichte geforſcht; er iſt verſchwunden.

ſen Glaubwürdigkeit man doch nicht in Abrede ſtellen wird, das Zeugniß Pius VI., des unmittelbaren Nachfolgers Clemens XIV., welches uns Bernis ebenfalls überliefert hat. Hören wir, wie derſelbe, mehr als drei Jahre nach dem Tode Ganganelli's kalt und ohne Leidenſchaft ſpricht. Er ſchreibt unter dem 28. Oktober 1777:

„Ich weiß beſſer als irgend Jemand, wie weit die Zuneigung Pius VI. zu Gunſten der Exjeſuiten ſich erſtreckt; allein er ſchont ſie noch mehr, als er ſie liebt, weil die Furcht mehr Gewalt über ſeinen Geiſt und ſein Herz hat, als die Freundſchaft .... Der Papſt hat gewiſſe Augenblicke der Freimüthigkeit, in denen ſeine wahren Geſinnungen ſich enthüllen. Nie werde ich drei oder vier Herzensergießungen vergeſſen, die er gegen mich that, und aus denen ich urtheilen konnte, daß er ſehr wohl von dem unglücklichen Ende ſeines Vorgängers unterrichtet iſt, und daß er ähnliche Gefahr zu laufen keine Luſt hat".

In der That, ein unglückliches und keineswegs verdientes Ende! Soll Schwäche als ein Verbrechen beſtraft werden? Wäre Ganganelli nicht zu bald nach Lambertini gekommen, ſo würde er in ſeinem Jahrhunderte großes Glück gemacht haben. Grimm hat Recht, indem er dies ſagt. Wäre Clemens im Jahre 1740 oder 1750 zum Throne gelangt, ſo würde er vollkommen glücklich gelebt haben. Von öffentlicher Achtung umringt, würde er ergreiſt ſein; friedlich würde er jene dreifache Krone getragen haben, nach der er ſo ſehr trachtete, und die jetzt ſein weißes Haar verſengte. Nachdem er ſich dadurch geſchadet, daß er ein Verſprechen gegeben, waren nur zwei Wege möglich, und nur der eine war ein ehrenhafter. Gleich am erſten Tage ſeiner Thronbeſteigung hätte er die Jeſuiten aufheben müſſen, welche darauf gefaßt waren; oder wenn die Aufrechthaltung des Ordens ihm eine heiligere Pflicht ſchien, als die Erfüllung ſeines Verſprechens: dann mußte er dem Zorne des Königs von Spanien trotzen, ſeine Briefe ruhig drucken laſſen und kühn vor die Fürſten hintreten, geſtützt auf die Bullen ſeiner Vorgänger und die kühnen Apologien des Ordens, den er gerettet haben würde. Unter allen möglichen Entſchlüſſen wählte er den ſchlimmſten, Schwäche riß ihn fort. Er hatte nichts von einem großen Manne an ſich. Seine Lobredner haben ihn überſchätzt, indem ſie ſich ihn zu vergöttern bemühten. Ihre kalte Rhetorik war nicht im Stande, einen allzuengen Rahmen zu erweitern. Ganganelli, obſchon aufgeklärt und geiſtreich, kannte

die Menſchen und die Welt nicht. Wenig geeignet, Händel zu bewältigen, ſuchte er nur, ſie beizulegen. Seine Politik entbehrte wie der Kraft, ſo der Gewandtheit. Stellt man aber dieſem vielleicht allzuſtrengen Gemälde ſeine ſtete Mäßigung, ſeine wahre Duldung und die Sitten der Urkirche gegenüber, dann wird man willig eingeſtehen, daß das Leben Clemens XIV. aufrichtige Hochachtung, ſein Tod ein ewiges Mitleid verdient.

Ein Wort noch, ehe wir dieſes Kapitel ſchließen. Man verkenne unſere Abſicht nicht. Dieſe Darlegung authentiſcher Thatſachen ſoll kein Angriff ſein; wir klagen Niemanden an; wir ſuchen nicht, undurchdringliche Myſterien zu erklären. Auch der Tod hat ſeine Geheimniſſe, und wir müſſen ſie achten.

Fünftes Kapitel.

Folgen des Todes Clemens XIV. — Wahl Pius VI. — Seine Regierung. — Die Jeſuiten und Pius VI. — Kanoniſation des Palafox und Labre.

In Folge der Aufhebungsbulle und des Hintrittes Clemens XIV. bot das katholiſche Europa einen eigenthümlichen Anblick dar. Die Fürſten lebten wieder auf, ſo herrlich und entſchieden ſchien ihnen der Sieg, den ſie davon getragen hatten. In ihrer Kindheit hatten ſie ihre Vorfahren weit mehr mit den Jeſuiten oder den Janſeniſten beſchäftigt geſehen, als mit näher liegenden und bedeutenderen Dingen. Zweierlei hatte in den erſten vierzig Jahren des achtzehnten Jahrhunderts das Intereſſe in Anſpruch genommen: der Krieg und die Bulle, und noch hatte in dieſer ungleichen Theilung die öffentliche Aufmerkſamkeit ſich weniger auf die Siege der Feldherren oder der Unterhändler gerichtet, als auf Beichtzettel, auf Verweigerungen des h. Sakraments und auf die Spiegelfechtereien der Fanatiker. Aufgewachſen unter dem Lärm eines ſolchen theologiſchen Geſchreis, hatten Fürſten wie Karl III. und Ludwig XV. einen tiefen und dauernden Eindruck davon behalten. Dieſe Streitigkeiten wurden in ihren Augen noch größer durch den Verdruß, den ſie ihnen verurſacht hatten, und da bis dahin die friedliche Ausübung einer unbeſtrittenen Gewalt nur durch Schulſtreitigkeiten geſtört worden war, ſo konnte man ſie weder ganz vernachläſſigen, noch ihnen eine vornehme Neutralität entgegenſtellen. Hierin beruhte die einzige ſichtbare Macht,

die nicht von den Königen ausging; dies war ein von ihnen ſelbſt anerkanntes Faktum. In dieſer Stellung blieb ihnen nichts anderes übrig, als daß ſie dieſe Macht anerkannten und beſchützten, gleich wie ihre Vorfahren es verſucht hatten, oder ſie vernichteten. Es blieb ihnen zwiſchen dieſen beiden Extremen kein Mittelweg übrig; und', fürwahr! daß man einen Bourbon dahin brachte, daß er ſich gegen die Jeſuiten, das heißt gegen Prieſter erklärte, war das größte Meiſterſtück der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts. Solchen Gegnern gegenüber konnte kein katholiſcher Fürſt ſich bis zu ihrer Verachtung erheben. Auch empfanden dieſe Fürſten, ſobald ſie einige Mönche klein gemacht hatten, eine große Freude. Frei von der einzigen Furcht, die ſie traf, fühlten ſie ſich beruhigt über die Zukunft ihrer Gewalt, die, ihrer innigſten Ueberzeugung nach, keinen andern Feind zu bekämpfen hatte, als den Papſt und ſeine Miliz.

Die Ruinen eines alten Kloſters ſchienen ihnen alſo für die Zukunft eine unerſchütterliche Stütze der unumſchränkten Gewalt zu ſein. Man fühlt ſich verſucht über eine ſo ſonderbare Anſicht zu lächeln, die unſerer Intelligenz als etwas gar zu unbedeutendes erſcheint; um ſie begreifen zu können, muß man ſich in jene Zeit der Illuſionen und grenzenloſen Hoffnungen verſetzen, die nur kurze Zeit dem Gewitter voranging, welches ſie alle zerſchlug.

Ein bizarrer Contraſt erhob ſich zwiſchen den Jeſuiten und den Philoſophen. Dieſe, bisher erklärten Feinde des heiligen Stuhles, ſtimmten nun einen Hymnus zu ſeinem Lobe an. Der Papſt wurde der Held des Mercure und der Nouvelles à la main, und während ſein Andenken von Vertheidigern gefeiert wurde, auf die man keine Rechnung hatte machen können, ſchleuderten die Jeſuiten und ihre Parthei das Anathema gegen Clemens XIV. Erſt nach einem langen Kampfe hatte er ſie aufgegeben und gab, indem er ſie aufhob, nur einer unabwendbaren Nothwendigkeit nach; aber die Jeſuiten konnten dem unglücklichen Papſte ein Opfer nicht verzeihen, welches ihm doch das Leben gekoſtet hatte. Dieſe Väter nahmen gar keine Rückſicht auf die bedrängte Lage, worin er ſich befunden hatte; ſie fühlten ihren eigenen Sturz allzuſehr. In ihrer Erbitterung trugen ſie keine Scheu, Rom feindſelig zu behandeln; ſie dachten gar nicht einmal an den Nachtheil, den ihre Auflehnung dem Glauben bringen mußte. Statt ſich mit jener Demuth zu unterwerfen, von der Fenelon ihnen ein Beiſpiel gegeben hatte, zogen ſie die Gültigkeit der Bulle in Zweifel, wagten es, Widerſtand zu leiſten, ſchimpften und griffen den heiligen Stuhl an, unbekümmert um das Gelächter der Philoſophen und die Verachtung der Andersgläubigen. Ihre Köpfe und

ihre Zungen kannten keinen Zaum mehr. In ihrer Wuth gingen ſie noch über die Kühnheit der voltairiſchen Schule hinaus. Ein tugendhafter Papſt wurde von den Jeſuiten verſpottet, verhöhnt und in den Staub gezogen. Dagegen vergaßen ſie, vermöge deſſelben Geſetzes, das ſie zum Aergerniß hinriß, nichts von dem, was ihr Schickſal verbeſſern konnte. Von allen Seiten gedrückt, verdoppelten ſie ihre Inſinuationen und ihre Standhaftigkeit, dieſen unerſchöpflichen Schatz, der ſich in ihrer Noth noch vergrößerte. In nichtkatholiſchen Ländern fanden ſie eine unverhoffte Hülfsquelle. Ehe man ſich aber bei dieſer bizarren Epiſode eines ſo ſeltſamen Epos aufhält, muß man erſt wiſſen, wer der Nachfolger Clemens XIV. war. Die Jeſuiten und ihre Partheigänger gründeten die größten Hoffnungen auf die künftige Wahl. Sie ſchmeichelten ſich damit, daß ein Papſt das Werk eines Papſtes zerſtören würde, ein Ereigniß, welches allerdings möglich war, wie es ſich in der That zugetragen hat, welches aber noch nicht ſo nahe bevorſtand, da ſie noch vierzig Jahre darauf zu warten hatten.

Wir werden den Leſer nicht mehr in das Innere des Conclave einführen; er hat die Triebfedern, die Unannehmlichkeiten und Leidenſchaften deſſelben kennen gelernt. Auch diesmal führte Spanien eine gebieteriſche Sprache und wurde von Frankreich in ſeinen Schritten unterſtützt; Wien blieb neutral. Nach einem Aufenthalte von hundert achtunddreißig Tagen entſchied Florida Blanca, von Bernis unterſtützt, die Wahl. Der von dieſen Miniſtern begünſtigte Kardinal Pallavicini weigerte ſich mit einer einfachen Beſcheidenheit, er gehörte zu den Gemäßigten. Nur aus ihnen konnte der Papſt gewählt werden; allein um eine Einhelligkeit der Stimmen zu erhalten, mußte er ein Freund der Fürſten ſein, ohne ein Feind der Jeſuiten zu ſein. Außerdem mußte ein edeles Aeußere, eine glänzende ſelbſt etwas prunkvolle Lebensweiſe den Nachfolger des bäueriſchen Clemens XIV. auszeichnen. Alles, ja ſelbſt ſeine Beſcheidenheit, wurde Ganganelli zum Vorwurfe gemacht. Durch eine affektirte Einfachheit hatte er, ſo ſagte man, die Majeſtät der päpſtlichen Cerimonien verdunkelt, hatte er den Glauben, welcher ſichtbarer Zeichen bedarf, vernichtet, hatte er den Zulauf der Gläubigen verdrängt; im unumſchränkten Papſte hatte er den Menſchen gezeigt. Dieſes Murren beſchränkte ſich nicht auf den Kreis der Prälaten und des hohen Adels; das römiſche Volk, das kunſtſinnigſte aller Völker, nahm ebenfalls Theil daran. Rom verlangte einen Papſt, der Luxus und die Künſte liebte; die Wahl eines neuen Leo X. wurde der vorherrſchende Gedanke des neuen Conclave.

Die Wahl fiel auf den Kardinal Braschi, der bei ſeiner Thron-

beſteigung den Namen Pius VI. annahm. Er war unter Clemens XIII. apoſtoliſcher Schatzmeiſter, d. h. Finanzminiſter, geweſen. Bei ſchlechtgeordneten Regierungen iſt dieſes Amt für die Ehre gefährlich. Braschi verwaltete es mit einer Rechtlichkeit, die nicht angefochten werden konnte. Clemens XIV. liebte ihn nicht, aber er war gerecht gegen ihn; er verlieh ihm den Kardinalshut. Als der letzte Papſt ſtarb, war Braschi in Ungnade und lebte kaum bemerkt unter den übrigen Kardinälen. Ob zwiſchen ihm und Ganganelli eine moraliſche Unverträglichkeit, oder eine entgegengeſetzte Anſicht über das Geſchick der Jeſuiten obwaltete, weiß man nicht. Wie dem aber auch immer ſein mag, gerade das laue Verhältniß Braschi's zu allen Partheien empfahl ihn allen zur Wahl. Er hatte ſich mit keiner Parthei eingelaſſen, und ſo konnten alle auf ſein früheres Benehmen einige Hoffnung gründen. Jede Parthei erinnerte ſich gerne daran, daß er das Wohlwollen Benedikts XIV., die Gunſt Clemens XIII., die Wohlthaten Clemens XIV. und die Protektion der Jeſuiten genoſſen hatte. Es war dies gewiſſermaßen das Zeughaus, aus welchem jeder die für ihn paſſenden Waffen entnahm. So vereinigten ſich, im allgemeinen Wunſche einer Vermittelung und in der geheimen Hoffnung, den künftigen Papſt für ſich zu gewinnen, die Partheien, um Pius VI. die Thore des Vatikan zu öffnen.

Als in dem ſo feierlichen Augenblicke der Wahl ein Papſt des neunzehnten Jahrhunderts *), dem Gebrauche gemäß, gefragt wurde, ob er die Wahl annehmen oder ablehnen wolle, antwortete er offenherzig: *Weil Sie wollen, daß ich Papſt ſein ſoll, ſo will ich es auch.* Eine ſolche Einfachheit lag nicht in dem Charakter Braschi's. In dem Augenblicke, wo ſein Name aus der Wahlurne kam, warf er ſich auf die Knie und ſeine Augen netzten ſich mit Thränen. „Ehrwürdige Väter", rief er aus, „Ihre Verſammlung iſt zu Ende, aber wie unglücklich iſt ihr Reſultat für mich!" Es war dies gleichſam eine vom Himmel geſandte Ahnung. Man möchte ſagen, Pius VI. habe im Geiſte die Citadelle von Valence erblickt; aber bald verſchwanden ſeine Beſorgniſſe vor der freundlichſten Perſpektive, welche ſich je ſeit den ſchönen Tagen des Papſtthumes für einen Papſt eröffnet hat. Die ganze erſte Regierungszeit Pius VI. war nichts als Freude und Glanz; Rom unter den Medicis ſchien in ſeinem blendenden, anmuthigen Glanze aufs Neue zu erſtehen.

Der neue Papſt war zur Wiederherſtellung des äußeren Glanzes

*) Pius VIII. (Caſtiglioni), welcher nicht ein volles Jahr regierte (1829 — 30).

des heiligen Stuhles vorherbeſtimmt. Wenn die Wahl in dieſem Geiſte auf ihn gefallen ſein ſollte, ſo hat nie eine Verſammlung mehr Takt und Vorherſehungsgabe gezeigt. Alles befähigte ihn zu dieſer Rolle: ſein Anſtand, ſein Ausſehen, ſeine Neigungen, das Eigenthümliche ſeiner Beredtſamkeit. Mehr als einmal hatte Braschi unter der Regierung ſeines Vorgängers die Vergeſſenheit der Traditionen betrauert. Er faßte gleich beim Antritte ſeiner Regierung den Entſchluß, ihnen einen allzu-lange erloſchenen Glanz wiederzugeben. An die feine und geiſtreiche, aber wenig imposante Phyſiognomie Benedikts XIV., an die Frömmigkeit Clemens] XIII., an die gemeine Gutmüthigkeit der Züge Ganganelli's gewöhnt, empfanden die Römer die lebhafteſte Rührung, als ſie bei der Cerimonie des heiligen Jahres einen Greis von wunderbarer Majeſtät der myſtiſchen Pforte nahen ſahen. „Das iſt doch", ſagte man, „der Prieſterkönig! Wie offenbar trägt er dieſen zwiefachen Charakter!" Seine Statur iſt hoch, ſein Geſicht von einem ſanften und erhabenen Ausdruck. Keine Runzel entſtellt ſeine Züge, ein Reſt von Jugendfriſche belebt ſie noch. Seine Stirn iſt kahl, aber unter der Tiare, welche ſie bedeckt, ſtehlen ſich einige Locken von glänzender Weiße hervor. Sie beſchatten ſeinen Hals und ſeine Schläfen. Er ſchreitet, in ein weißes, mit Gold durchwirktes Gewand gehüllt, einher. Ein goldener Hammer glänzt in ſeiner Hand. Er berührt mit ihm die heilige Pforte, ſie fällt. Tauſend Arme zertrümmern ſie; das Volk wogt über ihre Trümmer. Jetzt ſetzt er ſich, von einem langen Gefolge begleitet, auf den Thron, oder vielmehr auf den Altar. — Es würde Anmaßung verrathen, wenn wir nach ſo vielen Reiſenden und Geſchichtſchreibern noch ein Gemälde der römiſchen Cerimonien geben, wenn wir die Kardinäle in tiefer Ehrfurcht vor dem knieend zeigen wollten, der einen Tag früher noch Ihresgleichen war, wenn wir die Menge der Zuſchauer, die kirchlichen und weltlichen Fürſten, den aufwallenden Weihrauch, das als Zeichen der Demuth verbrannte Werg, das Schwenken langer indianiſcher Fächer, kurz dieſes Gemiſch orientaliſcher Pracht und katholiſchen Pompes ſchildern wollten. Dieſe uralten Cerimonien haben nichts, was dem Pontifikate Pius VI. eigenthümlich wäre. Und dennoch, wenn man ihn inmitten ſolcher Feſtlichkeiten ſah, hatte es den Anſchein, als wäre er der erſte, der ſie leitete; man hätte ſagen ſollen, er habe ſie eingeführt, ſo ſehr war er für ſie geſchaffen, eine ſo große geheime Harmonie waltete ob zwiſchen dem Prieſter und dem Tempel, zwiſchen Pius VI. und Sanct Peter! Sie ergänzten einer durch den andern die große Idee des Katholizismus.

Einen ſolchen Papſt mußte das römiſche Volk als ſeinen Wohlthä-

ter aufnehmen. Auch war das Beifallrufen ſeit Menſchengedenken nie lebendiger und ungezwungener. Man ſollte glauben, daß die Gewohnheit ſeit langer Zeit dergleichen Eindrücke abgeſtumpft haben müßte; im Gegentheil, die Cerimonien der Kirche erneuern ſie unaufhörlich. Die Maſſe der Fremden, welche die Neugierde nach Rom zieht, werden ihrer nicht müde, und die Römer noch weniger. Darin beſteht ihre Freude und ihr Stolz. Für die Künſte geboren, begreift dieſes Volk die Poeſie des Bodens, den es bewohnt; es weiß ſelbſt, daß es mit dazu beiträgt, daß die Lumpen, mit denen es ſich bedeckt, an ihm den ganzen Adel und die ganze Grazie der antiken Toga annehmen, daß die transtiverinischen Frauen dem Blicke noch jetzt die ſtrenge Schönheit einer Cornelia zeigen. Bei ſeiner verworrenen, plumpen, aber ſtark gefärbten Gelehrſamkeit vermengen ſich die Triumphe der Kaiſer mit denen der Päpſte. Cäſar lebt im Volke, wie Sixtus V., Donna Olympia, wie Nero. Indem es ſieht, wie alle Nationen bei ihm zuſammenſtrömen, indem es die Ehrfurchtsbezeigungen erblickt, die man dem heiligen Greiſe, welcher es regiert, darbringt, glaubt das römiſche Volk, die Weltherrſchaft noch nicht ganz verloren zu haben. Wir dürfen alſo nicht erſtaunen, daß, während der erſten Zeit ſeines Pontifikates, die Hochachtung für Pius VI. in eine Art Idolatrie ausartete, und daß eine Frau bei ſeinem Anblicke mit Entzücken ausrief: Quanto è bello! quanto è bello! (wie ſchön iſt er! o wie ſchön iſt er!), und daß eine andere Frau mit gleichem Enthuſiasmus erwiederte: Quanto è bello, tanto è santo; (wie ſchön er iſt, ſo heilig iſt er!).

Hätte er ſich indeß blos auf Cerimonien beſchränkt, ſo würde die Unzulänglichkeit dieſer einzigen Hülfsquelle bald deren Anwendung aufs Spiel geſetzt haben. Rom verlangt Feſte, aber es verlangt auch Gemälde und Bildwerke. Pius VI. theilte dieſe Leidenſchaft für die Künſte. Er war geborner Papſt und, abgeſehen von den Sitten, ein Papſt des ſechszehnten Jahrhunderts. Michel Angelo und Raphael fehlten ihm, er konnte ſie nicht wieder ins Leben rufen; er konnte die Kraft und die Anmuth dieſer herrlichen Männer nicht auf das kalte Kolorit eines Pompeo Battoni, auf den manierirten Pedantismus eines Raphael Mengs, oder auf das ſchwache Talent einer Angelika Kaufmann übertragen; aber ſeine Pläne waren großartig, ſein Aufwand königlich, ſeine Liebe für die Künſte lauter und dauernd. Gerade darin beſteht ſein Ruhm. Schon unter der Regierung ſeines Vorgängers hatte er den Grund dazu gelegt. Während er die Stelle eines apoſtoliſchen Schatzmeiſters bekleidete, hörte er nicht auf, Clemens XIV. zur Wiederherſtellung des vatikaniſchen Mu-

ſeums aufzufeuern. Ganganelli hörte ihn mit Güte und übertrug ihm die Oberaufſicht über dieſes Inſtitut. Pius VI. hatte es als Miniſter begonnen; als Papſt führte er es zu einer Stufe des Glanzes, welche die Wohnung des Papſtes zum erſten Palaſte, zum erſten Muſeum und erſten Tempel der Welt machte. Auf ſeine Anordnung kam eine Menge von Statuen aus den Ruinen von Antium, von Präneſte und jener tiburtiniſchen Villa zum Vorſchein, wo der Kaiſer Hadrian, von egoiſtiſchem Enthuſiasmus erfüllt, ſich mit Meiſterwerken umringt hatte, die öffentlichen Denkmälern entriſſen worden waren. Unermeßliche Säle mit der Ausſicht auf die grandioſen Landſchaften der römiſchen Campagna, mit Jaspis belegt und mit Moſaik getäfelt, entſtanden, um dieſe Schätze aufzunehmen. Das Auge verlor ſich in der Perſpektive dieſer langen Galerien, dieſer Treppen, dieſer Säulengänge, deren Reichthum ihrer Zahl gleichkommt. Der Apollo, der Laokoon, bis dahin in die Tiefe irgend eines dunkeln Winkels verwieſen, wurden durch Winkelmann in der Mitte gewölbter Vertiefungen an den beiden Enden einer ungeheueren, künſtlich erleuchteten, ſtets durch Springbrunnen und Waſſerkünſte erfriſchten Rotunde aufgeſtellt. Kurz, ein überall erleichterter Zutritt, der Reiz eines belehrenden Spazierganges, eine möglichſt erleichterte Benutzung, ein feiner Geſchmack im Einzelnen wie im Ganzen, waren mit der höchſten Pracht vereint, und obgleich Pius VI. ſich ausſchließlich das Verdienſt einer ſo großartigen Schöpfung beilegen konnte, ſo begnügte er ſich doch mit geſchickter Mäßigung, ſein Andenken mit dem ſeines Vorgängers zu verbinden. Er legte dieſem Gebäude, worin die Bewunderung immer Braschi fand und Ganganelli nie ſuchte, den Namen Museo Pio-Clementino bei.

Die Litteratur lag jetzt darnieder. Pius VI. war mit einer vielleicht zu wortreichen, aber durch ein rührendes und ſonores Organ erhöhten Beredſamkeit begabt; er redete gern öffentlich. Indeß beweiſ't nichts, daß er die ſchönen Wiſſenſchaften liebte. Ohne Zweifel würde er, im Intereſſe ſeines Ruhmes, ein befreites Jeruſalem und eine göttliche Komödie mit Freude aufgenommen haben *); er bekam nur Sonette. Statt einen Taſſo auf dem Kapitol zu krönen, ließ er einer alten mittelmäßigen Muſe, der Stegreifdichterinn Corilla, dieſe Ehre wiederfahren.

*) Monti gehört erſt den letzten Regierungsjahren Pius VI. an, desgleichen Ceſarotti, und doch iſt keiner von beiden ein Dante, ja nicht einmal ein Torquato. Die Bekrönung der Corilla hat der Frau von Stael die Idee zur Corinna gegeben.

Bayerische Staatsbibliothek München

Ungeachtet der Mängel in den Unternehmungen Pius VI. machten ſie doch alle in den erſten Augenblicken großes Aufſehen. Fremde eilten in Maſſe herbei; es verbreitete ſich der Ruf, daß Rom wiederauferſtanden ſei. Man kam, um zu ſehen, was an dieſer auffallenden Kunde eigentlich wahres ſei. Es waren dies nicht fromme Pilgerfahrten, ſondern Vergnügungsreiſen, welche von den glanzvollſten Perſonen ganz Europas unternommen wurden; Philoſophen, Dichter, Beamte, Staatsmänner, reiche Kapitaliſten, elegante Frauen, Vermögen, Schönheit, Berühmtheit, ohne Unterſchied der Religion und des Geſchlechtes, Alles kam, ſich am Fuße des päpſtlichen Thrones auf die Kniee zu werfen. Unter den mannigfaltigen Beweggründen, welche Europa nach Rom zogen, war die Religion allein ausgeſchloſſen. Sie hatte mit dieſem allgemeinen Eifer nicht das mindeſte zu thun. Pius VI. ſah dies ein, er begriff, daß er ſich darüber weder erzürnen, noch eine allzuweltliche Freude zeigen müßte. Er nahm die Ehrfurchtsbezeugungen mit der Würde eines Papſtes und der Anmuth eines Weltmannes hin. Erbe der Toleranz eines Lambertini und eines Ganganelli, wußte er ihr einen impoſanteren Anſtrich zu geben. Er verſtand es, dem Zeitgeiſte einige ſcheinbare Opfer zu bringen. Mittels eines fein nüancirten Tones und einer demſelben entſprechenden Sprache, verſtand er es, die Religion mit der Politik zu vermitteln. In den Augenblicken ſelbſt, wo er mit tiefer Andacht auf ſeinem hohen Throne den Feierlichkeiten der Meſſe beiwohnte, war die Kapelle auf ſeine Erlaubniß mit Andersgläubigen gefüllt. Ein ſolches Auditorium würde er ſich freilich nicht ſelbſt gewählt haben; allein da er begriff, daß Rom nicht mehr ein allgemeiner Beichtſtuhl war, machte er eine Arche europäiſcher Allianz daraus. Er bot allen Religionen ein ſicheres Aſyl in demſelben Raume, der einſt nur eine einzige zuließ. Zudem hatte er von den verſchiedenen Meinungen nichts zu befürchten. Sie begegneten ſich zu Rom auf einem neutralen Gebiete; ſie vereinten ſich in der Liebe zur antiken Kunſt. Winkelmann hatte, ſelbſt unter Frauen, den Geſchmack an Archäologie verbreitet; es war Mode, die bis dahin vernachläſſigten Ruinen zu bewundern. Pius VI. benutzte auf eine gewandte Weiſe dieſe neue Richtung, er ließ die verſchütteten Ruinen aufgraben, er erhielt ſie und ließ ſie in Werken erklären, welche mit einem damals ſeltenen typographiſchen Luxus ausgeſtattet wurden. Auf dieſe Weiſe gab er dem alten Rom ein Intereſſe an dem Glanz des chriſtlichen Rom; die Sache der Gegenwart wurde durch die Vergangenheit geführt; dieſe Vermittelung war eine beredte. Die Könige verließen ihre Paläſte, um die der alten Cäſaren zu beſchauen; man ſah der Reihe

nach den Thronerben des ruſſiſchen Reiches, die Brüder des Königs von England, die tugendhafte Mutter des jetzigen Herrſchers der Franzoſen, die regierenden Fürſten von Toscana und Neapel, Guſtav III., König von Schweden, und endlich Kaiſer Joſeph II. zum zweiten Male, auf dieſem lehrreichen Schauplatze erſcheinen.

Pius VI. wurde vom Kardinal Bernis, dem Geſandten Frankreichs *), auf eine bewunderungswürdige Weiſe unterſtützt. Man täuſche ſich nicht über Bernis durch die Schilderung der ſchwierigen Verhältniſſe, worin er ſich während des Conclaves Clemens XIV. befunden hatte. Bei weniger Geradheit würde er beſſere Erfolge gehabt haben. Das Weſen ſeines Geiſtes machte ihn nicht geeignet, in einem ſo verworrenen Labyrinthe zu manövriren. Aber unter dem edeln Pius VI., deſſen Charakter dem ſeinigen ſo analog war, hielt er den franzöſiſchen Namen in ſeinem ganzen Glanze aufrecht. Wir haben Greiſe geſehen, die ſich noch mit Entzücken der Aſſembleen des Kardinals Bernis erinnerten. Nie unterhielt ein franzöſiſcher Geſandter einen größeren Staat. Eine ungemeine, aber mit dem feinſten Geſchmack gepaarte Prachtliebe herrſchte in dem wahrhaft königlichen Auftreten dieſes Fürſten der Kirche. Frau von Genlis, welche an dem ſo glänzenden Hofe des Palais-Royal lebte, ſagt in ihren Memoiren: „Nie habe ich eine Prachtliebe geſehen, welche die des Kardinal Bernis übertroffen hätte . . . . er vertrat die Ehre ſeines Hauſes auf eine unnachahmliche Weiſe . . . . Es war in ihm ein Gemiſch von Gutmüthigkeit und Feinheit, von Adel und Einfachheit, welche ihn zum liebenswürdigſten Manne machten, den ich je gekannt habe". Tag vor Tag freigebig offene und mit Verſchwendung bediente Tafel, eine zahlloſe Dienerſchaft, eine Maſſe von maestri di camera, di capella, Stallmeiſter, Pagen; unaufhörlich Feſte, Konzerte, conversazioni, mit einem Worte: ein Hof. Von ſeiner Seite kein finſterer Ernſt, keine Steifigkeit; der liebenswürdigſte Empfang für Jedermann, allerdings nach dem Range und dem Alter bemeſſen, jedoch nicht in dem Maße, daß durch eine auffallende Abſtufung die Höflichkeit beleidigend geworden wäre. Eine nobele und anſtändige Galanterie; immer viele Frauen von hohem Range, von glänzender Schönheit, bisweilen von leichtem Betragen; doch nie ein Aergerniß im Palaſte Frankreichs; Liebenswürdigkeit, Grazie, und nichts weiter. Endlich überall

*) Wir bedienen uns des Titels G e ſ a n d t e r größerer Deutlichkeit wegen; denn nie haben die Kardinäle ihn führen wollen; ſie nennen ſich blos Geſchäftsträger. Der Kardinal Bernis verſah dieſe Stelle bis zur Revolution.

und immer die höchſte Großartigkeit, das impoſanteſte Auftreten, und im Vatikan wie zu Verſailles unbeſtrittene Achtung. In ſeinem Palaſte auf dem Corſo hatte der Kardinal alle die Ehrenbezeugungen unumſchränkter Fürſten. Oft ſagte er mit einer etwas preciöſen Grazie, *daß er an einem der Kreuzwege Europas einen franzöſiſchen Gaſthof halte*; ein glänzender Gaſthof in der That, worin Könige ausruhten!

Die Pläne Pius VI. waren nicht blos großartig, ſondern wahrhaft groß, und, was für einen Papſt noch ſeltener iſt, ihre Größe erſtreckte ſich auf die Förderung der Induſtrie, auf materielle und poſitive Verbeſſerungen. Hätte er ſich auf den untergeordneten Ruhm eines Alterthumsfreundes beſchränkt, ſo würde die Geſchichte ſeinen Namen den Katalogen der Muſeen überlaſſen. Sie würde vor einem falſchen und ſcheinbaren Medizäer vorübergehen, der, ſeine Eigenliebe für das geheiligte Feuer haltend, vergeblich mit nutzloſen Anſtrengungen das hinſterbende Italien wiederzubeleben ſucht. Doch Pius VI. hatte eine erhabenere Seele; ſein Auge richtete ſich nicht blos auf die Marmorbilder ſeiner Sammlungen, oder auf die Gruppen der zu ſeinen Füßen liegenden Andächtigen. Er liebte die Menſchheit, um ihr zu helfen; er begnügte ſich nicht mit einer angeübten und nur allzuoft in ihrem Mitleid ausſchließenden Menſchenliebe; der Beſuch von Spitälern, einige aufs Gerathewohl ausgetheilte Almoſen konnten ſein großmüthiges Mitleiden nicht befriedigen. Zuviele Päpſte haben in Rom nur die Stadt der Paläſte und Kirchen erblickt; Pius VI. bemerkte, daß einige Schritte weiter eine Einöde beginne, eine bewunderungswürdige Wüſte, eine Wüſte, die kein Maler, kein Dichter gegen das fruchtbarſte Erdreich vertauſchen möchte, in welcher aber jeder Menſch, der weder Dichter noch Maler iſt, zuweilen den Lebensunterhalt, die Geſundheit niemals findet. Er ſah, daß dieſe ſo ſchöne, ſo oft geprieſene Küſte, dieſes einſt mit Städten und Villen bedeckte, durch Kanäle geſünder gemachte, durch Häfen bereicherte Geſtade; dieſe Spitzen, dieſe mit Schlöſſern, Leuchtthürmen und hohen Tempeln überdeckten Vorgebirge, Laurentum, Ardea, Lavinium, Antium, kurz der ganze Schauplatz der ſechs letzten Bücher der *Aeneide*, unter den letzten Päpſten in die wilden Zeiten des Latinus und Evander zurückverſetzt worden waren. Gras war auf den Ruinen gewachſen, die durch Paläſte verdrängten Strohhütten waren wieder zum Vorſchein gekommen. Und welche Felder, welche Strohhütten! . . . . . ein nacktes, dürres Land, wogende Flächen wie das Meer, und gleich dieſem ohne Bevölkerung; ſtatt der Bewohner der Schaft einer alleinſtehenden Säule,

einige Bogen zertrümmerter Waſſerleitungen, und an ihrem Fuße eine Herde von Büffeln, welche mit Fellen bedeckte, mit einer Lanze bewaffnete und auf wilden Pferden reitende Hirten treiben. Etwas weiter auf einer Fläche im Schatten eines Wäldchens von Korkbäumen oder Eſchen eine Hütte der Wilden, entweder Aufenthalt einiger Köhler, einiger hagerer, gebräunter, durch das Fieber ausgemergelter Fiſcher, die ihren Gefährten weder die Frucht ihrer Arbeit, noch ihres Raubes zu bringen haben. Eine fluchbeladene Gegend, wo ſelbſt der Diebſtahl faſt unmöglich iſt, nicht weil keine Immoralität herrſcht, ſondern weil es an Bewohnern fehlt; ſchwankender, verpeſteter Grund vor den Thoren der Marmorſtadt, gleich dazu befohlenen Sklaven die Triumphatoren verhöhnend. Am Fuße der Apenninen, an der Grenze des alten Campaniens öffnet ſich ein weites Thal, das ſich bis zum Meere erſtreckt. Zwei Flüſſe, der Ufens und der Amaſenus, Quelle einer Menge von kleinen Bächen, verwandeln es, beſonders in der Regenzeit, in einen wüſten Sumpf. Daher ſeine Name: die pontiniſchen Sümpfe *).

Pius VI. beſchloß, ſie trocken legen zu laſſen. Verderbliche Eingebungen ließen unglücklicherweiſe einen ſo weiſen Plan ſcheitern. An adminiſtrativer Einſicht ſeinen unmittelbaren Vorgängern überlegen, ſank Pius VI. durch den Mangel an Ausdauer, und beſonders durch eine traurige Hinneigung zu jener heutzutage unbekannten, aber ſeit Jahrhunderten im Papſtthum herrſchenden und endemiſchen Krankheit, dem Nepotismus, wieder auf den Standpunkt ſeiner Vorgänger herab.

Durch die Begünſtigung deſſelben verſuchten die Jeſuiten die Stellung, welche ſie verloren hatten, wiederzugewinnen; allein der Erfolg krönte ihre Bemühungen nicht. Pius VI. hatte ein geheimes Mitleid mit ihnen, welches nur auf eine Gelegenheit wartete, um ſich in offene Protektion zu verwandeln; aber die Umſtände verboten es noch, dies an den Tag zu legen. Die zerſprengte Geſellſchaft Jeſu ſuchte ihre zerſtreuten Trümmer wieder zu ſammeln. Immer ernſt und thätig, wollte Florida Blanca dem Papſte eine neue Beſtätigung der Aufhebungsbulle abzwingen. Der ſpaniſche Geſandte begann aufs Neue die verhängnißvolle Verbindung der Bitten und Drohungen, die ſo ſchmerzlich in den Ohren Ganganellis geklungen hatten. Indeß waren ſeine Schritte weit davon entfernt, ein gleiches Reſultat hervorzubringen. Bei Clemens XIV. hatte

*) Comte de Tournon, Etudes sur Rome, L. v. chap. IX. Dieſes Werk iſt das genaueſte und intereſſanteſte, das über den Kirchenſtaat in politiſcher und ökonomiſcher Hinſicht erſchienen iſt.

die Furcht Verzweiflung und Wahnſinn erzeugt; Pius VI. koſtete ſie weder einen Tag an ſeiner Geſundheit, noch eine Stunde an ſeinem Leben. Der Stoß, welcher Ganganelli vernichtet hatte, vermochte den glücklichen Braschi nicht einmal zu rühren, und die Wunde Clemens XIV., dieſe ſo breite, ſo tiefe, ſo vergiftete Wunde war für Pius VI. kaum eine leichte, oberflächliche Verletzung. Sein Muth ſollte andern Proben aufbehalten bleiben. Die Liſten der Jeſuiten und Diplomaten waren nicht im Stande, ſeine Heiterkeit zu trüben. Braschi kannte den Werth des Lebens und war mit den Regungen deſſelben nicht verſchwenderiſch. Es würde alſo nutzlos ſein, die Intriguen darzuſtellen, die nur ein mattes Bild, ein ſchwaches Echo der Unterhandlungen mit dem vorigen Papſte waren. Ein Wort mag genug ſein: Spanien hatte nichts von ſeiner Hitze verloren, Frankreich folgte ihm aus Gewohnheit, und der Papſt ſtellte dieſen beiden Höfen die Kunſtgriffe ewigen Aufſchubs entgegen.

Das Schickſal des Jeſuitengenerals Ricci war jetzt die Hauptangelegenheit. Er ſchmachtete in der Gefangenſchaft. Spanien forderte ſeine Verurtheilung, welcher Pius VI. um jeden Preis auszuweichen ſuchte. Um Zeit zu gewinnen, unterhandelte er für ſeinen Gefangenen um eine Verſetzung nach Toscana; ſeine Verlegenheit war groß, allein der Tod Riccis machte ihr ein Ende. Das alte Ordensoberhaupt ſtarb in der Engelsburg, nachdem er ſchriftlich die Schuldloſigkeit des Ordens und ſeine eigene betheuert hatte. Nachdem er in einfacher Darſtellung die Reinheit ſeiner Abſichten dargelegt hatte, ſchloß Ricci mit folgenden Worten: „Was ich geſagt habe, das habe ich zur Ehre meines Ordens geſagt, und nicht zu etwas anderem". Was ſoll man aus dieſer Reſtriction ſchließen? Läßt ſie nicht eine letzte Berechnung vorausſetzen? und würde man in ihr ohne einige Gefälligkeit den unabhängigen und aufrichtigen Ausdruck einer erfüllten Pflicht erkennen? Fürwahr, es herrſcht einiges Dunkel in dieſer Sprache; doch iſt es nicht recht, die Worte eines Sterbenden zu deuteln. In einem ſolchen Augenblicke iſt der Irrthum leichter als die Lüge.

Die Abreiſe Florida Blanca's erfolgte bald nach Riccis Tode und gewährte dem Papſte eine neue Erleichterung. Der rauhe Geſandte Spaniens war an die Spitze des Madrider Kabinets berufen worden. Sein Vorgänger im Miniſterium, der ſanfte, friedliche Grimaldi, folgte ihm zu Rom nach. Pius VI. hatte bei dieſem Tauſche gewonnen. Inzwiſchen ließ ihm Florida Blanca nicht die Hoffnung, von ferne ſeiner unruhigen Ueberwachung zu entgehen; er beſtand feſt auf ſeinen Forderun-

gen und verlangte dringender als je die ſo lange gewünſchte Kanoniſation des ehrwürdigen Palafox, Biſchofs von Osma.

Die Geſchichte würde dieſes ascetiſchen Aktes nicht gedenken, wenn er nicht zwei in der römiſchen Kirche ſchroff entgegenſtehende Partheien berührte, die Anhänger und die Gegner der Jeſuiten. Der Spanier Johann Palafox, im Jahre 1600 geboren, war Biſchof von la Puebla de los Angelos in Mexiko geweſen. Er hatte ſich durch ſeine Tugenden berühmt gemacht, beſonders aber durch ſeine Streitigkeiten mit der Geſellſchaft Jeſu, die er bei dem römiſchen Hofe denunzirt hatte. Palafox ſtarb am 30. September 1659 als Biſchof von Osma in Caſtilien. Die Jeſuiten haßten ſein Andenken, aber ganz Spanien hing leidenſchaftlich an demſelben. Der König, das Volk, die Bauern der Ebene, die Bergbewohner der Sierra Morena, alle verlangten ſeine Apotheoſe. Es war dies ein Nationalverlangen. Heutzutage würde man die Wichtigkeit einer ſolchen Sache nicht begreifen. Im achtzehnten Jahrhundert wiederholte ſich der Name Palafox unaufhörlich in den nach Rom gerichteten Depeſchen. Der König von Spanien betrieb die Kanoniſation deſſelben unermüdlich, und die übrigen katholiſchen Höfe unterſtützten ihn bei dieſem Schritte. Der Widerſtand der Jeſuitenparthei war ebenſo zäh, als das Begehren des Königs von Spanien feurig war. Nichts vermochte die Kämpfenden zu ermüden. Der Kampf dauerte bereits fünfzig Jahre unter vier Päpſten, (von 1726 bis 1777,) und war noch nicht entſchieden. Nach einer letzten von Pius VI. über die Seligſprechung des heiligen Mannes gehaltenen Sitzung, ſammelte der Papſt die Stimmen und entſchied nichts.

Der König von Spanien forderte eine Kanoniſation. Auch die Jeſuiten wollten einen Heiligen und ſuchten ihn lange Zeit. Endlich fanden ſie ihn; es war ein Franzoſe. „Bewundert", ſprachen ſie, „die Wege der Vorſehung, welche ihre Auserwählten ſelbſt aus den Amalekitern erkieſ't!" Es war ein Bettler geweſen, ein noch glücklicherer Umſtand! Seine Unwiſſenheit verdunkelte die falſche Aufklärung der Philoſophie. Sein Name war Labre, und ſein Leichnam, den man in irgend einem abgelegenen Winkel gefunden hatte, hatte die Friſche und Biegſamkeit des Lebens behalten. Bei dieſer Nachricht geräth die Stadt in Aufruhr; Alles ſtürzt in die Kirche, wo der Leichnam drei Tage hindurch ausgeſtellt iſt. Alles wirft ſich bunt durcheinander zu den Füßen des neuen Fürbitters; man iſt gezwungen, Wache hinzuſtellen, um nur Preßhaftige zuzulaſſen; geheilt kommen ſie zurück. Doch mit den von dem Todten verrichteten Wundern war es noch nicht genug; Niemand hatte

bis jeʒt von Labre ſprechen hören; man mußte auf ſein Leben zurückgehen. Man fing damit an, ihn für einen Propheten zu erklären; man ſchwieg noch von ſeinen Offenbarungen; indeß waren die Gemüther auf etwas Großes vorbereitet. Ein franzöſiſcher Maler wollte von dieſem Umſtande Nutzen ziehen, er behauptete den Heiligen gekannt zu haben, er zeigte deſſen Portrait vor, ließ es in Kupfer ſtechen und verkaufte 40,000 Abdrücke binnen vierundzwanzig Stunden. Kurz, der Enthuſiasmus nahm einen ſo allgemeinen Charakter an, daß der Kardinal-Vikar eine aus zwölf Perſonen beſtehende Kommiſſion ernannte, um zur Seligſprechung zu ſchreiten. Jedermann ließ ſich bei dem Kardinal Bernis anmelden und brachte ihm für dieſen neuen Ruhm Frankreichs die lebhafteſten Glückwünſche dar. Bernis nahm ſie höflich an; er wußte zu leben, er wollte vor allem ruhig leben *).

Der Eifer war aufs höchſte geſtiegen, als er ſich nach Verlauf einiger Monate wie durch einen Zauber plötzlich legte. Wenn man von den Tugenden Labre's ſprach, ſo gaben die Freunde der Jeſuiten kaum eine Antwort; fragte man nach ſeinen Prophezeihungen, ſo ſchwiegen ſie oder brachten die Unterhaltung auf einen andern Gegenſtand. Der Exjeſuit Zaccaria, der mit der Biographie des Wunderthäters beauftragt war, ließ den Druck dieſes erbaulichen Buches nicht fortſetzen. Was der Grund davon war, blieb anfänglich noch ein Geheimniß; aber endlich kam man dahinter. Die Janſeniſten waren eiferſüchtig auf ihre Gegner; ſie hatten Clemens XIV. unterſtützt, jedoch ohne Erfolg. Sei es nun Ungeſchicklichkeit oder Bosheit, ſie fanden für ihn keinen Erſatz und nahmen den Heiligen der Jeſuiten für ſich in Anſpruch **). Labre zu einem

---

*) Bernis äußert ſich in einer Depeſche vom 18. Juni 1783 alſo über Labre: „Man druckt hier das Leben des franzöſiſchen Bettlers mit einer Liſte ſeiner angeblichen Wunder; der Exjeſuit Zaccaria iſt der Verfaſſer...... Was dabei ganz gewiß iſt, iſt, daß man in dieſer Hinſicht (durch die Seligſprechung Labre's) keine von den in der Ritualcongregation feſtgeſtellten Regeln befolgt, und daß man ſich von einem Enthuſiasmus hinreißen läßt, von deſſen ſchlechten Wirkungen das **Lächerliche** wahrſcheinlich die geringſte ſein wird".

**) Der Kardinal Bernis, nachdem er alle dieſe Umſtände gemeldet, bedient ſich der Worte: „Man würde vor einigen Tagen als gottlos gegolten haben, wenn man dieſen Bemerkungen Gewicht hätte beilegen wollen." Etwas weiter fügt er hinzu: „Nach Nachrichten, die ich ſoeben aus Rom erhalten habe, ſcheint es, daß die Jeſuitenparthei die Kanoniſation des Benedikt Labre nicht aufgeben will. Indeſſen weiß ich, daß das heilige Kollegium ſeine Geſinnungen in dieſer Hinſicht gar ſehr geändert hat." — Depeſche

Janſeniſten machen, das war ein entſcheidender Schlag. Es verbreitete ſich das Gerücht, daß der Selige die Werke des Vaters Lejeune, eines Zöglings Quesnel's, geleſen hatte. Von dieſem Augenblicke an hörte Labre auf, ein Prophet zu ſein und heilte Niemanden mehr.

Alles ſchien zu Ende zu ſein. Labre, ein Kind des Port-Royal, war nichts mehr. Allein die Jeſuiten hielten ſich nicht für geſchlagen; ſie behaupteten hartnäckig, daß Labre die Schriften der Kirche Quesnels nie geleſen habe, und ihr Beweis dafür war, daß er nicht leſen konnte *).

Dieſe lächerliche Anekdote ſcheint der Geſchichte völlig unwürdig, und ſie würde es in der That ſein, wenn Labre, an welchen heutzutage kein Menſch mehr denkt, damals nicht ganz Europa beſchäftigt hätte; ſein Name füllte einige Zeit hindurch alle diplomatiſche Korreſpondenzen. Pius VI. nahm keinen thätigen Antheil an dieſer Reaction des Jeſuitismus. Er wollte nichts ſehen und ließ die Sache gewähren, da er von dringendern und ernſtern Dingen in Anſpruch genommen wurde. In der That hatten ſeine Verhältniſſe zum Wiener Hofe ſeine ganze Aufmerkſamkeit verdient, und der Leſer würde den Geiſt jener Epoche nicht gehörig verſtehen, wenn er nicht wüßte, was damals zwiſchen dem Kaiſer Joſeph II. und dem Papſte Pius VI. vorgegangen iſt.

Sechstes Kapitel.

Joſeph II. — Seine Reformen in kirchlichen Dingen. — Reiſe Pius VI. nach Wien. — 1782 und 1804.

Die gefeierte Maria Thereſia war ins Grab geſunken. Joſeph II. war nicht mehr der kaiſerlichen Krone unterthan; er regierte. Seine Thronbeſteigung als Erbfürſt von Ungarn, Böhmen und Oeſterreich verhieß eine neue Aera in den Verhältniſſen zwiſchen dem Papſtthume und dem Reiche, oder, vielmehr, ſie führte, wenn auch in ſehr verſchiedenem Maße, die Tage ihres alten Antagonismus wieder zurück. Maria The-

---

vom 29. Juli 1783, datirt aus Albano, wo der Kardinal Biſchof war und die ſchöne Jahreszeit zubrachte. Die ganze Geſchichte des Labre fällt, wie man ſieht, in das Jahr 1783; ich habe ſie hier anticipirt.

*) Labre wurde erſt unter Pius VII. ſelig geſprochen. Es war dies eine der Folgen des Triumphes der Jeſuiten.

reſia hatte den Ausbruch aufgehalten, welcher leicht vorauszuſehen war, ſobald ſie das Auge geſchloſſen haben würde. Auch iſt alles, was ſich an die erſte Zeit der Regierung Joſephs II. knüpft, zum Verſtändniß der Kirchengeſchichte in dieſer Periode des achtzehnten Jahrhunderts unerläßlich. Man verſtatte uns alſo, etwas dabei zu verweilen.

„Bis jetzt", ſchrieb Joſeph in derſelben Nacht, worin Maria Thereſia geſtorben war, an Kaunitz, „bis jetzt konnte ich nur ein gehorſamer Sohn ſein, und das iſt ungefähr Alles, was ich konnte". Dieſe Täuſchung war groß; wenigſtens konnte Joſeph in jenen erſten Augenblicken ſich täuſchen und ſich für einen gehorſamen Sohn halten. Seine Mutter und er hatten ſich nie verſtanden. Ihr Zuſammenleben war nur ein geheimer und verſteckter Kampf geweſen; doch der Tod iſt friedfertig, der Tod verſöhnt. Er rückt den Groll in eine ferne Perſpektive und läßt an die Stelle bitterer Stimmung eine achtungsvolle und zärtliche Verzeihung treten; das iſt die Magie des Todes. Auch Joſeph gab ſich ihr hin. Als Maria Thereſia dahingeſchieden war, ſprach bei ihm alles für ſie, nichts gegen ſie; Gewohnheit, Ehrerbietung, Erkenntlichkeit, Stolz ſprachen zu gleicher Zeit zu Gunſten ihres Andenkens. Von allen Kronen, welche dieſe ſtarke Frau auf den jungen Cäſar vererbt hatte, war der Name eines Sohnes immer die ſchönſte. Wenn ſich ſein Auge auf ihre zahlreichen Portraits in den Paläſten Wiens heftete, gedachte Joſeph mit ſchmerzerfülltem Stolze ſo vieler ungehofften Erfolge, ſo vieler nützlichen Bündniſſe, einer ſo hohen und vollſtändigen Berühmtheit, eines ſo heroiſchen Muthes im Unglücke, einer flecken- und beiſpielloſen Reinheit unter den Verführungen der Jugend, der Schönheit und der Macht. Bei ſolchen Betrachtungen überwog eine große Erinnerung jeden andern Gedanken. Das Kind, welches Maria Thereſia in ihren Armen hielt, als ſie es den getreuen Ungarn hinreichte, war er ſelbſt, war Joſeph. Sein Herz konnte bei einem ſolchen Bilde nicht fühllos bleiben, denn er hatte es auf der rechten Stelle. Joſeph war nur aus Eitelkeit hart; durch eigene Betrachtung zerſtreut, vergaß er bisweilen den Egoismus.

Dieſe obgleich tiefen und ernſten Eindrücke mußten vorübergehend ſein. Der Kaiſer beweinte ſeine Mutter; aber nach dieſem erſten, der Natur gezollten Tribute fühlte er ſich befreit. Ein feierlicher Augenblick für einen ſolchen Feuerkopf! Keine Ueberwachung, keine Vormundſchaft mehr! Er war frei, er war König. Der Tod hatte mit der Auflöſung eines heiligen Bandes auch ein Joch zerbrochen. Die Kaiſerkrone, die gleich einem höhnenden Spielwerk auf ihm gelaſtet, war endlich das Symbol

wirklicher Gewalt. Der Oberbefehl über die Truppen, bis dahin eine Quelle des Verdruſſes und der Scham, ſollte kein leeres Wort mehr ſein. Will ihr Führer, ihr Gebieter ſie zum Kampfe rufen: ſo wird er ſich nicht mehr von einer furchtſam gewordenen Hand zurückgehalten fühlen; Liebe zum Ruhm wird keine Widerſetzlichkeit mehr ſein! Die Soldaten gehören ihm an! . . . . . ihm allein! . . . . . Auf einen einzigen Wink ſeines Hauptes werden ſie ſich von nun an in Marſch ſetzen. Die Einheit eines unwandelbaren Willens wird das Geſetz des Reiches ſein. Die Schätze von vier Königreichen werden dieſen Willen unterſtützen. Um eines Stübers mächtig zu werden, braucht er ſich nicht mehr vor einem Miniſter zu bücken. Aus war es mit den gehäſſigen Zänkereien, aus mit den erniedrigenden Ränken, aus mit den in Erklärungen umgewandelten vertraulichen Mittheilungen und mit den in Streitigkeiten ausartenden Erklärungen! Auf den Zwang, die Zwietracht, die ſtets blutenden Wunden der Eigenliebe, auf ein ſtetes Mißlingen der mit größter Umſicht combinirten Pläne, folgen überall Ruhe, Anſehen, Ueberfluß, ein Pfand der Erfolge nach Außen, eine Folge der Reformen im Innern. Der gewandte Miniſter, welcher den Staat leitete, wird beibehalten werden, aber in ſeinem Kaiſer wird er in Zukunft einen unumſchränkten Gebieter erblicken, einen Freund vielleicht, und nicht mehr einen Höfling. Große Zukunft! herrliche Rolle nach einem ſo langen und ſo ſchmerzlichen Harren!

Dies mögen etwa die ſchmeichelnden Träume geweſen ſein, welche der Betrübniß eines Sohnes in der Seele Joſephs II. das Gleichgewicht hielten. Er überließ ſich ihnen mit um ſo mehr Hingebung, als lobenswerthe Beweggründe und ehrenwerthe Abſichten die Thätigkeit ſeines Ehrgeizes erhöhten. Betroffen über die zahlreichen, unter der Regierung ſeiner Vorgänger in Oeſterreich eingeriſſenen Mißbräuche, war er vom erſten Tage ſeiner Thronbeſteigung an darauf bedacht, dieſelben nicht blos zu verringern, ſondern ganz und gar abzuſtellen.

Er wollte die Wohlfahrt ſeiner Unterthanen, allein er wollte ſie gleichmäßig. Es fehlte ihm ganz an jener dramatiſchen Anlage, welche durch die Macht der Phantaſie in die Sitten, Erinnerungen, Gewohnheiten und, wenn es ſein muß, in die Vorurtheile der andern Menſchen verſetzt, eine Anlage, die dem Fürſten noch nöthiger iſt, als dem Dichter. Seine Unterthanen waren in ſeinen Augen nur ſchlecht geordnete Ziffern. Er beſchloß, ſie einer allgemeinen und arithmetiſchen Reviſion zu unterwerfen, das heißt, die zahlreiche und unzuſammenhangende Maſſe verſchiedener, oft entgegengeſetzter Länder als ein von Natur kompaktes

Ganzes zu behandeln. Erfüllt mit einer Liebe, oder vielmehr mit einem fieberhaften Eifer für das öffentliche Wohl, kannte Joſeph bei ſeinem rieſigen, obgleich etwas treuherzigen Stolze immer nur ein einziges Mittel für die Civiliſation: die reine Willkühr. Geradeaus gehend auf einem ſchmalen Wege, begriff er die Möglichkeit eines andern Mittels nicht; und, wenn in den erſten Augenblicken einer äußerſten Verblendung ſein Gedanke auf einen durch den Depotismus ſeiner Wohlthaten verurſachten Volksaufſtand verfiel; wenn er vielleicht denken konnte, daß ein Volk ſich weigern möchte, gegen ſeinen Willen glücklich zu ſein: ſo mußte er einen ſolchen Gedanken als einen abgeſchmackt chimäriſchen verwerfen. In dem Falle, daß er die Möglichkeit davon auch nur einen Augenblick angenommen hätte, mußte ſeine Ueberraſchung ſeinem Zorn gleich ſein.

Dieſe Voreingenommenheit ſeines Geiſtes, oder vielmehr dieſe Richtung ſeines Charakters wurde durch ſeinen außerordentlichen Stolz noch geſteigert. Joſeph glaubte ſich mit den allſeitigſten Talenten begabt. Die Geſetzgebung, die Verwaltung, der Krieg ſtanden ihm mit Recht zu; er übernahm dieſe große Aufgabe ohne Bedenken und ohne Furcht *). Will man es glauben, ſo waren die Bedenklichkeiten Maria Thereſias ſeiner Allwiſſenheit, dieſer allgemeinen Triebfeder, die erſt ſpät, vielleicht allzuſpät nachließ, hemmend geweſen; aber die intellektuelle und phyſiſche Thätigkeit waren da, um die Zeit zu überwinden. So warf er mit tiefer Verachtung gegen Alles einen eigenwilligen und ſtolzen Blick auf das Ding, welches man Menſch nennt; er nahm zum Bau Werkzeuge, die zur Zerſtörung beſtimmt ſind, machte ſich muthig an das Werk, wozu er ſich von der Vorſehung berufen glaubte, und verſprach, ſeine Aufgabe ohne Mitleid und ohne Schwäche im Schweiße ſeines Angeſichtes zu erfüllen.

Joſeph II. war vor allem feſt entſchloſſen, die ſeit Jahrhunderten in Deutſchland begründete geiſtliche Macht zu brechen. Er ſchämte ſich der Zeiten, wo ein Cäſar ſich vor einem Jeſuiten niederwarf. Der Jeſuitenorden war in den Erbſtaaten des Hauſes Oeſterreich aufgehoben, aber ſein Geiſt lebte noch in ihnen. Zudem war das Inſtitut des heiligen Ignatius nicht der einzige Gegner, den Joſeph zu überwinden ſich entſchloſſen hatte. Er hatte es auf die Gewalt des geſammten Klerus

---

*) Joſeph II. ſagte oft, „daß die Vorſehung den Regenten einen beſonderen Inſtinkt zum Regieren verliehen habe, und daß ihre Anſichten, vermöge eines natürlichen Rechtes, vor den Rathſchlägen ihrer Miniſter den Vorzug haben müßten.“ Depeſche des Fürſten Louis v. Rohan, v. 10. Juli 1773.)

abgeſehen, beſonders auf die Reichthümer deſſelben. Es war dies ein ſeit langer Zeit feſtſtehender Plan, ein unwiderruflich feſter Entſchluß. Er wurde in dieſen Geſinnungen noch beſtärkt durch ſeinen Bruder, den Großherzog Leopold von Toscana *), und beſonders nach ſeiner Reiſe in das ſüdliche Frankreich, durch den Erzbiſchof von Toulouſe, nachherigen Kardinal de Lomenie **), der dem Bruder vielleicht genützt haben mag, für die Schweſter aber jedenfalls ſehr verhängnißvoll war.

Seit der Reformation und beſonders nach dem dreißigjährigen Kriege war jegliche Religionsfreiheit aus den öſterreichiſchen Staaten verſchwunden. Die Schulen und die Seminarien geriethen ausſchließlich in die Hände der Jeſuiten, einer zwar noch in der Kindheit befindlichen, aber zur Herrſcherinn gebornen Geſellſchaft. Ihre Lehre ſetzte ſich ohne Widerſpruch feſt in den Paläſten der Kaiſer, der Erzherzöge von Oeſterreich; ſie beherrſchte die Churfürſten von Baiern, und kein Fürſt glaubte von nun an ſeine Seele in Sicherheit, wenn nicht ein Jeſuit zu ihrer Huth wachte.

Unauflösliche, durch religiöſen Eifer und Gewohnheit gebildete, durch gemeinſamen Haß gegen den um ſich greifenden Proteſtantismus noch feſter geſchloſſene Bande feſſelten dieſe Monarchen nicht blos an den heiligen Stuhl, ſondern auch an die zeitlichen Intereſſen des Papſtthums. Die ſchwachen Kaiſer dieſer Epoche, ein Rudolph, ein Leopold, die Ferdinande, trugen dieſes Joch ohne Murren. Im Innern der kaiſerlichen Gemächer ſtörte nichts ihren Schlummer, der durch eine dreifache Reihe von Legaten, Kardinälen, Fürſtbiſchöfen und Jeſuiten bewacht war, eine Schaar von Prieſtern verſchiedenen Ranges, von Mönchen von tauſenderlei Farben.

Trotz dem Neuerungsgeiſte des Kaiſers Joſeph I., des Oheims Maria Thereſia's, war bei der Thronbeſteigung dieſer Fürſtinn der deutſche Klerus dem heiligen Stuhle von Herzen zugethan. Mit genauer Noth ſo vielen Gefahren und Unfällen entronnen, hatte die Kaiſerinn-Königinn ſich wenig mit religiöſen Reformen beſchäftigt; zudem hielt ihre Frömmigkeit ſie von ſo kühnen Verſuchen zurück. Da ſie in hohem Maaße jene Tüchtigkeit des geſunden Verſtandes beſaß, welche das wahre Genie der Fürſten ausmacht, ſo hatte ſie in ihrem Unglücke die außerordentliche Verſchiedenheit des Bildungsſtandes wahrgenommen, durch welche das katholiſche Deutſchland hinter dem proteſtantiſchen zurückſtand. Man

---

*) Breteuil an d'Aiguillon, 26. Juli 1775.

**) Caraccioli, vie de Joseph II., p. 84.

konnte ſie nicht auf Rechnung der Naturanlagen ſetzen. Der Boden Oeſterreichs iſt fruchtbarer, als die Sandgegenden Brandenburgs; allein in dieſem ſo fruchtbaren Oeſterreich gab es allzuviele Klöſter und allzuwenig Meier= und Pachthöfe. Maria Thereſia war betroffen darüber. Sie verſuchte es, jene zu vermindern und dieſe zu vermehren. Ein unbeſiegbares Hinderniß trat dieſem weiſen Vorhaben in den Weg, und dieſe Oppoſition, wer ſollte es glauben? kam aus England, dem damals allmächtigen und gebieteriſchen Verbündeten der jungen Herrſcherinn. Wir haben bereits nach dem Sturze der Jeſuiten in Portugal und zu Rom die befremdende Intervention proteſtantiſcher Staaten in rein katholiſchen Angelegenheiten wahrgenommen *). Hier trat England als Vertheidiger der Bettelmönche auf. Wäre Oeſterreich gewerbthätig geworden, ſo hätte es am Ende die britanniſchen Subſidien entbehren können, und gerade das war es, was man um jeden Preis verhüten mußte.

Dieſe für den heiligen Stuhl ſo günſtige Lage konnte noch lange dauern, und die Päpſte hätten ſich mit einem friedlichen, von den proteſtantiſchen Fürſten garantirten Status quo begnügen können. Nichtsdeſtoweniger gab Clemens XIII. das Signal zu einem unklugen Kampfe. Statt die ſervilen Verfügungen der Fürſtäbte und der gekrönten Prälaten zu ſchonen, griff er zuerſt einen geiſtlichen Churfürſten, den Erzbiſchof von Mainz an.

Nachdem er dieſem Fürſten ungewöhnliche Taxen auferlegt hatte, befahl er ſeinem Nuntius verletzende Eingriffe in die Gerichtsbarkeit des Erzbiſchofs von Köln; er widerſetzte ſich willkührlich der Säkulariſation einiger Klöſter im Bisthume Münſter, welche der Churfürſt zu adeligen Stiftern hatte erheben wollen. Kurz, durch willkührliche Ernennungen, durch ein vollſtändiges Ignoriren alter Verträge, beſonders durch eine

---

*) Hier ein Beiſpiel von dieſer ſonderbaren und charakteriſtiſchen Allianz. Bei der Wahl Joſephs zum römiſchen Könige hielt ein Prozeß des Kardinalbiſchofs von Speier mit ſeinem Coadjutor und nachherigen Nachfolger, dem Grafen von Styrum, Deutſchland in Spaltung. Der Churfürſt von Mainz warf ſich zum Richter auf in Konkurrenz mit Rom, welches die Sache vor ſein Gericht ziehen und die Metropolitanjurisdiktion in Anſpruch nehmen wollte. Die päpſtlichen Nuntien, um die Schritte des Churfürſten von Mainz zu vereiteln, arbeiteten dahin, die proteſtantiſchen Churfürſten für ſich zu gewinnen, und es gelang ihnen auch. Die Churfürſten von Brandenburg und Hannover begriffen leicht, da man doch einmal ein katholiſches Kirchenoberhaupt in Deutſchland haben müſſe, daß es beſſer ſei, wenn daſſelbe an der Tiber, als wenn es am Rhein ſeinen Sitz hätte. Sie ſtimmten ganz im Intereſſe des römiſchen Hofes.

ungeſetzliche Ausdehnung der Rechte der Nuntiatur verwechſelte Clemens XIII. das Weltliche mit dem Geiſtlichen, griff die deutſche Verfaſſung ſelbſt an und brachte die geiſtlichen Churfürſten als Deutſche, als Biſchöfe und als regierende Fürſten gegen ſich auf.

Der Erzbiſchof zu Mainz, welcher ſich an die Spitze der Unzufriedenen ſtellte, antwortete durch einen offenen Angriff gegen die Jeſuiten. Er hob zur Wiedervergeltung zwei oder drei Klöſter und mehrere Wallfahrten auf. Er verfaßte eine ſehr lange und ausführliche Denkſchrift, worin er den Papſt anklagte, daß er das im Jahre 1448 zu Aſchaffenburg zwiſchen dem Kaiſer Friedrich III. und dem Papſte Nikolaus V. abgeſchloſſene Konkordat verletzt und ſich die Collation von Benefizien, welche politiſche Rechte gäben, angemaßt, daß er es endlich gewagt hätte, eigenmächtig Reichsfürſten zu ernennen. Ein kräftiges und beißendes Reſumé begleitete dieſe Denkſchrift. Der Churfürſt überreichte ſie dem Kaiſer, welcher ſie, obwohl mit innerlicher Freude, ſcheinbar kalt aufnahm. Alles, was derſelbe ſpäter verſuchte, war in dieſer Denkſchrift des Erzbiſchofs im Keime enthalten, und da ſeine eigenen Unternehmungen der konſtituirenden Verſammlung in Frankreich zum Muſter dienten, ſo wäre es möglich, in Deutſchland die Quelle unſerer großen ſozialen Umwandlung zu finden; denn in Deutſchland kommen bisweilen die Ideen zur Welt, aber in Frankreich lernen ſie erſt gehen.

Joſeph war ungeduldig, dem heiligen Stuhle den erſten Stoß zu geben. Wir haben ihn durch die Perſon des Grafen von Firmian, Gouverneurs der Lombardei, zu Mailand den Gebrauch der Bulle in coena Domini unterſagen ſehen, und wie er zu Lemberg, der Hauptſtadt Galiziens, ſeiner neuen Eroberung, die Gewiſſensfreiheit verſuchte. Seine Mutter hatte ihn früher in Unthätigkeit gehalten; jetzt verſtändigten ſie ſich, allein ihre Beweggründe waren dennoch völlig verſchieden. Maria Thereſia wollte alle ihre Kinder anſtändig verſorgt ſehen; Joſeph, wenig an ſeiner Familie hangend, richtete ſein Augenmerk bereits auf jene Diktatur über Deutſchland, welche den Lieblingstraum ſeines Lebens ausmachte. Um dieſen doppelten Zweck zu erreichen, zwangen ſie Maximilian, den jüngſten der Erzherzöge, die Weihen zu nehmen. Dieſer vergnügungsſüchtige Prinz zeigte löblichen Widerwillen gegen die Annahme eines Standes, der mit ſeinen Neigungen ſo wenig übereinſtimmte. Sein Widerſtand währte aber nicht lange; Maximilian fühlte, daß jeder andere Weg ihm verwehrt war, daß er nur hier Ueberfluß und Freiheit finden konnte. Es war dies das letzte Wort eines Bruders und künftigen Kaiſers, und vielleicht auch einer Mutter; Maximilian begriff es

und gab nach. Von dieſem Augenblicke an ſann Oeſterreich darauf, alle bedeutenden Pfründen Deutſchlands in ſeinen Händen zu konzentriren.

Zum Coadjutor des Erzbiſchofs von Köln ernannt, war für ihn die Ausſicht auf die Nachfolge in dem Erzbisthume nicht genug; man gedachte ihm noch andere große Bisthümer, unter andern auch das Bisthum Münſter, zu verſchaffen. Der König von Preußen, als Protektor der Unabhängigkeit der deutſchen Fürſten, verſuchte es, dieſen Plan ſcheitern zu machen; er drohte den Domherren, allein der Einfluß des Wiener Hofes zu Rom ließ den Papſt nachgeben.

Die Kabinete von Madrid und Verſailles beklagten ſich mit Nachdruck darüber. Das unſerige, obgleich rückſichtsvoll gegen Oeſterreich, war weniger von Marie Antoinette beherrſcht, als man geglaubt hat, und die zuverläſſigſten diplomatiſchen Aktenſtücke beweiſen, daß die Oppoſition des Miniſteriums Vergennes gegen Oeſterreich bei mehr als einer Gelegenheit kräftig und beharrlich war. Maria Thereſia antwortete darauf durch zärtliche Betheuerungen, und Joſeph faßte in ſeinem Herzen einen bittern Unmuth gegen Frankreich.

Hierauf beſchränkte ſich der gewiß ſehr geringfügige Verdruß, den die öſterreichiſchen Fürſten dem römiſchen Hofe verurſacht hatten. Obſchon leicht zur Klage geneigt, mußte er ſich doch Glück dazu wünſchen. So lange Maria Thereſia am Leben war, war das Verhältniß des päpſtlichen Hofes zum Hauſe Oeſterreich ein angenehmes und freundſchaftliches. Da der Papſt den Angriffen aller katholiſchen Fürſten ausgeſetzt war, denen er nur die zweifelhafte Freundſchaft und die demüthigende Protektion ſolcher Fürſten entgegenſetzen konnte, welche die Gewalt des heiligen Stuhles nicht anerkannten, ſo fand er nur Troſt in der Frömmigkeit der Kaiſerinn-Königinn und in der angeerbten Anhänglichkeit Oeſterreichs; weiter hatte Rom von Wien nichts zu erwarten.

Rom hätte ſich bei der Kunde von dem Tode Maria Thereſia's beunruhigen müſſen. Als Beſchützerinn des heiligen Stuhles hatte ſie nie der modernen Philoſophie gehuldigt; allein ſchon unter ihrer Regierung hatten hellſehende Geiſter die Symptome einer religiöſen Umwälzung erkennen können. Pius VI., von Natur ein Optimiſt, ſah nichts oder wollte nichts ſehen. Die Päpſte erkennen nur ein fait accompli an.

Auf jeden Fall empfahl die Klugheit dem päpſtlichen Hofe die größte Schonung gegen den Nachfolger der Kaiſerinn. Es war ihm beſonders viel daran gelegen, einem Fürſten, deſſen leidenſchaftlicher Charakter bekannt war, und deſſen Philoſophie man errieth, keinen Vorwand zur Of-

fenſive zu geben. Wenn Joſeph die Vorrechte des heiligen Stuhles anzutaſten wagte, ſo mußte man ihm die Verantwortung ſeiner Schritte überlaſſen. Vielleicht daß billige Rückſichten auf die Frömmigkeit ſeiner Unterthanen ihn veranlaſſen könnten, ſeine Feindſeligkeiten zu verſchieben, oder doch wenigſtens zu mäßigen. Zudem, mochte ein ſolches Raiſonnement richtig oder gewagt ſein, ſo war es doch für den Papſt das ſicherſte; der Papſt mußte vor Allem die öſterreichiſche Monarchie durch eine dem Andenken Maria Thereſias dargebrachte Huldigung für ſich gewinnen. Dieſe ſo vernünftige und natürliche Politik verſchmähte er gänzlich. Durch ein unbegreifliches Vergeſſen aller Grundſätze der alltäglichſten Klugheit beleidigte er das Andenken Maria Thereſia's und reizte Joſeph II.

Bei dem Tode der katholiſchen Fürſten erſten Ranges verſammelt der Papſt ſtets die Kardinäle zu einem Konſiſtorium, theilt ihnen den Verluſt, der die Kirche betroffen, mit und hält ein feierliches Todtenamt in der Kapelle des Vatikan. Es iſt dies ein ſeit unđenklichen Zeiten geheiligter Gebrauch. Pius VI. weigerte dieſe letzte Ehre der Kaiſerinn von Deutſchland und Königinn von Ungarn und Böhmen. Mit Nachdruck machten ihn ſeine Freunde auf das Unſchickliche und die Gefahr eines ſo beleidigenden Verfahrens aufmerkſam. Pius VI. behauptete, daß eine ſolche Auszeichnung den Gemahlinnen der Könige nie zuerkannt worden ſei; die Kardinäle, beſonders Bernis, ſtellten ihm vergeblich vor, daß Maria Thereſia nicht blos eine gekrönte Gemahlinn, ſondern eine große und, unabhängig von jeder Verbindung, mit eigener Macht bekleidete Königinn geweſen wäre. Pius VI. beharrte in einer ſo eigenſinnigen Hartnäckigkeit, daß er ſogar den dienſtthuenden Prälaten die Anlegung der Trauer unterſagte.

Die Hoffnungen Joſephs II. hätten nicht ſo weit gehen können; er mußte in der That dem Oberprieſter Dank wiſſen, daß er ihm ſo wohlfeilen Kaufes die Ehre kindlicher Pietät verſchaffte; allein da es in der Abſicht des Kaiſers lag, dem römiſchen Hofe mehr Verachtung als Unwillen zu zeigen, ſo begnügte er ſich damit, an den Rand der Depeſche ſeines Miniſters, des Kardinals Herzan, die Worte zu ſchreiben: „Es iſt mir ganz gleichgültig, ob der Biſchof von Rom höflich oder ein Grobian iſt *).“

Dieſe Worte waren nicht aufrichtig; es war ihm viel daran gelegen, daß der Papſt nicht fein war, und er benutzte es ohne Aufſchub.

*) Breteuil an Vergennes, 18. Februar 1781.

Braschi hätte Joſeph II. keinen größeren Gefallen thun können, hätte er ihm auch abſichtlich zu Willen ſein wollen. Allerdings wurde ein ſo geringfügiger Anlaß die Reformpläne, welche im Kopfe des Kaiſers Wurzel gefaßt hatten, nicht erſt hervorgerufen und zur Entſcheidung gebracht haben; gereift durch den Zwang mußten ſie ſelbſt hervortreten, und keine äußere Urſache hatte die Heftigkeit dieſes Wunſches erhöht. Aber Oeſterreich iſt katholiſch, Oeſterreich hängt den alten Symbolen an, und eben ſo groß, als die in ſeinen Sitten wurzelnde Anhänglichkeit an den katholiſchen Kultus, war die Liebe zu ſeinem angeſtammten Fürſtenhauſe. Bis jetzt hatten dieſe beiden Gefühle ſich einander vermittelt und gekräftigt; nach dem Vorbilde ſeiner Fürſten kniete Oeſterreich vor dem Papſte. Dieſe beiden Gefühle trennen war daher von Seiten des Papſtes die höchſte Ungeſchicklichkeit; ein Mangel an Achtung für das Andenken Maria Thereſia's verwundete das öſterreichiſche Volk aufs tiefſte. Einen beſſeren Vorwand, um ſeine übele Laune am römiſchen Hofe auszulaſſen, hätte Joſeph unmöglich wählen können.

Ein allgemeines Toleranzedikt verkündigte dem Reiche und dem römiſchen Hofe die Pläne Joſephs II. Daſſelbe war in folgenden Worten abgefaßt:

„Ueberzeugt von den verderblichen Folgen jeden gegen das Gewiſſen ausgeübten Zwanges und von dem weſentlichen Nutzen einer wahrhaft chriſtlichen Toleranz, beſchließt Sr. kaiſerlich-königlich-apoſtoliſche Majeſtät, daß allen ihren proteſtantiſchen Unterthanen reformirter und lutheriſcher Confeſſion, ſo wie allen ihren Unterthanen griechiſcher Religion in allen Theilen der öſterreichiſchen Monarchie, wo ſie ſich in hinreichender Anzahl befinden, freie Privatausübung ihrer Religion geſtattet ſein ſoll".

„Diejenigen, welche die katholiſche Religion nicht bekennen, ſollen nicht verbunden ſein, einen Eid in einer den Grundſätzen ihres Bekenntniſſes zuwiderlaufenden Form zu ſchwören, noch den Prozeſſionen und Cerimonien der herrſchenden Religion beizuwohnen".

„Bei Ertheilung von Aemtern wird der Kaiſer durchaus keine Rückſicht auf die Religionsverſchiedenheit nehmen, ſondern einzig auf Fähigkeit und Geſchicklichkeit".

„Gemiſchte Ehen ſollen erlaubt ſein".

„Niemand kann wegen religiöſer Anſichten beſtraft werden, wenn er nicht das bürgerliche Recht verletzt hat". —

Beſchränkungen und Erläuterungen wurden in den Text des Ediktes eingefügt; allein das hier mitgetheilte iſt ſein weſentlicher Inhalt. Dieſe große Grundlage legte Joſeph II.

Auf dieſes erſte Geſetz folgte ein anderes und verurſachte keine geringere Ueberraſchung.

Der Kaiſer erklärte, daß die Geſuche um Dispens in Eheſachen und andern kanoniſchen Fällen nicht mehr an den Papſt gerichtet werden ſollten, ſondern in jeder Diözeſe an den Biſchof, welcher ſelbſt die Befugniß des Rekurſes nach Rom verlieren ſollte.

Päpſtliche Bullen oder Breven ſind ohne das kaiſerliche Placet ungültig.

Novizen oder Kloſtergeiſtliche dürfen ihrem Kloſter keine Schenkung machen, die den Betrag von 1200 Gulden überſteigt.

Die Klöſter ſtehen unter der Aufſicht der Diözeſanbiſchöfe und werden der Gewalt ihrer meiſt ausländiſchen Ordensoberhäupter entzogen.

Die Bullen Unigenitus und in coena Domini ſind aus allen Ritual-Büchern auszureißen.

Die Prieſterweihe ſoll erſt bei reiferen Jahren ſtattfinden.

Aufhebung von Klöſtern und beſonders der Karthauſen. Die zu Pavia, ein Wunder von Reichthum und Architektur, erleidet das allgemeine Geſchick.

Die Kumulation von Pfründen wird abgeſtellt.

Aufhebung mehrerer Kapitel und Einziehung ihrer Revenuen zum Staatsſatze.

Die in den Klöſtern beſtehenden theologiſchen Schulen werden aufgehoben. —

Doch, wir müſſen hier aufhören. Wollten wir alle Verordnungen ausziehen, welche Joſeph im Laufe eines Jahres Schlag auf Schlag folgen ließ, ſo würden wir, gleich ihm, Zeit und Geduld allzuſehr in Anſpruch nehmen. Obige ſind die hauptſächlichſten. Kaum waren ſie erſchienen, als ſich von allen Seiten die leidenſchaftlichſten Reklamationen erhoben. Wir würden ſie heutzutage kam begreiflich finden können. An die Folgen der von Joſeph II. aufgeſtellten Grundſätze gewöhnt, finden wir nichts mehr in denſelben, was uns im geringſten auffallend ſein könnte. Seitdem hat ſich alles geändert; damals aber waren es furchtbare Neuerungen. Könige hatten ſich bereits mit der Philoſophie verbündet, allein ſie hatten ſich noch nicht für dieſelbe bewaffnet. Es war alſo etwas Entſcheidendes und ein um ſo furchtbareres Beiſpiel, als es von dem deutſchen Kaiſerthrone ausging. Wir können uns an einer ſo lebhaften Verwunderung nicht betheiligen. Für unſere Väter war alles derartige etwas ganz Neues; für uns iſt Alles etwas Altes. An Umwälzungen gewöhnt, machen ſie auf uns keinen beſondern Eindruck mehr. Unſere Väter waren mit Ruhe über und über geſättigt. Um zu fühlen, daß

ſie lebten, that ihnen Kampf noth. Damals begann der Kampf; jetzt iſt er beendigt, unwiderruflich beendigt. Der Sieg hat entſchieden. Was wir von Zeit zu Zeit für einen Krieg anſehen, iſt nur eine Art jener kleinen Plänkeleien, in denen auf dem abgelegenen Theile eines bereits eroberten Schlachtfeldes in der Abenddämmerung aufs Gerathewohl noch einige Piſtolenſchüſſe gewechſelt werden.

Man kann über Joſeph II. kein richtiges Urtheil fällen, wenn man ſich nicht von den Ueberlieferungen der Vergangenheit und von den Eindrücken der Gegenwart frei macht. Erkennen wir vorab an: Joſeph hat Muth bewieſen. Wenn man das Prinzip ſeiner Reformen im Religionsweſen näher betrachtet, wird man es billig, gerecht und untadelhaft finden. Joſeph war der erſte unter den regierenden Fürſten, der nicht vor Ideen zurückbebte, welche, ihrem Weſen nach im Naturrecht begründet, heutzutage das Staatsrecht der ganzen Welt ausmachen. Er wagte es, der Zukunft ins Auge zu blicken, allein er glaubte, ihr zuvorkommen zu können; er wollte ſie ſchnell und allein genießen; er hat Alles in ein Treibhaus verſetzt. In einem Jahre, in dem Jahre ſeiner Thronbeſteigung, hat er den Ruhm mehrerer Regierungen verſchwendet; auch iſt dieſer Ruhm nicht zur Reife gediehen. Eine andere Schwäche noch: Joſeph vermengte ohne Wahl das Große mit dem Kleinen, das Gerechte mit dem Ungerechten. Er glaubte die ewigen Rechte des Gewiſſens zu befeſtigen; allein er verkannte ſie, indem er ſein Augenmerk auf die geringfügigſten Nebendinge richtete. Neben einem Reſcript über die freie Ausübung der Kulte erſchienen Reglements über die Form, den Zug und die Anordnung von Prozeſſionen und Leichenfeierlichkeiten. Bald ließ ſich der Geſetzgeber ſo weit herab, daß er die nach ſüdländiſcher Sitte geſchmückten Madonnenbilder ihrer glänzenden Gewänder und künſtlichen Blumen entkleiden ließ; bald ſetzte er die Zahl der Wachskerzen feſt! Friedrich, über ſeine Frömmigkeit erbaut, pflegte ihn „mein Herr Bruder, der Küſter“ zu nennen. Manchmal wurden auch ſeine guten Abſichten durch Uebereilung vereitelt. Wir ſehen, wie er durch zweckmäßige Anordnungen die Bettelei hemmt, und ſeine Sorgfalt verdient unſere Hochachtung; allein wir werden gleichzeitig wieder ſchmerzlich berührt, wenn wir ihn in den katholiſchen Kirchen eine Aſſociation unter dem abgeſchmackten Namen Brüderſchaft der Nächſtenliebe ankündigen hören. Inkonſequenzen verringerten außerdem den Werth der Beſtrebungen Joſephs II. und gaben ihnen den Schein ſtarrköpfiger Eigenwilligkeit. Der Kaiſer hatte die Vereinigung mehrerer Pfründen bei einer Perſon aufgehoben und dem Kardinal Migazzi das Bisthum Watzen entzogen, weil es mit dem Beſitze des Wiener Bisthums nicht verträglich

wäre; allein indem er dieſe weiſe Maßregel traf, war er weit entfernt, auf die Kumulation geiſtlicher Revenüen für ſeinen Bruder, den Erzherzog Maximilian, zu verzichten; auch war der Kaiſer, als der Erzbiſchof von Wien ihm indirekt dieſen Vorwurf machte, genöthigt, mit einem ſeiner Geradheit unwürdigen Sophismus zu antworten; er behauptete, daß das Tridenter Konzil in den Worten Viros illustres hinſichtlich des Beſitzes mehrerer Pfründen zu Gunſten der Söhne von Königen eine Ausnahme gemacht habe.

Dies waren Joſephs II. Reformen in kirchlichen Dingen. Wir haben ſie hier zuſammengefaßt, weil ſie allen Neuerungen dieſes Fürſten vorangingen, der, oft zu ſeiner Ehre und einigemal zu ſeiner Schande, an ſeinem mütterlichen Erbe nichts unangetaſtet ließ.

Das monarchiſche Europa war aufmerkſam auf dieſe Staatsſtreiche. Es gerieth in Bewegung darüber, nicht aus Intereſſe für eine Sache, die es zu vertheidigen aufgehört hatte, und noch weniger aus ſelbſtbewußter Vorausſicht der Reſultate, welche in Zukunft aus einer ſo großen Verachtung von Dingen, die man bis dahin für heilig erachtet hatte, hervorgehen mußten, ſondern aus unmittelbarer Furcht vor dem kühnen Ehrgeize, deſſen Symptom ſo viele Neuerungen waren. Mehr die politiſchen Wahrſcheinlichkeiten, als den perſönlichen Charakter Joſephs II. berückſichtigend, glaubte man, in dieſem Reformeifer mehr das Mittel als den Zweck zu erblicken. Inzwiſchen ließ keiner von den Verbündeten Oeſterreichs eine Vermittelung zwiſchen dem Kaiſer und dem Papſte eintreten. Breteuil, der franzöſiſche Geſandte zu Wien, und Bernis, der Geſchäftsträger zu Rom, ohne die Inſtruktionen ihres Hofes abzuwarten, hatten es ſich erlaubt, einige vermittelnde Schritte zu thun; der Diplomat auf das Anſuchen des Nuntius, der Prälat aus Kaſtengeiſt; allein bald geboten ihnen die gemeſſenſten Verhaltungsbefehle eine ſtrenge Neutralität. Vergennes, ſo ſehr er auch das Rauhe in den Formen Joſephs tadelte, ſah nichts Verwerfliches in dem Geiſte ſeiner Verſuche. Außerdem glaubte er mit Recht, daß ſelbſt freundliche Gegenvorſtellungen eines fremden Hofes ſeine Hitze, ſtatt ſie zu mäßigen, ſteigern möchten, und beſonders fürchtete er, daß Frankreich, wenn es an derartigen Händeln Antheil nähme, bald die theologiſchen Streitigkeiten wieder erwecken möchte, von denen es damals glücklicherweiſe befreit war, und die es ſo lange zertheilt hatten. So viele Rückſichten auf einmal veranlaßten Ludwig XVI., die Rolle eines unthätigen Zuſchauers zu übernehmen.

Kaum hatte Joſeph die erſten Schritte auf dieſer ſo neuen Bahn gethan, als der beſtürzte Nuntius an die Frömmigkeit und die Gerechtig-

keit des Fürſten Kaunitz appellirte; doch die erſte dieſer Tugenden zeichnete den Miniſter eben nicht beſonders aus, und die zweite war in ſeinem Geiſte den Berechnungen der Politik untergeordnet. Er empfing den Nuntius mit Kälte, ja mit Strenge. Statt ihn zu ermuthigen, erhöhte er deſſen Schreck, indem er ihm bemerklich machte, daß der Kaiſer Niemanden über den Gebrauch ſeiner Gewalt zu Rathe ziehen würde, und als der päpſtliche Geſandte ihn an die innige Verbindung des Wiener Hofes mit dem römiſchen erinnerte, die ſich, wie er ſagte, durch ſo viele geiſtliche Begnadigungen und beſonders durch die Einführung mehrerer Unterthanen des Kaiſerſtaates in das heilige Kollegium beurkundet hätte, blieb Kaunitz unempfindlich gegen dieſes Argument und erklärte geradezu, es wäre wünſchenswerth, daß es künftighin gar keinen öſterreichiſchen Kardinal mehr gäbe.

Jetzt wollte der Nuntius ſich an den Kaiſer ſelbſt wenden, aber der Fürſt von Kaunitz hintertrieb die Audienz. Der Nuntius verdoppelte ſeine Klagen und Bitten. Er ſchrieb an ihn. Kaunitz antwortete in einem energiſchen Schreiben, welches der Vergeſſenheit entriſſen zu werden verdient. Es lautete:

„Der Kaiſer war nicht wenig überraſcht, in dem Schreiben des päpſtlichen Nuntius, Monſignore Garampi, einen Tadel gegen ſeine letzten Erlaſſe ausgeſprochen zu finden. Sr. Kaiſerliche Majeſtät hat darin die ausdrücklichen Worte geleſen, daß nie ein in der römiſch-katholiſchen Gemeinſchaft verbliebener Fürſt es ſich hätte beikommen laſſen, die Ausübung ſeiner Gewalt ſo weit auszudehnen. Der Herr Nuntius läßt, ohne Zweifel ungern, aus ſeinen Worten die gehäſſige Folgerung ziehen, daß ein Fürſt, wenn er ſeine Gewalt ſo weit ausdehne, aufhöre, katholiſch zu ſein; er ſcheint ſogar die Möglichkeit eines Falles anzudeuten, der ſtark genug wäre, die Unterthanen ihres Eides der Treue zu entbinden. Der Kaiſer will einen ſolchen Schritt gerne dem allzuhitzigen Eifer des Herrn Nuntius beimeſſen, und glaubt, daß er ihn ohne Vorwiſſen des heiligen Vaters gethan habe. Er würde ſogar dazu geſchwiegen haben, wenn nicht zu ſeiner Kenntniß gekommen wäre, daß der Herr Nuntius ſein Schreiben Biſchöfen ſeiner Erbſtaaten, ja ſogar Fremden mitgetheilt hat. Demzufolge befiehlt Sr. Majeſtät dem Kanzler, Herrn Garampi zu antworten:

„Daß die Abſtellung notoriſcher Mißbräuche der Religion nur förderlich iſt“;

„daß die Religion, wenn dergleichen Mißbräuche ihr inhärirten, ihren ehrwürdigen Charakter ganz und gar verloren hätte, und daß, ſtatt

ſie mit dem frommen Eifer anzunehmen, welchen die Mäßigung ihrer Grundſätze und die Vortrefflichkeit ihrer Moral verdienen, das wahre Wohl der Menſchheit ſie anzunehmen nicht erlaubt haben würde";

„daß die Abſchaffung von allen Inſtitutionen, die nicht einzig auf die Seelſorge ſich beziehen, dem weltlichen Regenten zuſteht. Zu dieſen gehört die äußere Verfaſſung der Kirche und beſonders der Ordensgeiſtlichkeit, als eine Anordnung menſchlicher Erfindung, zumal erwieſen iſt, daß man ſie in den erſten Jahrhunderten der Kirche nicht kannte; die Klöſter verdanken ihre Stiftung nur der Freigebigkeit der Fürſten".

„Dieſen unumſtößlichen Regeln zufolge iſt Se. Kaiſerliche Majeſtät nicht nur befugt, ſondern auch, vermöge Ihrer Pflichten, verbunden geweſen, die Leitung alles deſſen zu übernehmen, was nicht ſpeziell das Innere der Gewiſſen betrifft".

„Es handelt ſich alſo durchaus nicht um eine Verletzung der Religion. Was der Herr Nuntius für den Glauben zu befürchten ſcheint, exiſtirt nur in ſeiner allzuaufgeregten Einbildungskraft".

„Dies iſt der buchſtäbliche Befehl Sr. Kaiſerlichen Majeſtät, den der Hof- und Staatskanzler hiemit vollzieht, um Monſignore Garampi in den Stand zu ſetzen, ſein künftiges Verhalten darnach zu bemeſſen, und um einen Beweis von der perſönlichen Achtung Sr. Majeſtät für den Herrn Nuntius zu geben".

„Dem Staatskanzler bleibt nur noch übrig, Sr. Excellenz die Verſicherung zu wiederholen, daß er u. ſ. w. u. ſ. w.

Wien, den 9. Dezember 1781" *).

Die zahlreichen Schritte des Geſandten Pius VI. beurkunden zur Genüge die Beſorgniſſe des römiſchen Hofes; ſie waren unausſprechlich. Durch den Angriff auf einen geiſtlichen Orden, den es zu ſeiner Vertheidigung errichtet hatte, und den es zärtlich liebte, hatte Rom bereits viel gelitten; aber was war dieſer Schmerz gegen die bedeutende Wunde, die es jetzt bekam? Ohne den Verluſt ſeiner feſteſten Stütze, die Freundſchaft des Hauſes Oeſterreich, in Anſchlag zu bringen, ſah es ſich gerade von dieſer Macht nicht blos in einigen Vorrechten, in einer Etikettenſtreitigkeit, ſondern in ſeiner Grundverfaſſung und in ſeinem innerſten Weſen angegriffen. Es handelte ſich nicht mehr um beſondere Cerimonien, um Symbole der Schmeichelei, um mehr oder minder ſtolze Allegorien; das war es nicht, was man ihm jetzt ſtreitig machte; es war das Recht, in das Innere der Familien einzudringen, bei allen Gelegenheiten ſich vor-

*) Korreſpondenz aus Wien vom 12. Dezember 1781.

zudrängen, den Menſchen in ſeiner Wiege zu ergreifen, ihm ſein ganzes Leben hindurch Schritt vor Schritt zu folgen und ihn erſt am Grabe zu verlaſſen. Geburt, Erziehung, Ehe, letzter Wille, Todeskampf, Begräbniß, — Rom war bisher bei Allem, trug Alles in die Regiſter; Prieſter waren die geſetzlichen Zeugen des Civilſtandes der Bürger; — und jetzt dieſes allgemeinen Notariats beraubt, war ihm beinahe das Heiligthum ſelbſt unterſagt! Die Stifter, die Klöſter, dieſe über die ganze Erde zur Vertheidigung eines gemeinſamen Vaterlandes verbreiteten katholiſchen Feſtungen, ſollten in Zukunft ebenſoviele Freiſtaaten, ebenſoviele von der Mutterſtadt unabhängige Kolonien bilden. Und das war noch nicht Alles; in der Ausübung ſeiner Gewalt nicht allein, ſondern auch in der Quelle ſeiner Reichthümer beſchränkt, verlor Rom die Schätze, die ihm aus Amerika zuſtrömten, die Annaten, die Breven der Wählbarkeit, die Dispenſe, die bezahlten Anathemen und Ausſöhnungen, die eins wie das andere der Dataria baares Geld einbrachten. Kurz, es blieb ihm nichts mehr. Die Liturgie, die ihm ihrem Weſen und ihrer Form nach zuſtehen mußte, war nicht länger gegen eine profane Cenſur geſichert; Geſänge, Gebete, Anrufungen der Heiligen, die Anordnung der Cerimonien ſtanden jetzt unter der Vormundſchaft weltlicher Gewalt. Ein größerer Unſtern hatte die Kirche ſeit der Reformation nicht betroffen, und zudem war jene alte, obgleich tiefere Wunde nicht ſo beſchimpfend.

Damals war es im offenen Kriege angegriffen worden; ſeine Feinde waren ſtolz auf dieſen Namen; Angriff und Vertheidigung waren öffentlich. Jetzt iſt nicht einmal Zorn ihm erlaubt; die Hand, welche es verwundet, beobachtet eine achtunggebietende Haltung. Statt wie die Reformatoren den Namen eines römiſchen Katholiken abzuſchwören, nimmt ihn Joſeph II. ernſtlich in Anſpruch; er iſt kein erklärter Feind der Kirche. Bei einem ſolchen Gegner hatte der Papſt beſtändige Klugheit und Umſicht nöthig. Im Grunde ſeines Herzens verzweifelnd, mußte er Heiterkeit erheucheln; denn das geringſte Zeichen der Ungeduld ſetzte ihn dem Vorwurfe aus, ein Schisma hervorgerufen zu haben. Dieſe Verſtellung war ſchmerzlich, aber um ſo unerläßlicher, als das römiſche Volk noch immer eine angeerbte Achtung gegen den hohen Namen eines Kaiſers hegte. Dies war jetzt die Lage Pius VI., nie hatte es eine ſchwierigere gegeben. Wohl konnte ſie ſeinen Muth niederſchlagen!

Der Papſt nahm einen ſo ungleichen Kampf an; ſein ganzes Vertrauen beruhte lediglich auf ſeiner Ueberredungsgabe, für deren Geſchenk er Gott oft dankte. Er nahm ſich vor, Joſeph II. durch ſeine Beredſamkeit zu unterjochen. Eine geregelte Korrespondenz mit dieſem Für-

ſten zu unterhalten, ſchien ihm das einzige Mittel, bis zu ihm zu gelangen. Begierig ergriff er die erſte Gelegenheit, um einen Einfluß auszuüben, den er für unfehlbar hielt. Joſeph II. hatte an ihn geſchrieben und ihn um ein Indult gebeten, welches ihn autoriſirte, zu allen Bisthümern und Pfründen in der Lombardei die Ernennungen zu vollziehen. Pius VI. gab ſeine Einwilligung, die Joſeph ſo leicht entbehren konnte, nicht. Indem er ſeine Reformen einer Laune, vielleicht der unbedeutenden Veranlaſſung wegen des Todtenamtes für Maria Thereſia, beimaß, hegte er die Hoffnung, einen Mann zu überzeugen, deſſen Kopf eiſern und deſſen Herz den Prieſtern feind war. Pius VI. ſchrieb alſo, erhielt aber nur eine harte Antwort; Joſeph war um ſo unnachgiebiger, als die Rauhheit ſeiner Formen für ihn ein Genuß und berechnet war. Er vermeldete Sr. Heiligkeit, daß er, troß ihres Proteſtes, auf den Grund ſeiner eigenen Rechte, zur Kollation geiſtlicher Benefizien im Mailändiſchen ſchreiten werde. Da dieſer Verſuch, durch überredende Korrespondenz etwas zu gewinnen, geſcheitert war, änderte Pius VI. ſeinen Plan; er affektirte ein unerſchütterliches Phlegma und ein unbegränztes Vertrauen auf Joſeph II. Niemand konnte einſehen, worauf er ein ſo wenig motivirtes Verfahren gründen mochte; Bernis begriff weder dieſe Ruhe, noch dieſe Hoffnung. Obſchon der franzöſiſche Kardinal das innige Vertrauen des Papſtes genoß, ſo fragte er ihn doch umſonſt; er bekam entweder gar keine, oder nur räthſelhafte Antworten. Bernis konnte ſich eine Zurückhaltung nicht erklären, die ſeine Eigenliebe verwundete; zudem wurde ſeine Neugierde und ſeine Unruhe noch durch halbvertrauliche Mittheilungen vertrauter Prälaten geſteigert. „Sie werden bald eine wichtige Neuigkeit erfahren", ſagte eines Tages der Kardinal Conti zu ihm, und während Bernis ſich über das Weſen dieſer Neuigkeit in Vermuthungen erſchöpfte, erfuhr er durch ſeine Privatkorrespondenz, daß Pius VI. zu Wien erwartet wurde.

Erſtaunt, verwirrt über ein ſolches Gerücht und höchſt betroffen, davon erſt auf indirektem Wege unterrichtet worden zu ſein, begab ſich Bernis zum Papſte, welcher ſein Vorhaben nicht in Abrede ſtellte. Der heilige Vater geſtand ihm, daß er dem Kaiſer, nachdem er alle Einreden und Bitten erſchöpft hätte, eine Konferenz in der Hauptſtadt des Reiches vorgeſchlagen habe.

Joſeph nahm dieſen Vorſchlag an. Sein Stolz fühlte ſich lebhaft dadurch geſchmeichelt; inzwiſchen verſteckte er ſeine Freude, affektirte Gleichgültigkeit und gab dem Papſte zu verſtehen, wenn er durch dieſe Reiſe ſeinen Willen zu erſchüttern hoffte, ſo könnte er ſich eine ſo große

Strapaze erſparen, jedoch würde ſein ehrfurchtsvoller und ergebener Sohn ſich glücklich fühlen, einer ſo beſonderen Gnade theilhaftig zu werden. So drückte ſich der Kaiſer ſelbſt in einem eigenhändigen Schreiben aus. Alsbald theilte ſich der Kaiſer in die Rollen mit ſeinem Miniſter; er ſelbſt übernahm die Ehrfurchtsbezeugungen und Huldigungen und überließ dem Fürſten von Kaunitz die Unannehmlichkeiten und die Strenge. Als der Nuntius den Fürſten Kaunitz ausfragte, machte ſich dieſer eine Freude daraus, ihm weitläufig auseinander zu ſetzen, wie nutzlos dieſe ſo lebhaft gewünſchte Reiſe nach Wien ſein würde, und milderte dieſe Härte durch keinerlei Schonung.

Der Entſchluß Pius VI. ſchwankte einen Augenblick; allein der Kaiſer, von ſeiner Unentſchloſſenheit unterrichtet, machte ſich darüber ſehr luſtig und ſagte laut, der Papſt würde ſich lächerlich machen, wenn er ſeine einmal angekündigte Reiſe nicht ausführte. Dieſer Sarkasmus entſchied bei Pius VI. Umſonſt verſuchte Bernis, die ihm von ſeinem Hofe vorgeſchriebene Neutralität vergeſſend, von einem Schritte abzurathen, wegen deſſen er ſelbſt nicht zu Rathe gezogen worden war. Umſonſt ſtellte er, durch ſeinen beleidigten Stolz noch beredter gemacht, dem Papſte alles vor, was ihn von ſeiner Reiſe abbringen konnte. Bernis wurde nicht gehört; Pius VI. war unerſchütterlich.

Von dieſem Augenblicke an trat der franzöſiſche Kardinal an die Spitze derjenigen Parthei, welche die Reiſe nach Wien tadelte, und dieſe Parthei war zahlreich; denn dieſe Entfernung des Kirchenoberhaupts brachte die römiſche Routine in Verwirrung. Nun entſtand eine Art freundſchaftlichen aber lebhaften kleinen Krieges zwiſchen dem Kardinal und dem Papſte. Dieſer that ſich etwas darauf zu gute, ſein Geheimniß bewahrt zu haben; jener war ärgerlich, daß er keine vertrauliche Mittheilung darüber entlockt hatte. Uebrigens wurde Pius VI. mit Einſprüchen nicht verſchont, allein nichts vermochte ihn zu bewegen.

Die Reiſe nach Wien mußte ihm aus mehreren Rückſichten gefallen. In fremden Ländern jenen Zauber zu entfalten, der ſich auf ſeinem gewöhnlichen Schauplatze abzunutzen begann; den Kaiſer in ſeiner eigenen Hauptſtadt zu beſiegen und bis zu dieſem mächtigen und rebelliſchen Herzen durchzudringen; den verlornen Sohn, den Sohn der Cäſare, in den Schooß der Kirche zurückzuführen; auf dieſer Reiſe den eingeſchüchterten Muth der deutſchen Biſchöfe wieder zu befeuern; vielleicht gar die Sache der Jeſuiten zu verfechten: alle dieſe Beweggründe konnten Pius VI. leiten. Er reiſ'te alſo endlich ab. Europa und beſonders

Frankreich vernahmen dieſe Reiſe des Papſtes mit Ueberraſchung, die aber bald der Gleichgültigkeit Platz machte.

„Zu einer anderen Zeit“, ſchrieb Vergennes an Bernis, „würde man vielleicht, wenn man den Kaiſer eine Umwälzung unternehmen ſähe, welche ſeine ganze Regierung hemmen könnte, hier der Anſicht geweſen ſein, daß es zu einer guten Politik gehöre, den Papſt dahin zu bewegen, den möglichen Unternehmungen dieſes Fürſten allen Widerſtand entgegen zu ſetzen. Man würde dabei den doppelten Vortheil im Auge gehabt haben, zu Rom einen überwiegenden Kredit zu erlangen und ſich alle Mißvergnügten in Deutſchland zu Freunden zu machen. Jetzt aber entfernen wir ſorgfältig jeden Gedanken, der den Frieden der Kirche und des Staates ſtören und den Leidenſchaften Nahrung geben kann, die um ſo gefährlicher geworden ſind, als die Mittel, ſie im Zaume zu halten, abgenommen haben. Ebenſo mißlich würde es beinahe ſein, wollten wir es übernehmen, der Art von Schisma, welches ſich vorbereitet, entgegen zu wirken. Der König glaubt, für die Ruhe der Welt genug zu thun, wenn er durch ſein Beiſpiel die alten Inſtitutionen und die der Religion gebührende Achtung aufrecht erhält. Die Stütze, welche Sr. Majeſtät ihr in dieſem kritiſchen Augenblick zu gewähren geneigt ſein möchte, könnte vielleicht die Gefahren noch vergrößern, von denen ſie bedroht iſt. Auch bin ich überzeugt, daß Ew. Eminenz, ſo oft Sie Gelegenheit haben, mit Sr. Heiligkeit über Nachrichten zu ſprechen, die ſie betrüben, Sorge tragen werden, *dies nur als Kirchenfürſt zu thun und nicht als Repräſentant Sr. Majeſtät des Königs*, der es ſich ſelbſt zum Grundſatze gemacht hat, in dem, was zwiſchen dem Kaiſer und dem heiligen Stuhle vorgeht, nicht zu interveniren *)“.

Dieſe Reiſe Pius VI. glich einem Triumphzuge. Ein Abgeſandter des Königs von Spanien kam, ihn unterweges zu begrüßen; die Städte, welche er mit ſeiner Gegenwart beehrte, nahmen ihn mit faſt abgöttiſcher Verehrung auf. Kurz, unter beſtändigen Ovationen und von den Fürſten, den Biſchöfen und den Völkern gleichſam auf den Händen getragen, kam der Nachfolger der Apoſtel am Ziele ſeiner heiligen Wallfahrt an.

Es hatte den Anſchein, als ob der fromme Enthuſiasmus zu Wien nicht ebenſo groß ſein könnte; der Papſt durfte einen ſo lebhaften Aus-

*) Bernis nahm wenig Rückſicht auf dieſen Rath. S. im Anhange den auffallenden Brief, welchen er an den Papſt nach ſeiner Rückkehr nach Rom ſchrieb.

bruch der Begeiſterung hier nicht erwarten. Vielleicht war er gar im Innern ſeines Herzens über ſeinen Empfang von den Wienern beſorgt; allein dieſer Empfang übertraf ſeine Hoffnungen. Ganz Wien erwartete ihn auf den Knien; alle Frauen der Stadt fanden ſich auf ſeinem Wege, von den Prinzeſſinnen herab bis zu den Dienſtmägden. Sobald der Plan des Papſtes bekannt geworden war, hatte man in der kaiſerlichen Reſidenz gar keinen andern Gedanken mehr. Die Unterhaltung drehte ſich nur um den einen, auf tauſenderlei Weiſen kommentirten Gedanken: Der Papſt kommt, der Papſt kommt an! Von nun an bereitete ſich Alles zu dem erbaulichſten Empfange vor. Dieſe Vorbereitungen waren ein Wink für den Kaiſer. Er fühlte, daß er in ſeinem eigenen Intereſſe den Papſt mit dem ganzen äußeren Schein kindlicher Verehrung empfangen mußte. Pius VI. wollte im Palaſte des Nuntius abſteigen. Joſeph verlangte, daß er in der Kaiſerburg die Gemächer Maria Thereſia's ſelbſt bewohnen ſollte, welche ehrenvolle Wahl der Kaiſer einzig durch die Nothwendigkeit eines Zuſammenwohnens in denſelben Räumen motivirte, um ſich öfter ſehen und die Stunden und die Zahl ihrer geheimen Unterhaltungen der Neugierde entziehen zu können.

Joſeph II. und der Erzherzog Maximilian, ſein Bruder, gingen Pius VI. bis nach Neuſtadt, einige Meilen von Wien, entgegen. Bei dem Nahen des Papſtes ſtiegen ſie aus dem Wagen; Pius VI. beeiferte ſich, ihr Beiſpiel nachzuahmen. Er ſchloß den Kaiſer in ſeine Arme und die beiden Souveraine zogen im kaiſerlichen Wagen, umringt von einer zahlloſen Volksmenge und unter dem Schall aller Glocken, welche Joſeph das Geſchütz der Prieſter nannte, in Wien ein.

Nur die Stimme eines Dichters fehlte bei dieſer Feſtlichkeit. In dem Augenblicke, wo Pius VI. in Wien einzog, hauchte dort Metaſtaſio den letzten Seufzer aus.

Ein ſo ſchmeichelhafter Empfang gab dem Papſte keinen Anlaß, die Ausführung ſeines Entſchluſſes zu bereuen; er war boshaft genug, Bernis auf der Stelle die Nachricht von ſeinen Erfolgen zugehen zu laſſen. Sie waren vollſtändig. Hätte der Papſt ſein Augenmerk auf äußerlichen Effekt beſchränkt, dann hätte er ſich nicht über die ergriffene Maßregel zu beklagen gehabt. Nie hat die Anweſenheit eines hohen Hauptes aufrichtigere Huldigungen eingeerntet. Die hohe Geſellſchaft bewunderte den Adel ſeines Anſtandes, die vornehmen Damen Wiens und der franzöſiſche Geſandte, Baron von Breteuil, fanden an ihm vollendete Manieren, ein vornehmes Weſen und den beſten Ton, kurz Alles, was einen Papſt von Qualität, einen Papſt von guter Ge-

ſellſchaft macht. Der Bürgerſtand, das Volk war bei ſeinem Anblicke entzückt vor Freude; ihre Bewunderung war weder eine ariſtokratiſche, wie in den Wiener Salons, noch eine künſtleriſche, wie auf dem Campo-Vaccino zu Rom. Die guten Wiener gaben ſich wenig Mühe, zu unterſuchen, ob der Papſt maleriſch oder weltlich wäre, ſondern erfüllt von kindlichem Glauben und in fromme Extaſe aufgelöſ't, wußten ſie nicht, wie ſie ſich an dieſem heiligen Anblicke ſättigen ſollten; ſie drängten ſich in den Kirchen, in den Straßen, auf den Plätzen, wo Pius VI. vorbeikommen mußte. Umſonſt trat die Polizei ins Mittel; die durch den Andrang einer zahlloſen Menge auf einem einzigen Punkte veranlaßten Unglücksfälle erneuerten ſich tagtäglich, ohne den Eifer zu kühlen; zwanzig bis dreißig Tauſend Menſchen folgten der Karoſſe des Papſtes, oder drängten ſich vor die Fenſter ſeines Palaſtes und verlangten ſeinen Segen. Die Donau war bedeckt mit Fahrzeugen, die mit frommen Seelen überladen waren. Zuletzt wurde der Zudrang aus den entlegenſten Provinzen ſo groß in der Hauptſtadt, daß man eine momentane Hungersnoth befürchtete *).

Eine ſolche Freude, ein ſolcher Enthuſiasmus mißfielen Joſeph II.; er wurde darüber verdrießlich, vielleicht gar beſorgt **). Er fühlte, daß er es nicht mit einer philoſophiſchen Bevölkerung zu thun hatte, und ſo ſehr er auch ſeine Pläne verfolgte, ſo glaubte er doch überzeugende Beweiſe ſeiner Katholizität geben zu müſſen. Ein hartnäckiges Augenübel quälte ihn ſeit langer Zeit. Leiſe Gerüchte maßen es ſeiner Ungläubigkeit bei, und einige Stimmen verſicherten ſogar, wenn er ſich nicht mit dem heiligen Vater ausſöhnte, ſo würde Gott ihn mit Blindheit ſchlagen. Erſchreckt durch dieſe Gerüchte ſchickte er als ein Ex voto goldene Augen nach dem Kloſter Maria Zell und trug den Nonnen auf, für ſein Geſicht zu beten. Das iſt noch nicht alles; er glaubte, feierlich aus der Hand des Papſtes das Abendmahl empfangen zu müſſen und bediente ihn bei der Kommunion. Er that noch mehr; Pius VI. hatte bei einer Allokution im Konſiſtorio vergeſſen, die Frömmigkeit des Kaiſers zu rühmen, eine ganz einfache und ganz natürliche Vergeßlichkeit, für welche Joſeph Genugthuung forderte. Er verlangte, daß eine dieſer problematiſchen Frömmigkeit günſtige Phraſe in die gedruckte Rede eingeſchaltet würde.

*) Zeitungsnachrichten aus jener Zeit. — Les martyrs de la foi, par l'abbé Guillon, T. III. — Oraison funèbre de Pie VI., par monsignor Brancadoro, avec des notes de l'abbé Dauribeau, Venedig 1799.

**) Breteuil an Vergennes.

Nun trat in dem gegenſeitigen Benehmen zwiſchen Joſeph und Pius VI. ein Gemiſch guten und unaufrichtigen Benehmens ein, eine Stellung, die nicht allein eine bizarre, ſondern auch eine falſche und ſchwer zu behauptende war. Der Kaiſer behandelte den Papſt mit dem äußeren Anſchein der Verehrung und Anerkennung; der heilige Vater legte eine wahrhaft väterliche Freundſchaft für Se. kaiſerliche Majeſtät an den Tag, und dennoch entſchlüpften mitten unter dieſen rührenden Demonſtrationen Pius VI. die bitterſten Klagen; er geſtand, daß er den Kelch bis auf die Hefe geleert habe, Klagen, welche die Unſchicklichkeiten Joſephs II. genugſam rechtfertigten. Selbſt in einem Momente, wo er mit unnützem Eifer bei einer Kirchenfeierlichkeit das Geſchäft eines Aſſiſtenten des Papſtes übernommen hatte, inmitten der an den heiligen Vater verſchwendeten Huldigungen, ließ er ihn dieſe Ehrenbezeugungen durch eine ironiſche Behandlung entgelten. Wenn der Papſt die Straßen Wiens durchlief, konnte er die ſeiner Autorität zuwiderlaufenden Edikte überall angeſchlagen leſen; einigen Mönchen war das ausdrückliche Verbot geſtellt worden, Sr. Heiligkeit zu nahen und geiſtliche Begnadungen zu erbitten. Der Schrift des Febronius, der Broſchüre Quid est papa? wurden öffentliche Ermunterungen zu Theil. Ein Zug wird hinreichen, die Politik Joſephs in dieſer Beziehung zu charakteriſiren. Der Biſchof von Görz in Steyermark, ein exemplariſcher, aber beſchränkter Mann, war durch eine lebhafte Oppoſition gegen die Verordnungen des Kaiſers aus ſeiner Dunkelheit getreten. Joſeph, darüber aufgebracht, wählt gerade den Tag, an welchem Pius VI. durch Görz kam, um den Nonnen in dieſer Stadt anzukündigen, daß ſie ihres Gelübdes entbunden ſeien, und um den Prälaten zu Hofe zu fordern. In der nämlichen Abſicht hatte er die Zurechtweiſung des Biſchofs bis zur Ankunft des Papſtes in Wien verſchoben. Jetzt berief er ihn vor ſich und behandelte ihn auf eine demüthigende und harte Weiſe; der eingeſchüchterte Biſchof gab nach, und der Kaiſer ſchickte ihn alsbald wieder zurück, ohne ihm zu erlauben, dem Papſte die Füße zu küſſen.

Wir haben es bereits geſagt, daß die Reformen Joſephs nur Lobenswerthes an ſich hatten. Seine Abſichten entbehrten der Gerechtigkeit nicht, allein er verſtand es nicht, auf offenem geradem Wege auf das Ziel loszugehen; krumme Pfade führten ihn bisweilen richtig, häufiger aber führten ſie vom Ziele ab. Bei der ganzen Reiſe des Papſtes war ſein Benehmen kleinlich, ränkevoll, ja ſelbſt grauſam. Er hätte dem Papſte gar nicht erlauben ſollen, nach Wien zu kommen; da es aber einmal zugeſtanden war, ſo durfte dieſe Erlaubniß nicht durch elende

Chikanen und unwürdige Beunruhigungen vergällt werden. Allerdings durfte der Schritt des Papſtes an ſeinem Willen nichts ändern; in der Hauptſache nachgeben würde Schwäche geweſen ſein; nur hätte die Unnachgiebigkeit in der Hauptſache durch mehr Milde in den Formen vergütet werden können. Bei erhabenen Charakteren iſt die Gnade nur eine Ruhe der Gewalt; allein der Reihe nach von lächerlichen und kleinmüthigen Mummereien zu einem brutalen Benehmen gegen einen Greis, gegen einen Papſt, gegen den rechtſchaffenen Braschi, der die pontiniſchen Sümpfe trocken gelegt hatte, übergehen, — nichts war eines Kaiſers unwürdiger, und man muß bedauern, daß Joſephs II. Kopf nicht groß genug war, um zu begreifen, daß, abgeſehen von allem andern, ſchon die bloße Anweſenheit eines Papſtes in Germaniens Hauptſtadt die alten Beſchimpfungen der Kaiſer des Mittelalters reichlich mit Zinſen vergütete. So urtheilte Friedrich, aber Friedrich war auch ein großer Mann.

Die huldigende Anerkennung eines ſolchen Fürſten konnte Pius VI. tröſten. Friedrich mußte bei dieſer Gelegenheit zwiſchen dem Kaiſer und dem Könige einen auffallenden Kontraſt bilden. Der preußiſche Miniſter, Baron von Riedeſel, bekam den Befehl, den Papſt mit möglichſter Zuvorkommenheit zu behandeln, und dieſe äußerlichen Achtungsbeweiſe dienten einer geheimen Unterhandlung zum Schleier, welche auch mit dem vollſtändigſten Erfolge gekrönt wurde. Friedrich der Zweite, worüber man vielleicht ſtaunen wird, wünſchte lebhaft die Anerkennung ſeines Königstitels von dem Papſte; zu Wien erlangte er dieſelbe.

Die Politik flößte dem Fürſten von Kaunitz andere Gedanken ein. Dieſer Miniſter, dieſer vornehme Herr, dieſer eminente Mann hätte, wie man meinen ſollte, ein Muſter des vornehmſten Anſtandes darſtellen müſſen; allein der Rauſch der Macht kommt oft einem völligen Mangel an Bildung gleich. Es möchte ſchwer ſein, zu entſcheiden, wer der gröbſte iſt, ein ungehobelter Bauer, oder ein verwöhnter Günſtling. Der eine weiß nicht, was die Menſchen einander ſchuldig ſind, der andere hat es vergeſſen.

Nachdem er den Beſuch des Hof- und Staatskanzlers vergeblich erwartet hatte, war Pius VI., von deſſen Einfluß geblendet, ſchwach genug, zuerſt zum Miniſter zu gehen. Am feſtgeſetzten Tage kommt der Papſt an, und als er aus dem Wagen ſtieg, fand er die Familie des Fürſten in die koſtbarſten Kleider gehüllt und in einer Haltung frommer Ehrfurcht; allein vergeblich ſuchte ſein Auge den Wirth. In die Gemächer eingeführt, durchſchreitet er mehrere, ohne ihn zu treffen. End-

lich erſcheint Kaunitz im Hintergrunde einer Gemäldegalerie in ſeinem Morgenneglig̈ee und kommt dem Papſte mit einer lachenden Miene entgegen. Statt ihm die Hand zu küſſen, die der heilige Vater ihm hinreicht, ergreift er ſie und drückt ſie vertraulich. Der Papſt läßt ſeinen Verdruß nicht merken; er bewundert die Galerie des Fürſten, welcher die Rolle eines gewiſſenhaften Cicerone übernimmt und den Papſt, indem er ihn bald vorwärts, bald rückwärts führt, hin und her zerrt, unter dem Vorwande, daß er ihm die Gemälde im rechten Lichte zeigen wolle. Pius VI. beeilte ſich, dieſen Auftritt zu beendigen, welchen Kaunitz wieder gut machen zu wollen weit entfernt war; ſeine kränkende und höhniſche Kälte ſtieß ſtets die übertriebene Zuvorkommenheit des Papſtes zurück.

Selbſt die allerchriſtlichſte Geduld würde nicht leicht eine ſolche Hintanſetzung des einfachſten Anſtandes aushalten können. Bei der Unmöglichkeit, Gerechtigkeit zu erlangen, hätte Pius VI. den Hof eines Fürſten verlaſſen müſſen, der eine ſolche Beſchimpfung geſtattete, vielleicht gar befohlen hatte. Allein er war eingeſchüchtert, er wollte ſeine Abſicht durchſetzen und, was auffallend iſt, er fühlte eine ziemlich lebendige Hinneigung zu Joſeph. Dieſe Sympathie ſchien eine gegenſeitige zu ſein; bei Pius VI. war ſie natürlich, bei dem Kaiſer mußte ſie weniger aufrichtig ſein. Wie dem aber auch ſein mag, es war Joſeph gelungen, den Papſt von ſeiner Gläubigkeit zu überzeugen; Pius hielt ihn aus Herzensgrunde für einen guten Katholiken und klagte ihn keines abſichtlichen Irrthums an. Der Kaiſer bewilligte ihm nichts, vermied es aber auch, ihm alle Hoffnung zu benehmen; er ließ ihn in der Zukunft die Möglichkeit einer Zurücknahme der bereits getroffenen Beſtimmungen halb und halb erblicken, und außerdem feſſelte er ihn noch durch eine höchſt gewandte Konverſation und eine verſchwenderiſche Vertraulichkeit an ſich. Joſeph ergoß vor ſeinem Gaſte die Galle, welche ſeine eiferſüchtige Seele verzehrte; er entwarf ihm ein ſatyriſches Bild von allen regierenden Fürſten und allen Höfen. Er erzählte ihm pikante Anekdoten und ſchonte weder ſeines Schwagers, Ludwigs XVI., noch der mit ihm verbündeten Könige. Pius VI. glaubte das Vertrauen des Kaiſers zu beſitzen; er wußte nicht, daß dieſes Bedürfniß der Mittheilung und Ergießung eine chroniſch gewordene Krankheit war. Bei dieſen, einem oberflächlichen Geplauder geweihten, Unterhandlungen gelang es Pius VI. nicht, etwas Gediegenes zu entlocken. Getäuſcht durch die einſtudierte Simplizität des Kaiſers, machte er ihm ſelbſt Konzeſſionen, die er als Erfolge annahm oder anzunehmen ſich ſtellte. Die Frage wegen der

Pfründen in der Lombardei unerörtert laſſend, oder vielmehr alle Hoffnung, darüber zu verfügen, aufgebend, überließ Pius VI. den Biſchöfen, mit Ausnahme des Falles einer ſchweren Sträflichkeit, das Recht, Dispenſe zu ertheilen, unter dem leeren Vorbehalte, die Biſchöfe als legati a latere zu betrachten. Auch hatte der Papſt noch den Troſt, der Toleranz Grenzen geſetzt zu haben, das heißt, er hatte es von dem Kaiſer erlangt, daß ein öſterreichiſcher Unterthan, nachdem er erklärt hätte, in welcher Religion er leben wollte, als ein Abtrünniger behandelt werden ſollte, wenn er die Religion wechſelte; ein ſonderbarer Sieg, den Joſeph ihm leicht gönnen konnte, da nichts dem Geiſte der katholiſchen Religion, deſſen Hauptſtärke im Proſelytismus beſteht, weniger angemeſſen iſt. Nur ein einziger weſentlicher Erfolg wurde Pius VI. zu Theil; er bewahrte den Klerus vor der Leiſtung eines politiſchen Eides, wozu Joſeph den Plan gefaßt hatte, der unglücklicher Weiſe ſpäterhin in Frankreich, nicht von einem regierenden Fürſten, ſondern von einer regierenden Verſammlung, realiſirt worden iſt.

Dies war der Ausgang der Unterhandlungen des Papſtes. Die Hoffnung verließ ihn auf allen Seiten. Er dachte nur daran, wieder abzureiſen. Prachtvolle Geſchenke, faſt göttliche Ehrenbezeugungen tröſteten ihn für ſeine Niederlage. Der Kaiſer nebſt den Erzherzögen und dem ganzen Hofe gab ihm das Geleite. Er dankte ihm für ſeinen ruhmvollen Beſuch, verſprach, ihn zu erwiedern, und bat ihn inſtändig, ihn mit dem Schauſpiel einer Kanoniſation zu verſchonen. Weinend trennten ſie ſich in dem Kloſter Maria-Brunn, drei Meilen von Wien. Eine rührende Inſchrift wurde verabredet, um das Andenken an dieſes Ereigniß zu verewigen. Der Kaiſer trug den Mönchen von Maria-Brunn dieſes fromme Geſchäft auf; allein — noch am nämlichen Abende wurde ihr Kloſter aufgehoben.

Nachdem er ſich den ironiſchen Umarmungen des Kaiſers entriſſen hatte, kehrte der Papſt nach Rom zurück. Die Vertheidiger ſeiner Politik behaupteten, daß derſelbe durch ſein Erſcheinen am Fuße des Kaiſerthrons der Kirche einen großen Dienſt erzeigt habe; ſie verſicherten, daß durch die Beredſamkeit des heiligen Vaters das Aergerniß eines Schisma verhütet worden ſei. Nichtsdeſtoweniger wurde dieſe Reiſe nicht von Vielen gebilligt; man fand ſie nutzlos und demüthigend.

Das nämliche Ereigniß wiederholte ſich in den erſten Jahren des jetzigen Jahrhunderts und machte einen verſchiedenen Eindruck. Es erfuhr in unſeren Tagen weder Böswilligkeit, noch Spott. Allerdings iſt der Beifall nicht einſtimmig geweſen. Vorurtheil, Intereſſe, Ueberzeu-

gung haben ſich laut dagegen erhoben, aber ohne Ironie, ohne Hohn, mit Adel und Ernſt. Der Grund dieſes ſtarken Kontraſtes liegt, wie in der Zeit, ſo in den Menſchen und den Verhältniſſen. Es iſt zwiſchen den beiden Kaiſern keine Parallele möglich, und darum wollen wir uns dabei nicht aufhalten; ebenſowenig hatten die beiden Päpſte Aehnlichkeit mit einander. Der, welchen man in Notre Dame geſehen, war demüthig und ſanft. Seine Blicke waren voll von einer himmliſchen Zärtlichkeit, ſeine Stirn ruhig, wie ſeine Seele. Seine außerordentliche Bläſſe, ſein abgemagertes Geſicht, ſein ganzes Weſen, das trotz ſeiner Einfachheit ſo viel Erhabenes hatte, blendeten zwar nicht das Auge, rührten aber das Herz. Der perſonifizirte Unglaube in einem jungen Manne voll Anmaßung inſultirte anfänglich Pius VII., zuletzt warf er ſich vor ihm auf die Kniee. Pius VI., in welchem vor Allem der Fürſt hervortrat, liebte glänzende Handlungen, ein majeſtätiſches faſt theatraliſches Auftreten. Pius VI. begab ſich auf den Weg nach Oeſterreichs Hauptſtadt, verfolgt von den Sarkasmen der Höfe *) und der philoſophiſchen Salons; Pius VII. näherte ſich Frankreich, gehoben durch die ganze Macht einer religiöſen Reaktion. Pius VI. zog gegen Voltaire, Pius VII. mit Chateaubriand.

---

*) Zeuge davon ſind die vom Grafen von Provence aufgegebenen und vom Marquis de Montesquiou ausgefüllten Endreime (*Grimm*, Correspondance, T. XI, p. 61. éd. Furne):

C'est en vain que de Rome aux rives du *Danube*
Notre antique mufti vient aux petit *galop*.
Aujourd'hui pierre ponce, autrefois pierre *cube*,
Il distillait l'absinthe, à présent le *sirop*.
De son vieux baromètre en observant le *tube*
Il doit voir qu'on perd tout lorsqu'on exige *trop*.

Deutſch etwa:

Vergebens kommt von Rom daher zum Donauſtrand
Der alte Mufti jetzt wie im Galop gerannt.
Er, Eckſtein einſt, doch jetzt ein leichter Bimsſtein nur;
Einſt Wermuthfabrikant, macht jetzt er Syrup pur.
Indem ſein altes Wetterglas er obſervirt,
Sieht er, daß, wer zuviel verlangt, Alles verliert.

Siebentes Kapitel.

Die Jeſuiten weigern ſich, die Aufhebungsbulle anzuerkennen. — Ihr Rückzug nach Preußen. — Friedrich der Große gewährt den Jeſuiten Schutz und zerfällt mit den Philoſophen. — Urſachen dieſes Zerwürfniſſes. — Die Jeſuiten in Rußland. — Ihre Oppoſition gegen den heiligen Stuhl. — Zweideutiges Benehmen Pius VI. — Wiederherſtellungsbulle. —

Nach den Geſetzen der römiſchen Kirche war die Geſellſchaft Jeſu rechtsgültig aufgehoben. Das vom apoſtoliſchen Throne erlaſſene, ex cathedra fulminirte Dekret war beſtimmt und unwiderruflich; es wäre ein Verbrechen geweſen, hätte man dagegen zu appelliren gewagt. Vergeblich ſetzten einzelne Kirchen und Korporationen ſolchen Staatsſtreichen des heiligen Stuhles eine letzte Berufung auf die Konzilien entgegen; eine ſolche bisweilen beſtrafte, zu Rom ſtets getadelte und beſonders von den Jeſuiten tapfer zurückgewieſene Doktrin hätte in keinem Falle ihren Beifall finden ſollen; der Widerſpruch war zu handgreiflich geweſen. Die Vergangenheit war kein Zügel für ſie; ſie verläugneten dieſelbe, um die Zukunft zu retten. Sie ergriffen die einzige Rettungsplanke, die aus ihrem Schiffbruche noch oben ſchwamm, und mehrere von ihnen beriefen ſich mit lauter Stimme, die Gültigkeit der Bulle Clemens XIV. leugnend, auf ein zu berufendes Konzil.

Einige, theils ſchwache, theils müde gewordene Jeſuiten kamen überein, den Namen und die Kleidung des Ordens aufzugeben und ſich unter der improviſirten Benennung Väter des Kreuzes, des Glaubens u. ſ. w. zu verſtecken; aber dieſer ſpäterhin ermuthigte Kunſtgriff verwundete damals den Stolz der energiſchen Männer des Ordens. Sie verſchmähten eine ſo kleinmüthige Ausflucht, und da ſie der geheimen Abſichten des Nachfolgers Clemens XIV. gewiß waren, ſo entſchloſſen ſie ſich, die Fahnen des Ignatius im Angeſichte der Mächte, welche ſie ſo laut verboten hatten, kühn weiter zu tragen. Von den katholiſchen Mächten verfolgt, blickten ſie um ſich her und gewahrten alsbald, daß die nichtkatholiſchen Monarchen ihre Beſchützer werden ſollten. In dieſem Zeitalter der Sophismen fühlten ſie ſich durch die Macht des Gegenſatzes gerettet.

Es war nicht genug, eine Macht gefunden zu haben, die ſich um alle religiöſe Sekten nicht kümmerte, ſie mußte auch den Einfluß irgend einer dieſer Sekten nicht dulden. Sie mußte ein Abſchwören aller der Bande fordern, welche an eine ausländiſche Autorität feſſeln; es war nöthig, daß dieſe Macht den Willen hatte, den widerſpenſtigen Orden

einem Joche zu entziehen, das er immer mit Stolz getragen, jetzt aber mit Kraft zerbrochen hatte. Die Jeſuiten bedurften jetzt des Schutzes gegen den römiſchen Hof. Durch eine ſonderbare Verwirrung der Dinge und der Begriffe beruhte ihre ganze Hoffnung für die Zukunft auf einem Fürſten, der in theologiſchen Dingen indifferent, aber in Allem, was die Handhabung ſeiner Gewalt betraf, kitzelig ſein mußte.

Der große Friedrich war dieſer Fürſt. Selbſt ſchon vor der Publikation der Bulle Clemens XIV. hatten ſich die Jeſuiten an ihn gewandt. Der Pater Ricci unterhielt eine geregelte Korrespondenz mit dem Berliner Hofe, und vergeblich hatte Ganganelli verſucht, derſelben ein Ziel zu ſetzen. Ein Kern der Geſellſchaft war ſchon in Schleſien vorhanden. Die in Preußen beſtehenden Jeſuiten hatten ſich an die Aufhebungsbulle gar nicht gekehrt. Um den Folgen derſelben zu entgehen, hatten ſie ſich eine eigene Theorie gebildet. Will man ihnen glauben, ſo rechtfertigten zahlreiche Beiſpiele ihren Ungehorſam. Ohne bis zum H. Paulus zurückzugehen, der ſich dem Apoſtelfürſten widerſetzt hatte: hatte nicht Johann Peccador, vom Orden der barmherzigen Brüder, ſich geweigert, dem Breve Clemens VIII. zu gehorſamen, welcher ſeinen Orden aufgehoben hatte? Und doch war Johann Peccador von Clemens XIV. ſelbſt kanoniſirt worden. Zudem iſt eine Bulle in einem Staate nicht rechtskräftig, ſo lange der regierende Fürſt ihren Inhalt nicht genehmigt und die Ausführung derſelben nicht bewilligt hat, beſonders wenn das päpſtliche Schreiben kein Gebot, ſondern, wie das Clemens XIV., blos eine Ermahnung enthält *); ein Grundſatz, den man anerkennen muß in Bezug auf das Verhältniß der Fürſten zum Papſte, nicht aber in Rückſicht auf das Verhältniß eines Ordens zum heiligen Stuhle. Zudem war dieſer Grundſatz den Jeſuiten ſonſt völlig fremd geweſen.

Jetzt machten ſie dieſe neue Theologie geltend. Friedrich hielt ſie für vortrefflich und hinreichend katholiſch. Die Zahl der Jeſuiten wuchs in ſeinen Staaten. Bald wurden, den Bullen und Breven zum Trotz, Ordenshäuſer erbaut und Superiore gewählt. Der Biſchof von Breslau machte den naiven Verſuch, dieſe Rebellion im Namen des heiligen Stuhles zu hindern. Friedrich ſequeſtrirte das Bisthum und erklärte, daß er den Orden in ſeinen königlichen Schutz nehme.

---

*) Bericht über den Tod des Paters Czerniewicz, Generalvikars der Jeſuiten, abgefaßt von den Vätern der Geſellſchaft Jeſu zu Plozko, abgedruckt in der Gazette de Varsovie vom 16. Juli 1785.

Pius VI., im Grunde ſeines Herzens höchlichſt darüber erfreut, jedoch von der ſpaniſchen und franzöſiſchen Diplomatie ſcharf gedrängt, verſuchte einige furchtſame Gegenvorſtellungen. Das hatte Friedrich von ihm erwartet; die wahren Geſinnungen des Papſtes konnten ſeinem Scharfblicke nicht verborgen bleiben. Er fand es pikant, die geheimen Pläne des heiligen Vaters zu fördern und ihm dennoch ſcheinbar öffentlich zu trotzen. Einen Papſt zu zwingen, von einem proteſtantiſchen Könige die Vertreibung der Jeſuiten zu erbitten, und zwar ohne Erfolg zu erbitten, war ſicher etwas Willkommenes für einen philoſophiſchen König. Eine ſo originelle Lage gewährte ſeiner Spottſucht unterhaltende Nahrung. Entſchloſſen, dieſe politiſche Komödie bis zu Ende zu ſpielen, ſchickte er geheime Agenten an Pius VI. Der Papſt, ein aufgeklärter, aber nach Lob haſchender Mann, ließ ſich Geſtändniſſe entſchlüpfen, die ganz und gar undiplomatiſch waren. Er beklagte die Jeſuiten, er weinte über ihr Geſchick; die preußiſchen Agenten weinten mit ihm, und deutſche Geſchicklichkeit trug den Sieg über italieniſche Schlauheit davon. Zum Unglück für Pius VI. war Friedrich weder offenherzig bei ſeinen Unterredungen, noch war er ein verſchwiegener Vertrauter. Mit einer Art boshafter Koketterie begann er, die Herzensergießungen des heiligen Vaters auszubreiten und dadurch die Höfe von Madrid und Neapel zu beunruhigen. Florida Blanca, Premierminiſter Karls III., ſchrieb in harten Ausdrücken nach Rom. Der Papſt beklagte ſich zu Berlin; Friedrich lachte im Stillen über ſeine Verlegenheit, antwortete ihm mit dem Stolze eines unabhängigen Monarchen und beeiferte ſich noch mehr, ſeine Zärtlichkeit für die Jeſuiten öffentlich zu bekunden. Auf dieſe Antwort erfolgte eine neue Exploſion im Madrider Kabinete. Pius VI., grauſam bedrängt, bittet um Gnade. Friedrich gewährt ſie ihm. Er erklärt, daß er, „dem Papſte zu gefallen“, einwillige „in eine Veränderung der Ordenstracht der Jeſuiten“, eine Veränderung, ſetzt er hinzu, welche zur Erhaltung ihres Inſtitutes nothwendig ſei; indeß aber „ſei es ſein königlicher Wille, daß der Orden in allem Uebrigen, in Bezug auf ſeinen Revenüen und die Erziehung, durchaus unangetaſtet bleibe“. Alsbald ſchrieb der Papſt, tief in der Seele erfreut und einer ſo ſchweren Verantwortlichkeit überhoben, dem Könige von Spanien: „Ich habe gethan, was in meiner Macht ſtand; aber der König von Preußen iſt Herr in ſeinem Lande“.

War alſo alles das nur ein Spiel, eine Beluſtigung? Wurde Friedrich deſſelben nicht müde? Warum zeigte er eine ſolche Beharrlichkeit bei

dieſer Rolle? Liegen ſeinem Verfahren in dieſer Angelegenheit nicht wichtigere und ernſtere Motive zu Grunde? Letzteres iſt unzweifelhaft der Fall, und dieſe Motive ſind von einer zweifachen Beſchaffenheit; einige derſelben ſind augenfällige, andere dagegen geheime. Was die augenfälligen Motive anlangt, ſo hielt Friedrich zuviel auf die öffentliche Meinung, als daß er ſich nicht beeilt haben ſollte, dieſelben kund zu geben. Er legte ſie in den Journalen jener Zeit, das heißt in ſeinem Briefwechſel mit den Piloſophen, nieder.

Er ſchrieb an d'Alembert: „Ich habe die Jeſuiten nicht protegirt, ſo lange ſie mächtig waren; in ihrem Unglücke ſehe ich in ihnen nur gelehrte Leute, die man für die Erziehung der Jugend ſchwer möchte erſetzen können. Gerade dieſer wichtige Grund iſt es, der ſie mir unentbehrlich macht, weil ſie unter der geſammten katholiſchen Geiſtlichkeit meines Landes die einzigen ſind, die ſich den Wiſſenſchaften widmen; auch wird nicht Jeder, der es wünſcht, einen Jeſuiten von mir bekommen".

Von dieſer Art waren die oſtenſibelen Beweggründe, aus denen der König von Preußen einer Geſellſchaft von Mönchen ſeinen Schutz gewährte; aber Friedrich ſprach nicht alle ſeine Gedanken aus. Das Intereſſe, welches er an der Erziehung der katholiſchen Jugend Schleſiens nahm; der Wunſch, die Herzen dieſer neu eroberten Provinz ſich zu gewinnen; die Gewandtheit der Jeſuiten, denjenigen Mächten förderlich zu ſein, die ſich für ſie erklärten; endlich das Bedürfniß, ihren Einfluß in Polen zu ſchonen: alle dieſe Motive zuſammen hätten den König von Preußen bewegen können, ſie zu dulden; allein in dieſem Intereſſe einer etwas untergeordneten Politik lag nichts, was die ſtoiſche Seele des Siegers bei Roßbach paſſioniren und ihn zu einer Protektion bewegen konnte, die nicht bloß auffallend, ſondern gerade durch eine geſuchte und launiſche Weiſe höchſt auffallend war.

Die Philoſophen waren erſtaunt, betrübt, aufgebracht; Friedrich bekümmerte ſich nicht über ihren Zorn und blieb taub bei ihren Klagen; ja mit einer Art boshafter Freude täuſchte er bei einer für die Sekte ſo wichtigen Angelegenheit ihre Hoffnungen. Er empfand darüber keine Gewiſſensbiſſe, gab keine Ehrenerklärung. Friedrich verſtand ſich nicht dazu, das anzubeten, was er einmal verbrannt hätte, er widerrief nicht; er blieb ſeinem encyklopädiſtiſchen Katechismus getreu und unterzeichnete mit Pietät zur Statue Voltaires. Inzwiſchen zeigte er ſich inmitten der guten Werke einer erbaulichen Devotion in den Angelegenheiten der innern Verwaltung weniger orthodox und befolgte mit großer Genauigkeit die

Methode, welche die Philoſophen ſelbſt ihn vor nicht langer Zeit gelehrt hatten und die in folgendem burlesken Axiom enthalten iſt: „Man muß den Leuten Naſenſtüber geben, indem man ſie mit Artigkeiten überhäuft *)“.

D'Alembert ließ ſich durch ein ſolches Verfahren nicht hinter das Licht führen. Um Friedrich zu zwingen, ſeine neuen Hülfstruppen zu entlaſſen, berief er ſich auf den Himmel und die Erde, auf die Philoſophie, auf die Treue der Eide und, an ſeiner Sache verzweifelnd, auf Befürchtungen für die Politik. Er wünſchte, „daß der König und ſeine Nachfolger nie Urſache haben möchten, es zu bereuen, daß ſie Intriganten eine Freiſtätte gewährt hätten, und daß dieſe treuer ſein möchten, als ſie es in dem letzten ſchleſiſchen Kriege geweſen **)“. Als dieſes Mittel nicht half, ſuchte er die Eigenliebe des Königs zu reizen. „Er nahm ſich die Freiheit zu bezweifeln, daß ſie ſeiner Majeſtät die Ehre anthun würden, ihn in ihren Orden aufzunehmen, wie ſie es unſerem großen Ludwig gethan, der eine ſolche Ehre recht wohl hätte entbehren können, und dem armen unglücklichen Könige Jakob II., der mehr dazu gemacht war, ein Jeſuitenfrater zu werden, als ein König zu ſein ***)“. Kurz, nachdem er alle perſönlichen Argumente erſchöpft hatte, berührte er allgemeinere Geſichtspunkte. „Nicht Ew. Majeſtät wegen“, ſchrieb er, „fürchte ich die Wiederherſtellung der ſich einſt ſo nennenden Jeſuiten, wie das ſelige Parlement ſie nannte; denn, in der That, was für einen Schaden könnten ſie einem Fürſten thun, den die Oeſterreicher, die Kaiſerlichen, die Franzoſen und die Schweden zuſammen nicht eines einzigen Dorfes berauben konnten? Aber ich fürchte, Sire, daß andere Fürſten, als Sie, welche nicht ſo gut ganz Europa Widerſtand leiſten würden, und welche dieſe Schierlingspflanze aus ihrem Garten vertilgt haben, eines Tages auf den Einfall kommen möchten, Sie um Samen davon zu bitten, um ihn in ihrem Lande wieder auszuſäen. Ich möchte wohl wünſchen, Ew. Majeſtät ließen durch ein Edikt das Verbot ergehen, je aus Ihren Staaten den Jeſuitenſamen auszuführen, der nur bei Ihnen gerathen kann †)“. Friedrich begnügte ſich, ihm hierauf zu antworten, daß er einen zu großen Werth darauf lege, ſeine Jeſuiten zu behalten, als daß er irgend Jemanden, wer es auch

*) Friedrich an Voltaire, 16. März 1770.
**) D'Alembert an Friedrich, 10. Dezember 1773.
***) Derſelbe an Friedrich, Januar 1773.
†) D'Alembert an Friedrich, 24. April 1774.

ſein möchte, auch nur ein Samenkörnchen abgeben ſollte, und „daß ſoviel Galle nie in das Herz eines wahren Weiſen gekommen ſei *)“.

D'Alembert war wüthend; jedoch gab er ſich Mühe, ſeine Sprache zu mäßigen. Durch den König von Preußen in einer ehrbaren Armuth unterſtützt, wagte er es nicht, eine Abneigung an den Tag zu legen, die um ſo tiefer war, als ſie auf Liebe folgte. D'Alembert mäßigte ſich, allein ſeine Galle war erregt und lief wider ſeinen Willen über. Klug und leidenſchaftlich zugleich, ſparte er weder doppelſinnige Worte, noch berechnetes Schweigen. Er ſuchte Voltaire an ſeiner Rache zu betheiligen. „Wiſſen Sie“, ſchrieb er demſelben, „an was ich jetzt arbeite? Das Jeſuitengeſindel aus Schleſien zu vertreiben, deſſen ſich zu entledigen Ihr alter Schüler nur zu große Luſt hat, wegen des Verrathes und der Treuloſigkeit, die er während des letzten Krieges erfahren zu haben mir ſelbſt geſagt hat. Ich ſchreibe keinen Brief nach Berlin, worin ich nicht ſage, daß die franzöſiſchen Philoſophen erſtaunt ſind, daß der König der Philoſophen ſo lange zögert, den Königen von Frankreich und Portugal nachzuahmen. Dieſe Briefe werden dem Könige vorgeleſen, welcher, wie Sie wiſſen, für das, was die wahren Gläubigen von ihm denken, ſehr empfänglich iſt; und dieſe Saat wird mit der Hülfe Gottes, welcher, wie die Schrift ſagt, die Herzen der Könige nach ſeinem Wohlgefallen lenkt, ohne Zweifel gute Frucht tragen **)“. Vergebliche Mühe! Es gelang ihm nicht, ſeinen Freund bloszuſtellen, welcher nur in Phraſen mit einer erkünſtelten Wärme antwortete und nicht handelte. Des Gegengewichtes der Jeſuiten entledigt, waren die Janſeniſten zu mächtig geworden. Voltaires inniger Haß richtete ſich gegen die Janſeniſten. Beim Anblicke des Parlements kochte ſein altes Blut in ſeinen alten Adern. Der beweglichſte der Menſchen erinnerte ſich, daß die Jeſuiten ſeine Lehrer geweſen waren, er fühlte ſogar eine gewiſſe Neigung, ſie zurückzuwünſchen. Zudem erſchien ihr Sturz ihm nicht als ein Ereigniß erſten Ranges; Voltaire hatte zu etwas Bedeutenderem Luſt. Dieſe Rückſicht war nicht die Einzige, die ihn zu großer Vorſicht bewog. Er hatte ſich oft mit dem Könige von Preußen überworfen; dieſes Zerwürfniß blieb jedoch nie lange zwiſchen ihnen beſtehen. Da er ſich einem ſolchen nicht wieder ausſetzen wollte, erwiederte er das Geſchrei d'Alemberts nur mit alltäglichen Troſtgründen. „Friedrich“, ſagte er, „hat ſeine Vorurtheile, die man ihm

*) Friedrich an d'Alembert, 15. Mai 1774.

**) D'Alembert an Voltaire, 15. Dezember 1763.

nachſehen muß; man iſt nicht König für nichts. Könige und Gott muß man nehmen, wie ſie ſind" *). Das iſt noch nicht Alles. Die auffallende Rolle, welche der Salomo des Nordens gewählt hatte, ergötzte die geſetzloſe Einbildungskraft des alten Voltaire. Nichts ſchien ihm ſpaßhafter, als in Friedrich den Jeſuitengeneral zu ſehen; er hoffte, daß dies den Papſt auf den Gedanken bringen würde, ſich zum Mufti zu machen. D'Alembert nahm die Sache nicht von einer ſo ſcherzhaften Seite; er fand nur darin Troſt, daß er dem Könige von Spanien die Schritte der ſchlauen Geſellſchaft bei Sr. preußiſchen Majeſtät verrieth. „Habe ich Ihnen, da die Rede einmal auf dieſe Spitzbuben gekommen iſt, ſchon geſagt, was der König von Preußen mir in einem Briefe vom 8. Dezember meldet? — „„Ich habe einen Geſandten vom General der Ignatianer empfangen, welcher in mich dringt, mich offen für den Beſchützer des Ordens zu erklären. Ich habe ihm geantwortet, Ludwig XV. habe es für gerathen gehalten, das Regiment Fitz=James aufzulöſen, ich hätte nicht geglaubt, für dieſes Corps intercediren zu müſſen; dem Papſte ſtehe es frei, in ſeinem Gebiete jede ihm gut dünkende Reform vorzunehmen, ohne daß die Ketzer ſich hinein zu miſchen hätten"" — „Ich habe den Miniſtern Spaniens und Neapels, welche unſere Zärtlichkeit für die Jeſuiten theilen, dieſe Stelle des Briefes mitgetheilt, und ſie haben dieſen Auszug an ihre betreffenden Höfe geſchickt, wie die Gazette de Hollande meldet. Ich hoffe, daß bei dem Könige von Spanien die Liebe zu dem Orden dadurch wachſen, und daß dieſer Umſtand dazu dienen werde, impellere ruentes (ihren Sturz zu befördern), wie Tacitus ſagt" **).

Der von Friedrich dem Großen den Jeſuiten gewährte Schutz deutet auf eine bedeutungsvolle Umwälzung im achtzehnten Jahrhundert. Es iſt wichtig, dies zu konſtatiren. Von dieſem Augenblicke an entſtand eine Spaltung zwiſchen den Philoſophen und den regierenden Fürſten. Lange Zeit hindurch verheimlicht, lange durch gegenſeitige Schonung bemäntelt, außerdem durch die lange Zwiſchenzeit europäiſcher Kriege verzögert, war dieſe von Anfang an nicht zu vermittelnde Spaltung nur deſto tiefer geworden.

Friedrich der Große mußte die Philoſophen lieben; die Gemeinſchaft der Prinzipien bildete ihren Bund, die Erkenntlichkeit vollendete ihn. Die Philoſophen waren ſeine aufrichtigſten Bundesgenoſſen. Sie betrachteten

---

*) Voltaire an d'Alembert, 11. Juni 1776.

**) D'Alembert an Voltaire, 9. Januar 1773.

ſeinen Ruhm als eine Sache, an der ſie perſönlich betheiligt wären, und prieſen ihn mit Egoismus. Wie oft verſammelten ſich während des Krieges Diderot, d'Alembert, Marmontel, Morellet in trautem Vereine unter den Kaſtanienbäumen der Tuilerien und freuten ſich der Niederlagen Maria Thereſia's! Man kann wohl ſagen, daß wahre Freundſchaft den König von Preußen mit der Elite der neuen Schule verband. Der Zwiſchenfall, welcher dieſen Bund jetzt ſtörte, konnte nur ein ſehr ernſter ſein. Friedrich konnte ſeinen alten Lehrern nicht feind geworden ſein, wenn er ihnen nicht gegründete Vorwürfe zu machen gehabt hätte. Es iſt der Mühe werth, nach dem Grunde dieſer Erſcheinung zu forſchen. Die Philoſophie ſelbſt wird uns das Räthſel löſen.

In dieſer zweiten Epoche war in der Philoſophenſchule eine Umwandelung vorgegangen. Aus ihren alten Axiomen leitete ſie neue Korollarien her. Die Gottheit, die Religion boten ihr kein hinreichendes Feld mehr dar. Müde, den Himmel zu bedrohen, griff ſie die Erde an. Aus einer Religions- und Moralphiloſophie, aus einer ſpekulativen, was ſie bis dahin geweſen war, wurde die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts eine poſitive, praktiſche, anwendbare, mit einem Wort, eine politiſche.

Ihre Hiſtoriker haben ihre verſchiedenen Altersſtufen nicht mit hinreichender Genauigkeit beſtimmt. Wollte man ihnen glauben, dann müßte man annehmen, daß ſie auf einmal ganz gewaffnet geboren worden ſei; aber inzwiſchen hat ſie ſich den allgemeinen Naturgeſetzen nicht entzogen, ſie hatte, wie jedes lebende Weſen, ihre Kindheit, ihr Knaben-, ihr Jünglings- und ihr Mannesalter.

Ohne ihren Urſprung weiter zurückverſetzen zu wollen, kann man ſagen, daß die erſte Altersſtufe der Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts durch Fontenelle repräſentirt wird, deſſen Hände voll Wahrheiten waren, der ſich aber hütete, ſie zu öffnen. Und dennoch öffnete er ſie zuweilen, jedoch immer mit Vorſicht.

Hierauf kam Voltaire. Mit einer bis dahin unerhörten Kühnheit wußte er eine Art von Umſicht zu verbinden. Sein Glaubensbekenntniß findet ſich vollſtändig in folgendem Fragmente eines ſeiner Briefe: „Nein, mein theuerer Marquis (de Vieilleville), nein; die heutigen Sokrates werden den Schierlingsbecher nicht trinken. Der Atheniſche Sokrates war, unter uns geſagt, ein ſehr unkluger Menſch, ein ſtarrköpfiger Rechthaber, der ſich tauſend Feinde gemacht hatte und ſeinen Richtern auf eine unüberlegte Weiſe trotzte".

„Unſere jetzigen Philoſophen ſind gewandter; ſie beſitzen nicht die

thörichte Eitelkeit, ihren Namen auf ihre Schriften zu ſetzen; unſichtbar ſind die Hände, welche dem Fanatismus von einem Ende Europa's zum andern mit den Waffen der Wahrheit den Todesſtoß verſetzen. Damilaville kam zum Sterben; er war der Verfaſſer des Christianisme dévoilé und vieler anderer Schriften. Man hat es nie erfahren; ſeine Freunde haben das Geheimniß, ſo lange er lebte, mit einer der Philoſophie würdigen Treue bewahrt. Auch weiß bis jetzt noch Niemand, wer der Verfaſſer des unter dem Namen Fréret erſchienenen Buches iſt. Man hat ſeit zwei Jahren in Holland mehr als ſechszig Bände gegen den Aberglauben gedruckt. Die Verfaſſer dieſer Schriften ſind völlig unbekannt, obgleich ſie ſich kühn nennen könnten. Der Italiener, welcher die Riforma d'Italia verfaßt hat, hat ſich wohl gehütet, dem Papſte ſein Werk zu überreichen; aber ſein Buch hat eine außerordentliche Wirkung gehabt. Tauſend Federn ſchreiben und hunderttauſend Stimmen erheben ſich gegen die Mißbräuche und zu Gunſten der Toleranz. Seien Sie überzeugt, daß die Umwandelung, welche ſeit etwa zwölf Jahren in den Geiſtern ſtattgefunden hat, nicht wenig dazu mitwirkte, die Jeſuiten aus ſo vielen Staaten zu vertreiben, daß ſie die Fürſten ſehr ermuthigt hat, den römiſchen Götzen zu treffen, der ſie einſt alle zittern machte. Das Volk iſt zwar allerdings dumm, und doch dringt das Licht auch zu ihnen durch. Seien Sie zum Beiſpiel verſichert, daß ſich zu Genf keine zwanzig Perſonen befinden, die Calvin nicht ebenſogut als den Papſt abſchwören, und daß es ſelbſt in den Boutiquen zu Paris Philoſophen giebt.

„Beruhigt werde ich ſterben, wenn ich die wahre Religion, das heißt die Religion des Herzens, auf den Ruinen des Cerimoniendienſtes begründet ſehe. Ich habe nie etwas anderes, als die Anbetung eines Gottes, Wohlthätigkeit und Nachſicht gepredigt. Bei dieſer Ueberzeugung trotze ich dem Teufel, der nicht exiſtirt, und den wahren Teufeln, den Fanatikern, deren Zahl nur allzugroß iſt". — Dieſer Brief iſt zu Ende des Jahres 1768 geſchrieben, und doch findet man kein Wort von Politik darin; es handelt ſich nur um die Religion, die Toleranz und um die ſpekulative Philoſophie.

Dieſes Nichtvorhandenſein der Politik iſt der unterſcheidende Zug derjenigen Philoſophie, deren Oberprieſter Voltaire und deren Vorſteher d'Alembert war. Wir, die wir dem neunzehnten Jahrhundert angehören, vermögen das kaum zu begreifen. Die Politik war nichts für die Väter unſerer Väter; für dieſe war ſie Vieles, für uns iſt ſie Alles. In allgemeine Ideen verſenkt, eine unermeßliche aber unklare Zukunft erblickend, dachte das achtzehnte Jahrhundert an die unendliche Perfektibilität des menſchli-

chen Geſchlechts und verſchmähte es, ſich bei der Beſprechung von Regierungsformen aufzuhalten. Eine in unſern Augen ſo ernſte und in Wirklichkeit ſo wichtige Sache erſchien ihnen als eine untergeordnete. Von der meiſt nur eingebildeten Höhe herab, auf die es ſich geſtellt hatte, erblickte es einzig die Menſchlichkeit im Vordergrunde. Damals überließen die wahrhaft großen Geiſter die Politik dem Haufen der Könige, Miniſter, Beamten und Maitreſſen. Voltaire beſchäftigte ſich in England mit den Päpſten, dem Deismus, mit Lord Bolingbroke, mit der Logik Locke's, und drei oder vier Zeilen in der Henriade waren genug, um der repräſentativen Regierung ſeine Schuld abzutragen.

Ein Mann jedoch hatte begriffen, daß die Politik, als eine Tochter der Philoſophie, ſich auf die nämliche Stufe ſtellen konnte. Er ſtellte ſie nicht tiefer, weil ſie anwendbar war. Vermöge eines Aufſchwunges des Genius, den nach ſeinem wahren Werthe zu ſchätzen, heutzutage ſchwer iſt, fühlte er, daß der Uebergang vom Allgemeinen auf die praktiſche Anwendung kein Rückſchritt, ſondern ein Fortſchritt ſei. Das Werk vom Geiſt der Geſetze erſchien um die Mitte jenes Jahrhunderts, aber es erſchien allein und war nicht viel mehr, als ein wunderbarer Zufall. Eine kosmopolitiſche Philoſophie und eine zerſtreute Geſellſchaft täuſchten ſich an der Form des Buches. Sie nahmen die ſcheinbare Frivolität einiger Stylpartien wörtlich. Da man in den Sinn Montesquieu's nicht einzudringen vermochte, beſchuldigte man ihn, ſeinen Gegenſtand oberflächlich behandelt zu haben. Ein ſolcher Vorwurf erſcheint befremdend; er war natürlich. Alles was aus den ſchrankenloſen Träumereien über die menſchliche Beſtimmung heraustrat, erſchien als mittelmäßig und unbedeutend. Helvetius, dem der Präſident ſein Manuſcript zur Beurtheilung vorgelegt hatte, bedauerte ihn, daß er ſich mit ſolchen Kleinigkeiten beluſtige. „Was zum Teufel will er uns mit ſeiner Abhandlung über die Lehne lehren? Iſt das ein Stoff, den ein weiſer und vernünftiger Geiſt ſich wählen ſoll? . . . . Sein hübſches Talent hatte ihn in ſeiner Jugend zu den Lettres persanes begeiſtert . . . . Unſer Freund Montesquieu wird künftig nur noch ein gerichtlicher Beamte, ein Edelmann, ein Schöngeiſt ſein. Das thut mir leid für ihn ſelbſt und für die Menſchheit, der er beſſer hätte dienen können!!!“ (Brief des Helvetius an Saurin.) So blendete alſo Montesquieu's Werk nicht alle Augen durch ſeine ſtrahlende Erſcheinung. Es trat zu frühe hervor, nicht für ſeinen Ruhm, ſondern für ſeine Beurtheiler. Sein Ruf verbreitete ſich nicht von Frankreich aus in Europa, er wurde von Europa aus in Frankreich eingeführt. Die erſte philoſophiſche Schule, die moraliſche

und theologiſche Schule, ging um dieſe koloſſale Statue herum, ohne ſie auf irgend einer Seite zu berühren. Der Geiſt der Geſetze wurde erſt nach der Geſellſchaftsverfaſſung (Contrat social) begriffen. Rouſſeau, der das Poſitive der Politik in die Philoſophie, und das Vage der Philoſophie in die Politik hineintrug, Rouſſeau gehörte noch der erſten Schule an und begründete die zweite. Wir werden hier nicht von ihm ſprechen. Schon ſein bloßer Name bedeutet eine völlige Umgeſtaltung.

Dieſe politiſche Schule, uneigentlich die Schule von Jean-Jacques, und eigentlich die Schule Raynal's und Diderot's, wich ſehr von Montesquieu ab, und doch ging ſie ganz und gar von ihm aus. Dieſe Schule war voll natürlichen und herben Saftes; man findet in ihr den Keim ſowohl der konſtituirenden Nationalverſammlung, als auch des Convents *).

Wir wiederholen es alſo, die Philoſophie war Politik geworden. So lange ſich Voltaire an der Spitze behaupten konnte, trafen die von allen Seiten entſendeten Pfeile nur ein Ziel, das Chriſtenthum. Keine andere Inſtitution wurde angegriffen; alle, im Gegentheil, ſahen ſich ge-

*) Um ſich zu überzeugen, daß ſie noch Neuling in der Politik war, reicht es hin, die Korrespondenz Diderots mit Mademoiſelle Voland zu leſen. „Wir gingen, der Vater Hoop und ich, von halb vier bis ſechs Uhr ganz allein ſpazieren. Dieſer Mann gefällt mir beſſer als je. Wir haben von der Politik geſprochen. Ich habe hunderterlei Fragen über das engliſche Parlament an ihn gethan. Es iſt dies ein aus ungefähr fünfhundert Männern beſtehender Körper, der ſeine Sitzungen in einem ungeheueren Gebäude hält. Vor ſechs bis ſieben Jahren ſtand Jedermann der Zutritt dazu offen und die wichtigſten Angelegenheiten des Staates wurden unter den Augen der Nation ſelbſt, welche auf großen, über den Häuptern der Repräſentanten errichteten Tribünen verſammelt war, verhandelt. Glauben Sie, meine Freundinn, daß ein Mann in Gegenwart eines ganzen Volkes es wagte, einen ſchädlichen Vorſchlag zu machen, oder ſich einem vortheilhaften Vorſchlage zu widerſetzen und ſich öffentlich entweder für ſchlecht oder dumm zu erklären? Sie werden mich ohne Zweifel fragen, warum die Berathungen heutzutage bei verſchloſſenen Thüren gehalten werden? — „Dies kommt daher", antwortete mir der Vater Hoop, dem ich dieſelbe Frage vorgelegt hatte, „daß es viele Angelegenheiten giebt, deren Erfolg vom Geheimniß abhängt, und daß es ganz unmöglich iſt, es zu bewahren. Wir haben", ſetzte er hinzu, „Männer, die ſich eine Schrift mit Abbreviaturen angeeignet haben, und deren Feder der größten Zungenfertigkeit noch zuvorkommt. Die in den Kammern gehaltenen Reden erſchienen hier und in auswärtigen Ländern Wort für Wort, ſo wie ſie gehalten worden waren, und das war ein großer Uebelſtand". — Sollte man nicht glauben, Gulliver berichte über Lilliput? Und doch iſt dies im Jahre 1770 geſchrieben!

ſchont und geliebkoſ't. Reichthum, Macht und Geburt glaubten ſich bei den Niederlagen der Religion nicht gefährdet. Die Fürſten und großen Herren, die ſich aus Mode der antichriſtlichen Ligue beigeſellt hatten, erblickten gerade in dieſer ihrer Theilnahme eine Schutzwache. Die hochſtehenden Männer, die fungirenden Miniſter und ſolche, die es zu werden hofften, fürchteten die Rückkehr der Zeiten, wo Kardinäle und Prälaten Gebieter des Reiches waren. Statt alſo die Kühnheit der Philoſophie zu zügeln, war es reichen, vornehmen oder mächtigen Männern ein Ehrenpunkt, ſie zu ermuthigen, zu ſtärken und auszubreiten. Nie hätte ſie ohne ihre Beihülfe zum Ziele gelangen können; dagegen aber konnte die Unterſtützung, welche ihr bei ihrer Geburt zu Theil geworden war, ſie in ihrem Mannesalter nur gefährden. Die Elite reichte da nicht mehr für ſie hin; nur die Maſſen waren ihr nöthig, und da die Zahl die Wahl ausſchließt, mußte ſie den Bund mit der Ariſtokratie aufgeben. Die Trennung zeigte ſich auch wirklich bald. Die Philoſophie brach zuerſt. Dieſe neue, bis dahin vage, ihr ſelbſt unbekannte Richtung der Geiſter machte ſich bald auf gebieteriſche Weiſe fühlbar. Sie fand ſogleich Dolmetſcher, welche es auf ſich nahmen, ſie mit dem Eifer eines Novizen zu verbreiten. Der emphatiſche Diderot, der Declamator Raynal, v. Holbach, Naigeon und andere bemächtigten ſich der Encyklopädie, der Journale, der Broſchüren, kurz alles deſſen, was die Stelle von Journalen vertrat. Sie gaben ihren bis dahin allgemeinen Angriffen den für die höheren Stände beunruhigenden Charakter der Perſönlichkeit. Sie beſchränkten ſich nicht mehr auf die Religion und die Prieſter; von den chriſtlichen Baſiliken wagten ſie ihr Auge zum Oeil-de-boeuf zu erheben. Zum Erſtaunen des Hofes und zur Beluſtigung der Stadt wurde ein Oberkammerherr, eine ſehr vornehme Dame in Flugſchriften perſiflirt, beſchimpft und, was bis dahin unerhört war, mit Namen genannt *).

Die Baſtille öffnete ſich für die Schuldigen. Die vornehme Geſellſchaft griff freilich auch Chriſtus und ſeine Prieſter an, allein ſie dul-

*) Man leſe nur in den Memoiren der damaligen Zeit den Streit Marmontel's mit dem Herzoge von Aumont und die Flugſchrift La Vision Voltaire beklagte ſich darüber: „Man hat die Tochter des Marſchalls von Luxemburg ſehr zur Unzeit in das Gezänke Palliſot's hineingezogen. Litterate können ſich recht gut einander gebratene Aepfel ins Geſicht werfen, aber auf einen Montmorency müſſen ſie keine werfen. Ich miſche mich nicht in dergleichen Zänkereien. Die Frau Marquiſe und der Herr Herzog beehren mich mit ihrem Wohlwollen, der König protegirt mich und ich lebe vergnügt". Voltaire an den Präſidenten de Broſſe, in der correspondance publiée par M. Foisset, Paris, Levavasseur, 1837 p. 126.

dete keine Repreſſalien; ſie vergaß ihre Stellung zur Philoſophie völlig, und ſelbſt der Herzog von Choiſeul mußte dem Kaſtengeiſte nachgeben. Voltaire, dem man Vorſtellungen darüber gemacht, gerieth deßwegen in große Furcht; er machte ſeinerſeits ſeinen Freunden die lebhafteſten Vorwürfe und verkündigte ihnen ein unvermeidliches Unglück, wenn ſie auf dieſem Wege verharrten; aber die plebejiſche Seele eines d'Alembert gab den Warnungen des alten Ariſtokraten wenig Gehör. Das Findelkind von Saint-Etienne-le-Rond ergötzte ſich an dieſen den hohen Ständen zugefügten Beleidigungen. Vergebens bat Voltaire die Höflinge um Gnade für ſeine Freunde; Niemand achtete ſeiner Bitten, Voltaire hatte keine Macht mehr.

Genöthigt, die Hofleute aufzugeben, wollte er wenigſtens die Fürſten retten. So lange nur das Oeil-de-boeuf angegriffen war, hielt Voltaire noch nicht Alles für verloren. Die fremden Höfe liebten Verſailles nicht; ſie fühlten wenig Sympathie für den Verdruß einer Marquiſe oder eines franzöſiſchen Herzogs, ja ſie ſahen ohne Mißvergnügen die Demüthigung einer Geſellſchaft, deren Frivolität ſie laut tadelten, weil ſie ihre Eleganz beneideten. Dieſe Höfe waren alſo nicht ſehr beunruhigt, und außerdem war die Niederlage Voltaire's, obgleich thatſächlich vorhanden, noch nicht offenkundig. Die gekrönten Häupter glaubten ſich ſicher, ſo lange ſie ſeiner gewiß wären; ſie verließen ſich auf den guten Geſchmack, auf das feine Betragen und auf die Gewandtheit ihres alten Korreſpondenten. Die Fürſten glaubten ſich mit Vertrauen ſagen zu dürfen: Der Zögling eines Vendome und eines du Maine, der Tiſchgenoſſe Friedrichs, der Schützling der Maitreſſen wird uns zu ſchonen wiſſen; er wird uns nicht ſchmählich einem Fréron oder dem Eſel von Mirepoix zur Seite ſtellen. Sie urtheilten darin ganz richtig; Voltaire wünſchte lebhaft, die Sache in dieſem Gleiſe zu halten, aber Voltaire vermochte nichts mehr. Seine Schüler waren ſeine Meiſter geworden und beſtanden auf einem andern Wege. Die alte Nachgiebigkeit war verſchwunden; ſie nahmen die Hülfe des alten Patriarchen nicht mehr in Anſpruch, ſie geboten ihm; ſie ſprachen laut, trocken und hart mit ihm; ſie verlangten keine Rathſchläge mehr von ihm, ſondern Unterpfänder. Voltaire verabſcheute ihr Joch, und dennoch trug er es. Beſiegt, entwaffnet ſang er die neuen Hymnen, welche Beſeſſene ihm vorſchrieben. Mit ſchwacher Hand begann er die Glücklichen der Erde zu treffen, die er ſo hoch geprieſen hatte, und überlud ſeine zahlloſen Werke mit traurigen und unſinnigen Varianten, die von ſeinen Gewohnheiten Lügen geſtraft und durch ſeine Erinnerungen widerlegt wurden.

Friedrich bemitleidete eine ſo große Schwäche. Das ſinkende Anſehen Voltaires war nicht von der Art, daß es ihn beunruhigt hätte; aber als König, als unumſchränktes Haupt eines Militairſtaates fühlte er, welche Gefahr von den ungeſtümen Schülern deſſelben drohte. Lange Zeit unempfindlich gegen Perſönlichkeiten, ſah der preußiſche Monarch mit Unruhe die häufigen Kritteleien, deren Gegenſtand ſeine Politik wurde. Er erkannte darin eine Umwandelung des Syſtems und der Prinzipien, eine vollſtändige moraliſche Revolution. Wenn die neuen Philoſophen ſeinen Ruhm auch noch anerkannten, ſo geſchah es doch ohne Götzendienerei, mit Vorbehalt, mit einem Worte, bedingungsweiſe. So zum Beiſpiel endigte Raynal in ſeiner Geſchichte beider Indien eine pathetiſche Apoſtrophe mit folgendem, wenig ſchmeichelhaftem Schluſſe: „O Friedrich, du warſt ein kriegeriſcher König, ſei mehr! Deine Münze überließeſt du Juden und deine Finanzen fremden Spitzbuben!" Diderot, eines gleichen Verfahrens ſich bedienend, machte eine zwiefache und lächerliche Anſpielung auf das Talent des Königs für die Muſik und auf die Dürre des preußiſchen Bodens: „Es iſt ſehr ſchade", ſagte er, „daß die Mündung dieſer Flöte durch die Sandkörner Brandenburgs verdorben wird *)". Friedrich war oft angegriffen worden, aber nur auf der Oberfläche; jetzt ging man tiefer. Es waren nicht die abgedroſchenen Anſchuldigungen der Ruhmſucht, des Despotismus, eine vage Ironie auf ſeine Sitten oder ſeinen Charakter; es war eine ernſte Prüfung ſeiner Adminiſtration, ſeiner Regierungsmittel, ſeiner Finanzquellen, kurz, es war eine Kritik ſtatt einer Satire. Tief verletzt zeigte der König von Preußen öffentlich eine verachtende Gleichgültigkeit. Nur im vertrauteren Umgange gab ſein Verdruß ſich kund. Man hat oft ſeinen Ausſpruch wiederholt: „Wenn ich eine Provinz zu züchtigen hätte, ſo würde ich ſie Philoſophen überliefern". Es war dies der kurze Inhalt ſeiner vertraulichen Unterredungen. Eines Tages zog er in einer Anwandelung von Groll Thiébault beiſeite und ſagte zu ihm mit bitterem Lächeln: „Sie ſind noch nicht in den Fall gekommen, unter uns beiden zu bekennen, wie bewunderungswürdig und erhaben die Philoſophen unſeres Jahrhunderts ſind. Ach, laſſen Sie uns nicht undankbar ſein! Sagen wir, daß es nie Etwas ähnliches gegeben hat, und beſchränken wir uns darauf, zu bedauern, daß ſie uns nicht ein wenig verſtändlicher ſind. Welch ein Unglück, in der That, daß ſie aus der hohen Sphäre, worin ſie ſchweben, ſich nicht bis zu uns herablaſſen können, und daß

*) Encyclopédie, première éd.

wir ſchwache Sterbliche auf dieſe Weiſe ihre Lehren nur wenig benutzen können. Inzwiſchen, wenn ein glücklicher Stern mich einige ihrer bewunderungswürdigen Werke finden läßt, thue ich, was ich kann, um in ihren Sinn einzudringen und Nutzen daraus zu ziehen. Ich habe mir in dieſer Hinſicht nichts vorzuwerfen; ich verwende auf ihr Studium ſoviel Muth und Ausdauer, als ich nur kann ..... Geſtehen Sie alſo zu, daß die Philoſophen unſerer Tage ſehr große Männer ſind. Wenn ſie Ihnen verſchroben, dunkel oder ſchwülſtig vorkommen: glauben Sie mir, das rührt nur davon her, daß Sie zu klein ſind, um an die Höhe ſo ſeltener Geiſter zu reichen *)“.

Dieſer Gährungsſtoff konnte nicht länger zurückgehalten werden. Friedrich wartete nur auf eine Gelegenheit; die perſönliche Beleidigung mußte erſt eine allgemeine werden. Bald nahm ſie wirklich dieſen Charakter an, und der Kampf zwiſchen den Philoſophen und ihrem königlichen Beſchützer war entſchieden; er entſpann ſich zuerſt durch eine Polemik über einen Gemeinplatz des Kriegsweſens. Voltaire ließ ſich von ſeiner natürlichen Beweglichkeit dazu hinreißen. Der Lobredner Fontenoy's, der Sänger Heinrich's IV., ſpöttelte über die Kriegerpalme; der Krieg ſei nichts anderes, als die Kunſt, ſeinen Nächſten zu erwürgen.

Friedrich mußte über eine ſolche Profanation in Harniſch gerathen. Er entſchloß ſich, für eine Wiſſenſchaft Rache zu nehmen, die ſeinen Ruhm begründet, und die er noch dazu beſungen hatte. Voltaire hatte das im Voraus geahnt. Er hoffte ihn durch eine jener geiſtreichen Vertraulichkeiten zu beſtechen, welche die Gunſt ſo wirkſam macht, die aber ohne ſie keinen Erfolg haben können. Er überſandte ihm bezaubernde Verſe, wie er es zwanzig Jahr früher gethan haben würde **); ſie wurden übel aufgenommen.

---

*) Thiébault, Souvenirs, Paris, Bossange, T. III., p. 153.

**) Poësies légères, *la Tactique*.

A Frédéric surtout offrez ce bel ouvrage,
Et soyez convaincu qu'il en sait davantage.
Lucifer l'inspira bien mieux que votre auteur,
Il est maître passé dans cet art plein d'horreur,
Plus adroit meurtrier que Gustave et Eugène.

(Bringt dieſes ſchöne Werk zumal vor Friedrichs Thron,
Der, ſeiet des gewiß, verſteht weit mehr davon.
Denn ihn hat Luzifer gelehrt durch ſeine Geiſter
Und in der Kunſt des Grau'ns gemacht zum größten Meiſter,
Im Morden mehr geübt als Guſtav und Eugen.)

Die Gunſt hatte einer berechneten Strenge Platz gemacht. Soviel Leichtſinn und Anmuth konnte dieſe nicht entwaffnen. Der König ſtellte ſich aufgebracht über eine Kühnheit, die er einſt belohnt haben würde. Er machte der Philoſophie den Vorwurf, daß ſie die edelſten Gefühle in ihrer Quelle zerſtören wolle: die Ehre, den kriegeriſchen Muth und die Vaterlandsliebe. Seit dem Erſcheinen dieſer unglückſeligen Taktik war ſein Briefwechſel voll von Mißvergnügen und Bitterkeit. Statt des Dankes, den Voltaire erwartet hatte, wurden bittere Vorwürfe an ihn gerichtet. „Ihre Taktik hat mir einen tüchtigen Anfall von Gicht bereitet, von dem ich mich noch nicht erholt habe. Das hält mich aber nicht ab, Ihnen zu antworten, weil ich weiß, daß die großen Herren es verlangen, daß ihnen raſch gehorcht werde. Die Regierungen laſſen die Cyniker ſchreien und gehen ihren gewöhnlichen Gang; das Fieber läßt aber darum doch nicht nach. Das Einzige was dabei herauskommt, ſind die gut geprägten Verſe, die zum Erſtaunen Europa's den Beweis liefern, daß Ihr Talent nicht altert. Es hilft ebenſoviel, wenn man gegen den Schnee und den Hagel, als wenn man gegen den Krieg deklamirt; es ſind dies nothwendige Uebel, und es iſt eines Philoſophen nicht würdig, ſich mit unnützen Dingen zu beſchäftigen" . . . . .

„Man fordert vom Arzte, daß er das Fieber heile, und nicht daß er eine Satire auf daſſelbe mache. Haben Sie Heilmittel? ſo geben Sie ſie uns; haben Sie keine? ſo ſchenken Sie unſern Leiden Ihr Mitleid. Sprechen wir wie der Engel Ituriel: Wenn in der Welt nicht Alles gut iſt, ſo iſt doch Alles erträglich, und es liegt uns ob, uns mit unſerm Loſe begnügen zu laſſen".

„Inzwiſchen häufen Ihre ruſſiſchen Helden an den Ufern der Donau Sieg auf Sieg, um die Ungelehrigkeit des Sultans zu beugen. Sie leſen Ihre Spottſchriften und gehen, ſich zu ſchlagen. Und Ihre Kaiſerinn, wie Sie ſie nennen, hat eine neue Flotte in das mittelländiſche Meer auslaufen laſſen, und während Sie dieſe Kunſt verſchreien, welche Sie in Ihren Schriften eine hölliſche nennen, muntern mich zwanzig Briefe von Ihnen auf, mich in die Händel des Orients zu miſchen. Vermitteln Sie, wenn Sie es vermögen, dieſe Widerſprüche, und haben Sie die Güte, mir die Erklärung derſelben zukommen zu laſſen" *).

Voltaire nahm ſein Wort halb und halb zurück; dieſe Apologie ſuspendirte die Feindſeligkeiten einen Augenblick, allein ſie begannen aufs

---

*) Friedrich an Voltaire, den 4. Januar, 9. Februar und 30. Juli 1774.

Neue mit größerer Lebhaftigkeit und wurden unverſöhnlich bei dem Erſcheinen des Système de la Nature.

Nie war noch etwas ſo Kühnes, ſo Unzuſammenhängendes, in einzelnen Partieen Stärkeres und im Ganzen Erbärmlicheres erſchienen, ſelbſt nicht im achtzehnten Jahrhunderte. Dieſes Buch, worin Alles beſtritten wird: Gott, Menſchen, Dinge, Inſtitutionen, Sitten, Seele, Vorſehung, Tugend; dieſes Buch, welches ſo viele Revolutionen in ſeinen Seiten brachte, hatte ſeinen Urhebern nicht mehr Mühe gekoſtet, als heutzutage ein in einem Kaffeehauſe von einer Bande unbeſonnener Jünglinge vorgeſchlagenes, entworfenes und luſtig ausgeführtes Baudeville. Eine ganz ähnliche Verfahrungsweiſe hatte zur Geburt des Système de la Nature Veranlaſſung gegeben. Es war eine Art von philoſophiſchem Pikenik, wozu Jeder Argumente eigener Wahl geliefert hatte. Im Mittelpunkte des Luxus und der Vergnügungen, unter dem Patronate des Barons Holbach, der, gleich den Chefs eines Handlungshauſes, den Namen zur Aſſociation hergab, hatten dreißig durch die Converſation und das Wohlleben erhitzte Köpfe ſich vereint, nichts unangetaſtet zu laſſen im Himmel und auf der Erde, und, was das Sträflichſte iſt, im Herzen des Menſchen. Warum wohl dieſer traurige Wetteifer? Waren dieſe Menſchen ſchmutzig oder ſchlecht? Die Gegenparthei hat es behauptet, aber dem iſt nicht ſo. Kein gegründeter Vorwurf laſtet auf ihrem Privatleben. Es darf weder verurtheilt noch gelobt werden. Es war, wie immer und überall, ein Gemiſch guter Eigenſchaften und menſchlicher Schwäche. Außerdem trieb ſie weder ein poſitives Bedürfniß, noch irgend perſönlicher Haß zu dieſem Zerſtörungswerke. Niemand von dieſer Geſellſchaft war finſter oder ſchwarzgallig. Diderot beſaß die Verzuckungen einer Wahrſagerinn, aber auch die Sorgloſigkeit, das Sichgehenlaſſen, die Lenkſamkeit eines Kindes. Der kleine Abbé Galiani, den man für erhaben hielt, war in Alles eingedrungen und hing an Nichts. Die Wohlthätigkeit des Helvetius war in der edelen und tugendhaften Anwendung eines großen Vermögens ſelbſt nicht von Fürſten übertroffen worden. Grimm war nach der in der ganzen Welt verbreiteten Mode eine Amphibie, halb Litterat, halb Diplomat, galant, ſcherzhaft, gefällig, geſchminkt, geiſtreich, unterrichtet in einer etwas beſchränkten intellektuellen Sphäre. Freude blühte ohne Maaß auf dem Geſichte des Barons Holbach; ſeine Zeitgenoſſen charakteriſirten ihn als einen einfach einfachen Mann. Raynal ſammelte die Schlacken der Improviſationen Diderots und condenſirte ſie mit Mühe zu dickleibigen Büchern; er über-

trug den Enthuſiasmus in das Plagiat; aber Raynal, Naigeon und einige Andere bildeten nur das Gefolge der Koryphäen; ſie ſtimmten in den allgemeinen Ton ein, ſtimmten ihn aber nicht an. In munterer Laune, ohne Prätention, ohne Bitterkeit, hatten ſie ſich als gute Kameraden in die Arbeit getheilt. Sie hatten ſie unter einander verloſ't. Jeder hatte bald etwas zu vernichten, der Eine die Seele, der Andere den Leib, wieder Andere die Vaterliebe, die Dankbarkeit, das Gewiſſen; nichts blieb verſchont. Alles wurde unterſucht, zerlegt, beſtritten, verneint und ohne Berufung verdammt. Es war eine Art von altem Teſtament, welches das Neue durch Bilder und Symbole verkündigte, ein intellektueller Wohlfahrtsausſchuß. Man darf den traurigen Einfluß ſolcher Werke nicht verkennen. Nur dieſem Einfluſſe die Irrthümer einer gerechten und nothwendigen Reform beimeſſen, hieße kurzſichtig ſein; allein ſie ganz von den Exceſſen frei ſprechen, welche darauf gefolgt ſind, wäre Unwiſſenheit oder Unredlichkeit.

Friedrich las dieſes mißgeſtaltete, aber prophetiſche Buch, und ein verhängnißvoller Lichtſtrahl durchfuhr ſeinen Geiſt. Er begriff die Zukunft. Er fühlte das alte Königthum in ſeiner Grundlage wanken. Zu ſtolz, um wieder umzukehren, verſuchte er nicht eine retrograde, ſtrafende Politik. Auf ſeine Unterthanen hatte der Verdruß, den er vielleicht empfinden mochte, keinen Einfluß. Preußen blieb in ſeiner gewohnten Ordnung. Friedrich beſchloß, die Philoſophie mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen, nicht mit dem Schwerte oder durch Edikte, ſondern durch Vernunftgründe.

Bei einer ſo leidenſchaftlichen Seele hatte dieſe Mäßigung etwas Großes, denn die neue Philoſophie hatte ihn an der empfindlichſten Stelle getroffen. Die frühere Voltaire'ſche Schule hatte die Sache des alten Königthums und des Klerus ſorgfältig geſchieden; die Holbach'ſche Schule ſah beide als abſolut untrennbar an. Sie verdächtigte ſie gleichmäßig bei den Völkern, und indem ſie ſich zugleich luſtig über ſie machte, gab ſie ihnen den Rath, endlich gemeinſchaftliche Sache zu machen. Dieſer neue Geſichtspunkt machte die Verbindung des Königs mit den Philoſophen zu einer Inkonſequenz, ja beinahe lächerlich. Er machte Voltaire und d'Alembert ernſte Vorwürfe darüber. Verblendet, überwältigt, hatten ſie anfangs dem Systême Beifall gezollt; ſpäter, erſchreckt durch die Wirkung, die es auf Friedrich gehabt hatte, beeilten ſie ſich, es dem Unwillen dieſes Fürſten zu opfern.

D'Alembert trieb die Heuchelei ſo weit, daß er ſogar den Namen eines Philoſophen ablehnte *). Voltaire vermochte es nicht über ſich, dem kühnen Libell die beleidigenden Beinamen zu erſparen, mit denen er ſo verſchwenderiſch war; aber Friedrich ließ ſich durch dieſe Ableugnungen nicht bewegen. Er war zu ſehr eingeweiht, um nicht die Aufrichtigkeit derſelben erwogen zu haben. Er fuhr fort, ſeinen ehemaligen Freunden eine ernſte Stirn zu zeigen. Sein Verkehr mit ihnen wurde ſogar ſo voll von verwundenden Dornen, daß nur die Furcht, ihren erhabenen Adepten, der doch nicht mehr der Ihrige war, öffentlich zu verlieren, ſie bewegen konnte, eine ſo große Verachtung zu ertragen. Man fand in ihrem eigenen Briefwechſel ſichtbare Spuren ihrer Ermüdung; vergebens füllten noch alte Liebeserklärungen die königlichen Briefe; ein tiefer Haß verſteckte ſich unter den Bezeugungen dieſer trüglichen Anhänglichkeit.

„Kein Krieg zwiſchen den Ungläubigen!" rief Voltaire ſeinem Freunde d'Alembert zu. „Nehmen Sie ſich in Acht, daß die Feinde der Philoſophie den Zwieſpalt im Lager Agramant's nicht gewahr werden. Bald wird eine gewiſſe Abhandlung erſcheinen!!!" Dieſe ſo gefürchtete Abhandlung war eine öffentliche Widerlegung des Système de la Nature aus der Feder des Königs von Preußen. Voltaire glaubte den Stoß abzuwehren, indem er ein philoſophiſches Ausſchreiben gegen das nemliche Werk erließ **). Friedrich verwarf dieſes Manöver und war nur noch eifriger beſtrebt, das neue Wort, welches von Voltaire ſo oft angenommen, wiederholt angenommen und dann wieder aufgegeben worden war, nachdrücklich in Mißkredit zu bringen.

Dieſe Schrift des Königs von Preußen läßt keine Abkürzung und keinen Auszug zu; man muß ihr Gewebe ſorgfältig unterſuchen und die einzelnen Fäden verfolgen. Man muß Friedrich ſeine eigene Sprache reden laſſen. Sie iſt rauh, inkorrekt, oft ohne Anmuth, aber nie ohne Kraft. Frei von Affektation, der Eitelkeit fremd, iſt ſie nur das einfache und wahre Werkzeug eines königlichen Verſtandes.

So gab Friedrich der Große gegen das Ende ſeiner ruhmvollen

---

*) D'Alembert an Friedrich, 8. Juni 1770: „Ich verlange dieſen Namen gar nicht; es gibt allzuviele Gecken, die ihn führen".

**) Es herrſchte ein großes Schwanken in Voltaires Meinung von dem Système de la nature. Anfangs fand er in demſelben treffliche Sachen und einen kräftigen Verſtand (Brief an d'Alembert, 16. Juli 1770), aber dieſes günſtige Vorurtheil war nicht von langer Dauer. Voltaire war ein noch größerer Feind des Atheismus, als des Chriſtenthums.

Laufbahn die Encyklopädiſten dem Mißtrauen einer künftigen Generation preis. Dabei aber hütete er ſich gewiſſenhaft, der Vergangenheit zu nahe zu treten. Den Philoſophen feind, der Philoſophie getreu, entſchlug er ſich einer zu ſpäten Reue. Dergleichen Schwächen überließ er denjenigen Männern, deren Herzen zu allen Zeiten zu ſchwach geweſen waren, um die Laſt ihrer Leidenſchaften zu tragen und die Verantwortlichkeit ihrer Ideen zu übernehmen; den Männern, die, da ſie weder ihre Jugend, noch ihr Greiſenalter achten konnten, jene der thörigten Anwendung eines heilſamen Prinzips, das ſie nicht verſtanden, hingaben, dieſes einer unwürdigen Verleugnung oder einer feigen Reue überließen. Ohne ſich mit der Vergangenheit gegen die Zukunft zu bewaffnen, glaubte dieſer große König, dieſer große Mann dem zu weit übergetretenen Strome einen Damm entgegenſetzen zu müſſen, und es geſchah weniger im Intereſſe ſeiner Eroberung Schleſiens, als aus dem Geſichtspunkte einer allgemeinen Politik, daß er die Encyklopädiſten zu neutraliſiren ſuchte, indem er die Ueberreſte der Geſellſchaft Jeſu mit ſeiner mächtigen Hand aufrecht erhielt.

Katharina II. gewährte ihnen gleichfalls ihren Schutz; allein die Hauptbeweggründe, welche bei derſelben Gelegenheit die Handlungen des Königs von Preußen leiteten, waren für die Kaiſerinn von Rußland nur von untergeordneter Bedeutung. Sie ſtand ebenfalls in Briefwechſel mit den Philoſophen, aber im rechten Maaße, ohne Enthuſiasmus und ohne ſich hinreißen zu laſſen. Ihre Kühnheit zulaſſend, ohne ſich daran zu betheiligen, mäßig in Scherzen, zuweilen ernſt, immer ruhig, hatte ſie ſich in dieſen ſchwierigen Handel nie weder zuweit eingelaſſen, noch ſich etwas dabei vergeben. Die Gründe des Schutzes, den ſie den Jeſuiten gewährte, waren daher weſentlich verſchieden von denen, die wir bei Friedrich dem Großen annehmen zu müſſen glaubten, wenigſtens zum Theil. Dieſe Gründe hatten nichts Spekulatives, es waren lediglich und allein praktiſche. Katharina ſuchte in den Jeſuiten nur politiſche Hülfstruppen. In dieſer Abſicht erhielt ſie dieſelben in Weiß-Rußland, einer altpolniſchen Provinz. Ihr Vertrauen wurde nicht getäuſcht. Die Jeſuiten dienten ihr mit Erfolg in ihren Abſichten auf Polen.

Im Jahre 1772, zur Zeit der erſten Theilung, hatten die Jeſuiten zu Polotsk ein von unermeßlichen Ländereien umgebenes Kollegium und beſaßen gegen 10,000 leibeigene Bauern, theils auf dem linken, theils auf dem rechten Ufer der Dwina. Sie übten auf die ganze Gegend einen unermeßlichen Einfluß aus. Da ſie nach der Publikation der Aufhebungsbulle Clemens XIV. einerſeits eine völlige Aufhebung, anderer-

ſeits einen verſprochenen und zugeſicherten Schutz zu erwarten hatten, bedachten ſie ſich nicht lange, gingen vom linken Dwinaufer, das noch polniſch war, auf das bereits ruſſiſche rechte Ufer, leiſteten Katharina den Eid der Treue und behaupteten ſich in ihrem Stande, ihrer Kleidung und ihren Namen, trotz jener Bulle, deren Publikation auf ihre Bitte in allen ruſſiſchen Provinzen unterſagt worden war.

Von dieſem Augenblicke an unterhielten ſie eine Art von katholiſchem Primas oder Patriarchen, den Prälaten Sieſtrencewiecz, einen gebornen Calviniſten, der erſt verheirathet und endlich Prieſter von zweifelhafter Katholizität geworden war. Sie betrieben ſeine Ernennung zum Metropolitanſitze von Mohilow, und um zu zeigen, daß er der Mann ihrer Wahl war, oder doch mindeſtens, daß ſie ſeiner Wahl beiſtimmten, machten ſie, daß ihm einer der Ihrigen, ein Jeſuit, Namens Benilawski, zum Coadjutor gegeben wurde. Unterſtützt durch die ganze Macht der Kaiſerinn und mit einem dringenden Schreiben dieſer Fürſtinn verſehen, reiſ'te der Jeſuit Benilawski nach Rom, ging geradesweges in den Vatikan, ſprach kühn mit Pius VI., forderte das Pallium für den Erzbiſchof von Mohilow, und als er dieſe Gunſt nicht durch Ueberrumpelung gewann, erklärte er, wenn er auch ſein ganzes Leben in der Antichambre des Papſtes zubringen ſollte, ſo würde er doch nicht eher weggehen, als bis er über alle Punkte Genugthuung erlangt hätte *). Er erhielt ſie, und bald reiſ'te ein Nuntius nach St. Petersburg. Von nun an überließ ſich Pius VI., der ſich den Jeſuiten zuneigte, dieſer Neigung, und obgleich er die Aufhebung des Ordens aufrecht erhielt, ſo begünſtigte er doch heimlich des Fortbeſtehen deſſelben in Rußland. Er verurtheilte und ermuthigte ihn zu gleicher Zeit. Im Jahre 1782 wählten die Jeſuiten von Polotsk, die zu einer Kongregation zuſammengetreten waren, einen Vikar, welcher zwei Jahre regierte. Bald wurde man einer ſolchen Schonung müde; der Vikar nahm den Namen eines Ordensgenerals an. Und doch war die Bulle Clemens XIV. noch immer in Kraft. Es war dies eine eigenthümliche Stellung für einen dem heiligen Vater widerſtrebenden geiſtlichen Orden, die jedoch mit den geheimen Wünſchen deſſelben in Einklang ſtand. Der Orden wurde von allen von Rom unabhängigen Mächten gegen alle mit ihm in Verbindung ſtehenden Mächte unterſtützt. Und noch ſonderbarer war der Kampf des Papſtthums gegen ſich ſelbſt!

So erhielt ſich in Weiß-Rußland die Pflanzſchule der Geſellſchaft Jeſu. Ein talentvoller Mann, der letzte jener ſeitdem ausgeſtorbenen

*) Bernis an Vergennes.

großen Jeſuiten, der wahre Nachfolger eines Aquaviva und eines Laynez, der Pater Gruber, zum General ſeines Ordens ernannt, hielt ſich in den Grenzen einer vernünftigen Politik. Später war eifrige und zu weit gehende Proſelitenmacherei Urſache, daß ſie aus einem Reiche verbannt wurden, das ihnen eine ſo dauernde Freiſtätte gewährt hatte; allein ihr Etabliſſement im Norden war ihnen da nicht mehr unentbehrlich. Schon hatte Pius VI. ſie von ihrem Falle wieder aufgerichtet; die Bulle dieſes Papſtes, Sollicitudo omnium ecclesiarum vom 7. Auguſt 1814, welche wir im Anhange mittheilen, hatte Ganganelli, indem ſie ſein Breve aufhob, förmlich zum Lügner gemacht, und die Geſellſchaft Jeſu im ganzen Umfange der alten und neuen Welt wiederhergeſtellt.

Anhang.

I.

Intriguen der engliſchen Regierung mit den Jeſuiten.

Miniſterielles Schreiben des Marquis von Pombal vom 20. Juni 1767 an den Grafen da Cunha, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten *).

Hochgeborener,
Gnädiger Herr.

Der gegen die Jeſuiten gerichtete Schlag, der ſie vom ſpaniſchen Kontinent und aus allen ſeinen Beſitzungen in Amerika und Aſien verbannte, hat nicht nur in den Verhältniſſen zwiſchen dieſem und dem Madrider Hofe die völlige Veränderung bewirkt, von welcher ich Ew. Excellenz in meinem erſten Schreiben, wozu das gegenwärtige einen Anhang bildet, unterrichtet habe, ſondern uns auch unſere Feinde zu Freunden gemacht, während es freilich, allem Anſcheine nach, unſere Freunde und Bundesgenoſſen zu unſern Feinden macht. Mehrere ebenſo gewiſſe als notoriſche Thatſachen haben Sr. Majeſtät den Beweis geliefert, daß die Jeſuiten im förmlichen Einverſtändniſſe mit den Engländern ſtehen, denen ſie, wie man weiß, zu allen Beſitzungen, welche Portugal und Spanien ſüdlich der Linie haben, zu verhelfen und mit allen Kräften zu dieſem Zwecke mitzuwirken, auch alle ihnen zu Gebote ſtehenden Mittel aufzubieten, verſprochen haben, welche Mittel immer darin beſtehen, daß ſie den Fanatismus ausſäen, um die Völker durch das Aeußere ihrer Scheinheiligkeit zu täuſchen und ſie unter dem falſchen Vorwande der Religion und dem Scheine rein geiſtlicher Motive gegen ihre legitimen Fürſten aufzuwiegeln. Was die Engländer im Einverſtändniß mit den Jeſuiten unternehmen könnten, reduzirt ſich auf folgende drei Fälle: *Fürs Erſte* würden die Engländer den Jeſuiten Truppen, Waffen und Munition liefern; ſie würden die Arme, welche die Streiche führen, verſtecken,

---

*) Das portugieſiſche Original iſt in unſern Händen. Der Marquis von Pombal, obgleich er der That nach Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ſo wie der übrigen Branchen war, bediente ſich dieſes Titels nicht und machte von dieſem Umſtand Gebrauch, um nicht in verwickelten Fällen mit dem diplomatiſchen Korps kommuniziren zu müſſen.

indem ſie die Soldaten in Jeſuiterkutten ſtecken, wie man es ſchon verſchiedene Male gemacht hat, und der engliſche Hof würde ſagen, daß alles das nur die Wirkung der ungeheueren Macht der Jeſuiten ſei, obgleich eine ſolche Militairmacht bei dieſen Jeſuiten ebenſo ſchwach als chimäriſch iſt, wie uns die Erfahrung im letzten Kriege bewies, den ſie uns in Paraguay zu führen gezwungen haben, wo ein Vorpoſten, der aus kaum sechszig Portugieſen beſtand, ein für dieſe Mönche bewaffnetes Korps von tauſend Indianern geſchlagen und in die Flucht getrieben hat. Dies iſt ſo notoriſch geweſen, daß der Madrider Hof in einer förmlichen vom Monate September 1754 datirten Depeſche unſerem Hofe für dieſe That unſerer Truppen gedankt hat, und zwar auf den Grund eines Berichtes, den der Marquis de Val de Lirios, der damalige Bevollmächtigte Sr. katholiſchen Majeſtät bei den Konferenzen, welche in dieſen ſüdlichen Gegenden über die Grenzen der reſpektiven Beſitzungen gehalten wurden, darüber abgeſtattet hatte.

Im zweiten vorauszuſetzenden Falle können die Engländer, getrieben durch ihre unerſättliche Begierde, durch die hohe Meinung, welche ſie von der Gewalt und den Hülfsquellen der Jeſuiten haben, und durch die Mißachtung, welche ſie bekanntlich gegen unſere Streitkräfte in jenen Gegenden hegen, den Entſchluß faſſen, ſich dort feſtzuſetzen und zu dieſem Zwecke Expeditionen dahin zu ſchicken, als Urſache ihres Bruches mit dem ſpaniſchen Hofe den Vorwand anführend, daß er ihnen den Rückkaufspreis der Inſel Manilla nicht hätte bezahlen wollen, und etwa mit folgenden ſimulirten Vorwänden gegen uns ſich entſchuldigend: daß dieſe angeblichen Eroberungen ſpaniſcher Territorien uns ja nicht ſchaden könnten, da die Jeſuiten doch einmal aus ganz Braſilien und allen Beſitzungen Sr. Majeſtät in dieſen Gegenden vertrieben ſeien; daß ſie, die Engländer, das nördliche Ufer des la Plata nicht angreifen wollten, welches vermöge aller Traktate als Portugal angehörig zu betrachten ſei, und daß ſie nur die ſpaniſchen Beſitzungen auf dem ſüdlichen Ufer dieſes Fluſſes und die daran gränzenden Länder angreifen wollten.

Endlich könnten die Engländer auch die Beſitzungen Sr. Majeſtät mit offener Gewalt angreifen, indem ſie uns den Krieg erklärten und dazu als Vorwand eine Maſſe von Lügen und Verleumdungen benutzten, welche die beſagten Jeſuiten in dieſer letzten Zeit in den öffentlichen Blättern ausgeſprengt haben, die täglich in der Stadt London zirkuliren.

Welcher von dieſen drei Fällen ſich auch immerhin realiſiren mag, ſelbſt auch in dem Falle, daß etwas anderes geſchähe, als was wir vorausgeſetzt haben, ſo iſt doch ſoviel gewiß, daß die Engländer uns in je-

nen Gegenden nicht wünſchenswerth ſind; denn, wenn ſie ſich auf dem linken Ufer des la Plata und in der Umgegend feſtſetzen, ſo wäre das ebenſoviel, als wenn ſie ſich zu Herren von ganz Paraguay, von ganz Tucuman, von ganz Chili, von ganz Peru, kurz vom ganzen ſpaniſchen Amerika machten, und für Sr. Majeſtät wäre das, vermöge einer nothwendigen Konſequenz, ebendaſſelbe, als wenn ſie den ganzen braſilianiſchen Staat verlöre.

Hieraus ergeben ſich drei ſo gewiſſe Fälle, daß man gar nicht darüber zweifelhaft ſein kann: Erſtens, daß, wenn die Engländer den la Plata=Strom angreifen, mögen ſie ihren Angriff auf das nördliche oder das ſüdliche Ufer richten, nicht bloß Spanien, ſondern auch Portugal angreifen, wie ich dies bereits im Jahre 1740 dem Londoner Hofe erklärt habe, wo ich, auf die Nachricht, daß die große von Lord Carthcart befehligte Expedition ſich gegen Buenos=Ayres richte, ſo laute Klagen erhob, daß ſie gegen Karthagena gewendet wurde, deſſen Belagerung den Verluſt aller dieſer Streitkräfte verurſachte, welche man bei ihrer Abreiſe von London allgemein für ſtark genug hielt, Amerika zu erobern, nachdem ſie ſich ohne Mühe dieſes Platzes bemächtigt hätten; zweitens, wenn ein Angriff der Engländer auf jene Gegenden ſchon genüge, ſie als treuloſe und offene Feinde zu betrachten, daß wir ſie mit noch größerem Rechte als ſolche betrachten und behandeln müſſen, wenn ſie, unter welchem Vorwande es auch ſei, ſelbſt unter dem Vorwande der Freundſchaft und einer Allianz, irgend einen Punkt in den Beſitzungen Sr. Majeſtät beſetzen wollen; drittens, daß wir von dieſem Augenblicke an für einen dieſer Fälle, und beſonders für den möglichen Fall eines Bruches zwiſchen den Engländern und uns, ebenſo gerüſtet ſein müſſen, als wenn wir jetzt mit ihnen im Kriege begriffen wären; denn dies wird das geeignetſte und ſelbſt das ſicherſte Mittel ſein, eine Kriegserklärung gegen uns zu vermeiden.

Demzufolge hat Sr. Majeſtät ſo zu handeln beſchloſſen und die geeigneten und wirkſamen Vorkehrungsmaßregeln angeordnet, welche ich Ew. Excellenz in einer dritten Depeſche mittheilen werde, welche größerer Deutlichkeit wegen der gegenwärtigen folgen wird. Gott nehme Ew. Excellenz in ſeine Obhut.

Im Palaſt unſerer lieben Frauen von Ajuda, d. 20. Juni 1767.

unterzeichnet:

Der Graf v. Oeyras.

Für gleichlautende Abſchrift

Joſeph Paul Figueiroa Nabino.

II.

Briefe Ludwigs XV. an den Herzog v. Choiſeul.

Erſter Brief, enthaltend die Bemerkungen des Königs über die Einleitung des Ediktes der Jeſuitenvertreibung.

Warum im Anfang von Prozeſſen ſprechen? Gab es eine Befugniß des Parlaments, oder hatten ſie aus freien Stücken die große Parlamentskammer dem großen Rathe vorgezogen?

Im Ganzen finde ich die Einleitung viel zu lang und zu umſtändlich hinſichtlich alles deſſen, was das Parlament gethan hat, und ich würde einfach ſagen, daß, da der Orden eine große Gährung in meinem Reiche veranlaßt habe, ich befehle, daß Jeder mein Reich verlaſſe, und daß ich ihnen lebenslängliche Subſiſtenz bewillige, in welchen Staat ſie ſich auch zurückziehen mögen.

Artikel I.

Ich würde es vermeiden, unter irgend einer Form anzufangen.

Artikel II.

Wenn ein Geſandter einen Jeſuiten als ſeinen Beichtvater mitbringt: würden Sie ihn denſelben mit Gewalt zurückſchicken heißen, oder würden Sie ihm den Eintritt in das Königreich verwehren, ſelbſt wenn er in ſeinem eigenen Wagen wäre?

Artikel III.

Ich glaube nicht, daß man von Beſtrafen reden darf; das iſt viel zu viel.

Artikel IV., V., VI., VII.

Weshalb insbeſondere reden von Flandern, Elſaß und Comté?

Artikel VIII.

Die Vertreibung iſt immer zu ſcharf und unwiderruflich hierin ausgedrückt. Weiß man denn nicht, daß die kräftigſten, mit allen möglichen Klauſeln verſehenen Edikte wieder aufgehoben worden ſind?

Ich liebe die Jeſuiten von Herzen nicht; aber alle Ketzer haben ſie immer verabſcheut, und das ihr Triumph. Mehr ſage ich nicht. Wenn ich ſie auch zum Frieden meines Reiches, obgleich ungern, fortſchicke, ſo will ich wenigſtens nicht, daß man glauben

ſoll, ich hätte alles gebilligt, was die Parlamente gegen ſie gethan und geſagt haben.

Ich beharre bei meiner Anſicht, daß man, indem man ſie fortjagt, alles, was das Parlament gegen ſie gethan hat, kaſſiren müßte.

Wenn ich mich der Anſicht der Uebrigen zum Wohle meines Reiches füge, ſo muß man alles, was ich vorſchlage, ändern, ſonſt werde ich nichts thun. Ich ſchweige, denn ich würde zuviel ſagen.

Zweiter Brief, über die Krankheit des Dauphin.

Ich billige das, was Sie geſtern im Comité geſagt haben. Herr von Saint-Florentin wird morgen hier ſein; ich werde ihn beauftragen in meinem Namen von Herrn d'Agueſſeau ſeine Arbeit über die Parlamente, und insbeſondere über das zu Rouen, zu fordern. Wenn ich aber über das nachdenke, was Sie mir vorgeſtern geſagt haben, daß man einen Kanzler nöthig habe: Herr von Lamoignon hat ſein zweiundachtzigſtes Jahr zurückgelegt, und Sie wiſſen beſſer, als jeder Andere, was er gilt. Wenn es uns gelingt, oder wenn er ſtirbt, wen muß man an ſeine Stelle ſetzen?

Herr von Praslin will nach dieſer Reiſe abdanken, Jedermann ſpricht davon, und er hat ſeine Möbel von Compiegnes kommen laſſen; iſt das der rechte Augenblick.

Ferner hat er mir geſagt, daß er Ihnen den Vorſchlag gemacht habe, die auswärtigen Angelegenheiten wieder zu übernehmen, und daß Sie ihm geantwortet hätten, Sie würden ihm bald nachfolgen, weshalb Sie es nicht könnten. Sie wiſſen ganz gewiß, daß dies meine Meinung nicht iſt, daß ich aber Ihrer Ruhe wegen einwilligen würde. Der Augenblick iſt ſo kritiſch, daß ich nicht glauben kann, daß Sie beide noch daran denken ſollten.

Meine letzte Betrachtung, die mir das Herz durchbohrt und die ich noch Niemanden vertraut habe, iſt der Zuſtand meines Sohnes. Wahr iſt es, daß er ſich etwas gebeſſert zu haben ſcheint; aber wenn er ſtirbt, — ich weiß alles, was man darüber ſagen kann; — doch ein Kind in ſo langen Jahren, und ſo lange ich mich wohl befinde, iſt von geringer Hülfe; in meinem Sohne aber bin ich eines tüchtigen und kräftigen Thronfolgers gewiß, und das iſt, dem republikaniſchen Haufen gegenüber, Alles.

Fontainebleau, den 25. Oktober 1765.

III.

Der Handel mit Parma.

Dom Ferdinand, Infant von Spanien, Herzog von Parma, 17 Jahre alt, war der Sohn des Infanten Dom Philipp und einer franzöſiſchen Prinzeſſinn, Tochter Ludwigs XV. Ein Franzoſe von dunkler Herkunft, du Tillot, zum Marquis de Felino ernannt, regierte mit Erfolg das kleine Herzogthum Parma. Das Anſehen dieſes Miniſters hatte dieſem ſchwachen Staate in Italien einiges Gewicht gegeben. Vielleicht überſtiegen ſeine großen Pläne die Verhältniſſe des ſeiner Verwaltung anvertrauten kleinen Ländchens. Im Ganzen war ſeine Verwaltung ſehr geſchickt und wurde von den Pariſer Philoſophen ſehr geprieſen. Die Politik du Tillot's mußte ihnen gefallen; denn es war ſein Hauptaugenmerk, den Eingriffen Roms einen Damm entgegenzuſetzen, welche damals überall und beſonders zu Parma, wegen eines alten Anſpruchs auf Oberlehnsherrlichkeit, bekämpft wurden, welche die Päpſte nicht mehr zu revindiziren wagten, worüber ſie aber die urkundlichen Beweiſe in ihren Archiven ſorgfältig aufbewahrten. Zahlreiche Edikte in kirchlichen Angelegenheiten hatten die Regierung Don Philipp's ausgezeichnet. Im Jahre 1765 verbot der Infant, zu frommen Vermächtniſſen mehr als den Werth von dreihundert Thalern zu beſtimmen; gleichzeitig erklärte er alle Geiſtliche ihrer Erbſchaftsrechte verluſtig. Er beſtand darauf, daß die von Laien in die Hände der Geiſtlichkeit übergegangenen Güter die Steuern zahlen mußten. Noch andere Rechtsſtreitigkeiten entzweiten den Papſt und den Infanten. So lange Dom Philipp am Leben blieb, hielt der Papſt ſeinen Unwillen zurück. Unter dem neuen Herzoge unterhandelte die Regierung von Parma, weit entfernt, den Papſt verwunden zu wollen, mehrere Jahre hindurch mit Mäßigung und Geduld; ja alles ſchien ausgeglichen, und der Nachfolger Philipps verſah ſich keiner Feindſeligkeit, als Clemens XIII. ſeine Unterhändler desavouirte und ſich des nichtswürdigſten Vorwandes bediente, um ſeinen lange verhaltenen Groll auslaſſen zu können.

Ein franzöſiſcher, vom Infanten aus dem Dienſte gejagter Abenteuerer war von ſeiner Konkubine verlaſſen worden. Er behauptete, dieſelbe geheirathet zu haben; das Gegentheil wurde vollſtändig erwieſen. Das Weib weigerte ſich, ihrem Verführer zu folgen und wurde unter Zuſtimmung des Biſchofes von Parma mit einem anderen Manne getraut. Der Franzoſe apellirte vom Biſchofe an den Papſt. Der Kardinal Torrigiani benutzte dieſen vielleicht verabredeten Umſtand. Der Rekurs des Abenteuerers wurde angenommen; der Biſchof von Parma produzirte ein Indult von Paul III. (Farneſe), welches von Benedikt XIV. beſtätigt worden war, wonach ſeinem Stuhle das Recht zuſtand, über dergleichen Fragen in letzter Inſtanz zu entſcheiden. Eine Congregation ſtellte dieſe Befugniß in Abrede. Der Franzoſe bekam auf Koſten der apoſtoliſchen Kammer Wohnung und Lebensunterhalt, er ſchrieb eine Schmähſchrift gegen den Infanten, und der römiſche Hof begünſtigte die Verbreitung derſelben. Der Miniſter du Tillot, hierüber erbittert, erließ im Januar 1768 ein Edikt oder eine pragmatiſche Sanktion, worin es für die Zukunft verboten wurde, Rechtsſtreitigkeiten vor auswärtige Gerichtshöfe zu bringen, ohne ſelbſt Rom davon auszunehmen. Außerdem erklärte man alle Dekrete, Bullen und Breven dieſes Hofes für null und nichtig, wenn ſie nicht mit dem landesherrlichen Exequatur verſehen wären.

Die bis dahin zu Parma aufgeſchobene Verjagung der Jeſuiten wurde nun der nächſte und letzte Angriff gegen den päpſtlichen Hof. Die Jeſuiten trieben Clemens XIII. zur Rache und zu Repreſſalien. Eines Morgens, im Februar 1768, fand das römiſche Volk bei ſeinem Erwachen an den Thoren des Vatikan und an allen Straßenecken ein Monitorium gegen den Infanten, Herzog von Parma, angeheftet, welches mit folgenden Worten anfing: „Wir annulliren hiermit alle in unſerem Herzogthume Parma durch eine illegitime Regierung erlaſſenen Edikte“. Noch nicht zufrieden, die Anſprüche des heiligen Stuhles auf Parma geltend zu machen und die Rechte des Enkels Ludwigs XV. und Philipps V. zu kränken, machte Sr. Heiligkeit ihm den Vorwurf, daß er auf ein Schisma hinarbeite, ſchuldigte ihn an, die kirchlichen Immunitäten verletzt zu haben, und erklärte, daß alle diejenigen, welche an den incriminirten Handlungen Theil genommen, die Strafen der Bulle in Coena Domini verwirkt hätten. Endlich verbot der Papſt den Geiſtlichen des Landes Parma bei Strafe der Exkommunikation, der Regierung zu gehorchen. Du Tillot antwortete auf dieſes Monitorium mit einer würdevollen Ruhe; er begnügte ſich, das Breve zu ſupprimiren, beobachtete über die Beſchwerden ſeines Hofes ein tiefes Stillſchweigen,

forderte das Gleiche von den Unterthanen ſeines jungen Gebieters und erlangte es von ihrem Gehorſam, und indem er ſich beeilte, zu handeln anſtatt zu klagen, überſandte er die Bulle ſofort den Alliirten, den Beſchützern, den Verwandten des Herzogs von Parma, den Königen von Frankreich und Spanien. Man hat im Laufe unſerer Geſchichte die Folgen eines ſo auffallenden Handels kennen gelernt. Der Infant Don Ferdinand, welcher ſpäter das Beiſpiel der kindlichſten Bigotterie gab, war der Vater des Königs von Etrurien, jenes den Pariſern durch den erſten Konſul gezeigten Bourbon, und der Großvater des jetzigen Herzogs von Lucca, des muthmaßlichen Erben von Parma nach Marie Luiſe.

Dieſe Händel mit Parma haben zu Rom einen ſolchen Wiederhall zurückgelaſſen, daß man noch ſechszig Jahre nachher ein Echo davon wiederfindet. Der Kardinal Pacca beſchuldigt noch in ſeinen 1830 gedruckten Memoiren die Miniſter des Herzogs von Parma, daß ſie einen der Prälaten, die das Breve abgefaßt, hätten ermorden laſſen. Dieſer Kardinal iſt vor Kurzem in einem Alter von faſt hundert Jahren geſtorben.

IV.

Geheimes Schreiben des Jeſuitengenerals, Pater Ricci, an die franzöſiſchen Jeſuiten nach ihrer Vertreibung.

Sehr lieben Brüder.

Ich vermag es nicht, den bitteren Schmerz zu ſchildern, von dem ich durchdrungen wurde, als ich den durch die Parlamente und den König gegen unſer Inſtitut gefaßten Beſchluß vernahm. Wenn ſie euch zwingen, euch von der Sozietät zu trennen, indem ſie euch nicht erlauben, die Kleidung unſeres heiligen Vaters Ignatius zu tragen, ſo können wir doch immer im Herzen mit der Geſellſchaft eins ſein, deren Stifter er iſt, und glücklichere Zeiten abwarten, um euch mit ihr ſogar ſichtbar wieder zu vereinigen. Ruhe folgt auf den Sturm. Macht nur, daß Ihr euch mehr als je durch feſte Bande mit einander verbindet; bedenkt, daß keine menſchliche Gewalt das Recht hat, euere Gelübde zu löſen; leidet mit Geduld und empfehlet dem Allerhöchſten eure Perſonen, den Orden und mich, der ich vermöge meiner Eigenſchaft als Oberer beſtimmt bin, die Schläge, die man gegen ihn richtet, noch tiefer zu empfinden. Ich ertheile euch mit Thränen in den Augen den väterlichen Segen.

V.

Die Paſſion der Jeſuiten
oder
Geſpräch zwiſchen dem Papſt und den europäiſchen Fürſten.

(Eine bei Aufhebung des Jeſuitenordens erſchienene Satire.)

Der Papſt
(den regierenden Fürſten den General der Jeſuiten übergebend:)
Da iſt der Menſch!

Der König von Portugal.
Fort mit ihm! fort mit ihm! Man kreuzige ihn!

Der König von Spanien.
Er iſt des Todes ſchuldig!

Der König von Frankreich.
Ihr ſagt es.

Der König von Neapel und der Herzog von Parma.
Wir haben das Geſetz und nach dieſem Geſetze muß er ſterben.

Die Kaiſerinn, Königinn von Ungarn.
Was hat er denn Böſes gethan?

Der Kaiſer.
Ich finde keine Schuld an ihm.

Der König von Sardinien.
Ich bin unſchuldig am Blute dieſes Gerechten.

Der König von Preußen.
Was geht das mich an?

Die Republik Venedig.
Nicht an einem Sabbate, damit kein Aufruhr entſtehe im Volke!

Die Kaiſerinn von Rußland.
Ich kenne den Menſchen nicht.

Der Papſt.

Ich werde ihn geißeln und den Gezüchtigten Euch überlaſſen.

Der Jeſuitengeneral.

Nach dreien Tagen werd' ich auferſtehen.

Die Generale der übrigen Mönchsorden (zum Papſte).

Befiehl alſo, das Grab zu bewachen, damit nicht ſeine Schüler kommen und ihn heimlich wegnehmen und ſagen dann zum Volke: Er iſt auferſtanden von den Todten; und es wird der letzte Betrug ſchlimmer ſein, als der erſte.

Der Papſt (zu den Mönchen).

So gehet hin und bewachet es, wie ihr könnet.

VI.

Ungnade und Verbannung des Marquis von Pombal.

Der Marquis von Pombal nimmt bei dieſen Ereigniſſen eine ſo wichtige und eigenthümliche Stelle ein, daß es nicht unnütz ſein dürfte, an ſeine Ungnade, ſeine Verbannung und ſeinen Tod zu erinnern.

Kaum hatte Joſeph I. die Augen geſchloſſen, als die Reſte der von Pombal unterdrückten Parthei von Sieg träumten und ſich zur Rache anſchickte. Die Fidalgos wurden aus den Gefängniſſen entlaſſen und forderten von Dona Maria I., die ihrem Vater gefolgt war, die Reviſion des Prozeſſes gegen die Schlachtopfer und die Entlaſſung des Miniſters. Das hieß ſeinen Kopf fordern. Unterſtützt von der verwitweten Königinn und vom Gemahle der Königinn, glaubten ſie ſich des Erfolges ſicher; allein Pombal hatte die Vorſicht gehabt, nichts zu thun, als auf den ſchriftlichen Befehl des Königs, und Dona Maria, aus Achtung für ihren Vater, wagte es nicht, gegen den treuen Vollſtrecker ſeines Willens mit Strenge zu verfahren. Sie beſchränkte ſich darauf, Pombal, nachdem ſie die Schlachtopfer rehabilitirt hatte, in ſein Marquiſat Pombal zu exiliren, ohne übrigens der Prozedur, welche die Nachkommen der Verurtheilten in ihre Güter, ihre Titel und Ehre wieder einſetzte, Oeffentlichkeit zu geben. Die Reiſe des Herzogs du Châtelet enthält intereſſante Nachrichten über das Exil des portugieſiſchen Miniſters, die wir hier buchſtäblich mittheilen wollen.

„Bei einer der Touren, die ich in Portugal machte, um das Innere dieſes Landes kennen zu lernen, beſuchte ich den Marquis von Pombal. Ich war an ihn beſonders empfohlen; auch empfing er mich mit der größten Zuvorkommenheit. Ich kannte dieſen Miniſter ſeinem Rufe nach; die Begierde, welche ich empfand, ſeine perſönliche Bekanntſchaft zu machen, war unausſprechlich. Ich kam alſo in das Dorf, von dem er den Namen führt, und ſchrieb ihm von meinem Wirthshauſe aus, um die Stunde zu erfahren, wo ich ihm die Briefe, die ich für ihn hatte, zuſtellen könnte. Um zehn Uhr Vormittags ging ich zu ihm und wurde in die Hütte dieſes großen Mannes eingeführt. Gegenwärtig hat er

eine beſſere Wohnung, aber zur Zeit, als ich ihn beſuchte, war er in einem ſehr kleinen Hauſe und ſchlief in einem Zimmer, deſſen Wände erſt vor Kurzem mit Gyps überzogen worden waren."

„Die Aufnahme konnte nicht freundlicher und zuvorkommender ſein. Er richtete tauſenderlei Fragen an mich, und ſtellte ſich, als ob er mit Allem unbekannt wäre, was in Europa vorging. Er bat mich, ihn mit den Ereigniſſen bekannt zu machen; ja er fragte mich, in welchem Zuſtande Liſſabon ſich befinde. Er wollte wiſſen, welcher Zweck, oder welcher Zufall mich in dieſe Gegenden führte. „Seit meiner Jugend", erwiederte ich ihm, „gewohnt, zu reiſen, beſuche ich immer das Innere der Länder, welche ich durchziehe, ohne mich auf die wichtigſten Städte, auf die Seehäfen zu beſchränken, über die es nichts Neues zu ſammeln giebt; beſonders aber wünſchte ich den Mann kennen zu lernen, der ſeinem Vaterlande ſo viel Gutes erwieſen hat." — Nach und nach kam die Unterhaltung in den Gang; er lud mich ein, acht Tage bei ihm zu verweilen und bat mich für dieſen Tag zum Mittag= und Abendeſſen zu Gaſt. Ich bezeigte ihm mein Erſtaunen über den Zuſtand, in welchem ich Liſſabon ſo kurze Zeit nach ſeinem Sturze gefunden hätte. Er gab mir zur Antwort, daß er jetzt an alle das gar nicht mehr denke; daß er alt ſei und auszuruhen gedächte; daß er ſich aber, wenn die Vorſehung ihm ſeinen Herrn länger erhalten hätte, bemüht haben würde, den Plan, zu deſſen Ausführung er nur erſt den Anfang gemacht, mit demſelben Eifer zu verfolgen, und daß er unzweifelhaft den Grund zu einem Palaſt des Königs gelegt haben würde. Er erklärte mir den Plan, den er zu dieſem Gebäude entworfen hatte. Auf einer kleinen Anhöhe bei Belem würde er das Meer und die Stadt beherrſcht und ſich im Mittelpunkt eines großen, mit hohen Mauern umgebenen Parkes erhoben haben, an die in beſtimmten Entfernungen die Paläſte für die vornehmſten Herren des Hofes und die Hotels für diejenigen Perſonen, die vermöge ihrer Chargen zum Hofe gehörten, ſich anlehnen ſollten".

„Herr von Pombal hat viele Bücher mitgebracht und lieſ't beſtändig entweder ſelbſt, oder läßt ſich vorleſen; es ſind lauter franzöſiſche Werke. Er ſpricht unſere Sprache, als wäre er ein geborner Franzoſe; ebenſogut verſteht er deutſch, engliſch und italieniſch. Nur mit Rührung ſprach er den Namen ſeines ehrwürdigen Gebieters aus. Er beehrte mich, ſagte er, mit ſeinem Vertrauen. Seinen König und ſeinen Freund zu verlieren, iſt eine zu ſtarke Prüfung, als daß ich ſie aushalten könnte! Auch hat die Sonne für mich den Glanz ihrer Strahlen verloren; nein,

nichts wird mich für den Verluſt entſchädigen können, den ich erlitten habe! Einige Thränen entquollen dabei ſeinem Auge. Vergeblich ſuchte ich die Unterhaltung auf einen andern Gegenſtand zu bringen; er brachte mich immer wieder darauf zurück. Wenigſtens werde ich hier glücklich ſein, fuhr er fort; betrachten Sie dieſe Hütte? ſie iſt nicht mein, ich wohne zur Miethe. Derjenige Mann, den man beſchuldigt, nur an ſich ſelbſt gedacht zu haben, hat ſich nicht einmal auf ſeinem eigenen Boden eine Stätte bereitet! Hierauf fuhr er, auf ein großes Gebäude hinzeigend, fort: Dies iſt ein der Stadt gehöriges Magazin. Ich habe es bauen laſſen, um das Getreide darin aufzubewahren, womit es angefüllt iſt! Doch, gleich Sully, werde ich glücklicher leben in meiner Abgeſchiedenheit, als unter den Großen und am Hofe. Man hat mir geſtattet, meine Bücher mitzunehmen; es bleibt mir wenig zu wünſchen übrig".

„Er brach ab, als Frau von Pombal eintrat, und hatte die Güte, mich ihr vorzuſtellen. Sie hat noch einen Theil ihrer Reize bewahrt; ſie kleidet ſich mit viel Kunſt und Geſchmack. Sie beſitzt unbezweifelt Geiſt, allein ſie hat weder die Kraft, noch den Muth ihres Gemahles, um ihre Lage zu ertragen. Zu den Zeiten des Glücks des Marquis Pombal hatte ſie die Großen und das Volk zu ihren Füßen geſehen; ihr Haus war eine Art von Hof geweſen. Wenn die Männer kamen, um ihr einen Beſuch abzuſtatten, ließen ſie ſich auf die Knie nieder, um ihr nach der Sitte des Landes die Hand zu küſſen. Ihre durch ſo viele Huldigungen geſchmeichelte Eitelkeit konnte ſich nicht an die Einſamkeit gewöhnen, zu welcher die Ungnade ihres Gemahls ſie verurtheilt hatte. Von Jedermann verlaſſen, allein, in einem abgelegenen Dorfe, hat ſie keine andere Genugthuung, als bisweilen ihre Kinder zu ſehen, die ſie auf vierzehn Tage beſuchen. Als eine geborne Deutſche beſitzt ſie den Stolz der vornehmen Familien ihrer Nation und bedauerte insgeheim, ihr Vaterland verlaſſen zu haben, nachdem ſie ſich in ſo hohem Grade hatte Glück dazu wünſchen können. Sie verſuchte es, vor mir ihren Kummer nicht merken zu laſſen, aber es glückte ihr nicht lange. Nach einer Unterhaltung von zehn Minuten war ihr Auge von Thränen gebadet. Das iſt ihrem Geſchlechte eigen, ſagte mir der Marquis; ſie zu tröſten iſt ein Geſchäft mehr für mich; allein wenn ſie meinem Beiſpiele folgt, wird ſie bald unſere Ungnade ertragen lernen".

„Einen Augenblick nachher meldete man, daß das Mittageſſen aufgetragen ſei. Kommen Sie, ſagte er zu mir, und theilen Sie das frugale Mahl eines Einſiedlers. Statt des frugalen Mahles, welches er mir ankündigte, fand ich eine wohlbeſetzte Tafel und nichts, was auf ſeinen Glückswechſel deutete, noch was ſelbſt irgendwie Taurigkeit verrathen hätte. Wir waren ſelbdritt. Die Unterhaltung war ſehr munter. Ich zog Frau von Pombal in ein Geſpräch über Deutſchland und wir unterhielten uns einige Zeit in ihrer Mutterſprache“.

„Das Mahl war kurz, wenigſtens kam es mir vor; die Hitze war außerordentlich. Nach aufgehobener Tafel begab ſich Jeder einige Augenblicke zur Ruhe. Ich benutzte dieſe Zeit, um den Ort zu durchlaufen, wo das hohe Paar wohnte. Er iſt nicht ſo unangenehm, als man mir ihn zu Liſſabon geſchildert hatte. Auf einer benachbarten Anhöhe ſind die Ruinen einer alten feſten Burg, die einen ſehr maleriſchen Anblick darbieten; das Waſſer iſt hier vortrefflich. Als ich aus dem Hauſe des Marquis ging, fand ich an der Thüre mehr als zweihundert Perſonen, an die man Brod und Suppe austheilte. Auf dieſe Weiſe hat er ſich eine Menge von Anhängern erworben, die ihn ſelbſt noch in ſeiner Ungnade verehren; überhaupt ſchien er mir von allen Bewohnern des Dorfes geliebt zu ſein. Nach einem zweiſtündigen Spaziergange kehrte ich endlich zu Herrn von Pombal zurück und fand ihn zwiſchen ſeinen Büchern. Wir nahmen die Unterhaltung wieder auf. Er fragte mich, ob ich den Krönungsfeierlichkeiten der Königinn beigewohnt hätte; ich errieth, wo er hinaus wollte, und bejahte ſeine Frage dahin, daß die Krönung mir mit viel Pomp und Majeſtät ſtattgefunden zu haben ſchiene. Er wünſchte zu erfahren, ob ich auf alle die unnütze Mühe aufmerkſam geweſen wäre, die ſeine Feinde ſich bei dieſer Gelegenheit gegeben hätten, ihn zu vernichten; er fragte mich ſogar ziemlich umſtändlich nach der Art und Weiſe, wie ſich das Volk dabei benommen hätte. Ich theilte ihm mit, was ich davon wußte, und fügte hinzu, daß dieſer Umſtand ein Triumph mehr für ihn ſei, weil er die Ohnmacht ſeiner Feinde eben ſo ſehr, als ihre Animoſität bewieſe“.

„Hierauf ſagte er mir mit einer außerordentlichen Lebendigkeit, die ihm ſehr gut ſteht: „Man macht ſich eines Widerſpruches ſchuldig, indem man ſich zum Dolmetſcher des Volkes aufwirft. Man legt ihm in den Mund, daß es mich verabſcheue; das iſt unmöglich; meine Handlungen, mein Benehmen, kurz Alles beweiſ't das Gegentheil. Das portugieſiſche Volk kann mich nicht haſſen, und Sie werden bald den Grund davon einſehen. — Was iſt der Portugieſe jetzt? und was war er vor

vierzig Jahren? Hab ich ihn nicht in die Lage verſetzt, ſeine Nachbarn nicht mehr nöthig zu haben? Hab' ich nicht überall Künſte, Gewerbe, Meiſterſchaften begründet? Hab' ich nicht außerdem ein Drittel der Stadt Liſſabon wieder aufbauen laſſen? Hab' ich nicht Thätigkeit begründet und Wohlſtand unter den Künſtlern verbreitet? — Nein, bei allen den Rechten, die ich auf die Erkenntlichkeit dieſes Volks zu haben glaube, halte ich es für zu gerecht, als daß es mich hätte zerreißen ſollen, und es hat es nicht gethan. Ich will Ihnen ſagen, welches die Urheber alles deſſen ſind, was Sie bei der Krönung werden haben bemerken und hören können: die großen Herren, welche hartnäckig bei den unerhörten Anmaßungen beharrten, die ich hatte vernichten wollen, haben alle möglichen Mittel angewandt, um mich zu verderben; ſie konnten ſich ſchicklicherweiſe nicht an die Spitze meiner Verfolger ſtellen. Was haben ſie nun gethan? Sie haben einige ihrer Kreaturen gewählt, die als Barbiere, als Seeleute, als Köche u. ſ. w. verkleidet, an öffentlichen Orten umherliefen, mich laut verſchrieen und mit den fürchterlichſten Farben malten. Das leicht verführbare Volk hat an einer Abneigung ſich betheiligt, welche zu theilen man ihm zur Pflicht gemacht hatte. Es haßte mich, weil man ihm ſagte, daß es mich haſſen müßte. Mehrere Perſonen, die Sie kennen", fügte er hinzu, „ſind ſogar, um mir zu ſchaden, mehrere Tage in dieſer Verkleidung umhergelaufen, haben ſich unter den Pöbel gemiſcht und Verläumdungen ausgeſonnen, die ſie als unbeſtreitbare Wahrheiten darſtellten. Uebrigens habe ich Alles, was ich gethan habe, auf den Befehl meines königlichen Herrn gethan; ich habe mir nichts vorzuwerfen. Insbeſondere klagt man mich an, grauſam geweſen zu ſein; aber man hat mich gezwungen, hart zu ſein. Wenn ich die Befehle des Königs bekannt machte und man ihnen nicht gehorchen wollte, dann mußte ich wohl zur Gewalt ſchreiten; Gefängniſſe und Kerker waren die einzigen Mittel, die mir zu Gebote ſtanden, um dieſes blinde und unwiſſende Volk zu zähmen"" *). —

Pombal ſtarb im Exil in ſehr vorgerücktem Alter.

---

*) Voyage du cidevant duc *du Châtelet* en Portugal, publié par J.-Fr. Bourgoing, Paris, Bourgoing, an VI.

VII.

Arbeiten Pius VI. in den pontiniſchen Sümpfen.

Dieſe 42,000 Metres lange und 18,000 Metres breite Fläche iſt von allen Seiten eingeſchloſſen. Die von den benachbarten Gebirgen hineinfallenden Gewäſſer können nur durch einen einzigen Abweg abfließen, welchen die Dünenkette verengt, die in einer Höhe von zehn bis zwölf Metres die Ebene im Weſten begrenzt und vom Meere trennt. Sie war das Land der Volsker. Man berichtet, vor dem trojaniſchen Kriege habe eine zahlreiche Bevölkerung in dreiundzwanzig blühenden Städten gewohnt; allein dieſe Zeiten gehören kaum der Geſchichte an. Die Wunder der Appiſchen Straße ſind beglaubigter. Im Jahre 442 legte der Cenſor Appius Claudius durch dieſe ſumpfige Gegend die Straße an, welche ſeinen Namen führt, ein ewiges Denkmal, ſoweit menſchliche Werke es ſein können. Jetzt erblickt man die Grabmäler und die Gebäude nicht mehr, welche ſie einſt zu beiden Seiten begränzten. Dieſe Straße ſetzt eine Austrocknungsarbeit voraus, von der nichts Näheres auf uns gekommen iſt. Sie wurde mehrere Male ausgebeſſert von Auguſtus, Nerva, Trajan und den Antoninen; allein die Kriege zerſtörten ihr Werk, und man würde auch ſagen die Barbaren, wenn nicht einer von dieſen die Arbeiten der Kaiſer übertroffen hätte. Es war Theoderich. Noch ſieht man zu Terracina und in der Umgegend Trümmer, die von ſeinem hohen Geiſte zeugen.

Die Päpſte verſuchten nichts, und nur mit Mühe kann man an einige Spuren den Namen Bonifaz VIII., Martin's V. und Leo's X. knüpfen. Der Fiume Sisto, ein jetzt vertrockneter Kanal, erinnert allein, wie in allen Unternehmungen der oberen Verwaltung, an die kurze aber charakteriſtiſche Wirkſamkeit Sixtus V. Seit Jahrhunderten verlangte dieſe allen Geißeln preisgegebene Gegend einen Wohlthäter, und verlangte ihn umſonſt. Pius VI. übernahm eine ſo edele Aufgabe. Er berief die in der Hydraulik erfahrenſten Männer und zog ſie zu Rathe über den Plan, alle dieſe Gewäſſer in einem einzigen, nach den

Hauptgrundſätzen des Abfluſſes entworfenen Kanal aufzunehmen. Der Ingenieur Rapini ſtimmte dieſem, vom Papſte ſelbſt entworfenen Plane bei. Nun kaufte der Papſt die Berechtigungen aller an dieſem Theile der Sümpfe Betheiligten, welchen die Gewäſſer ganz bedeckten, für den Staat an und legte den Eigenthümern des übrigen Bodenantheils Taxen auf. Auch wurden freiwillige Geſchenke zu dieſem Zwecke gemacht. Als man den Kanal ausgrub, ſtieß man bald auf die appiſche Straße. Nun änderte man die Richtung des Kanals, dem man den Namen Linea Pia beilegte, und führte ihn parallel mit der alten Heerſtraße fort. Die Gewäſſer, die jetzt einen Abzug fanden, ſanken raſch, und die alte Römerſtraße kam ganz zum Vorſchein. Gereinigt von dem Schlamme und von den Waſſerpflanzen, die ſie dem Blicke entzogen, wurde dieſe Triumphſtraße nach ſo vielen Jahrhunderten wieder ſichtbar. Wenn auch Pius VI. keinen andern Anſpruch auf das Andenken der Nachwelt hätte, ſo könnte ihn ſchon eine ſolche Wiederherſtellung vor Vergeſſenheit bewahren. Von den älteſten Zeiten an hatte ſich dieſe Straße mit dem grundloſen Boden, der ſie trug, geſenkt. Von Auguſtus bis auf Theoderich waren allmählig neue Steinlagen auf den urſprünglichen Bau aufgetragen worden. Pius VI. trug dieſe wieder ab bis auf die Straße des Appius ſelbſt, nahm ſie zur Grundlage ſeines neuen Werkes und baute auf ihr Fundament jene herrliche Straße von Rom nach Neapel, eine Straße, welche die Anweſenheit von Straßenräubern unſicher macht, oder doch vor einiger Zeit unſicher machte, die aber doch wenigſtens mit der Gefahr einer Beraubung den mühſamen Weg über dreißig Meilen weit ſich erſtreckende Abgründe nicht mehr verbindet. Kanäle, welche faſt ſämmtlich in die Linea Pia mündeten, entzogen mehr als vier Fünftel dieſes Thales den Ueberſchwemmungen, unter denen es bis dahin begraben lag.

Die Kultur griff wieder Platz auf dieſen Boden; Wieſen und Felder mit Korn, Mais und Bohnen traten an die Stelle des Schilfs und der Seealgen. Um einen tiefen Sumpf zu vermeiden, hatte Appius der Straße eine andere Richtung gegeben. Pius VI. wollte das altrömiſche Genie übertreffen. Er führte den Weg in gerader Linie durch die Untiefe. Derſelbe wich gleich anfangs, ſenkte ſich ſeitdem mehrere Male, und die Unterhaltung dieſer Strecke koſtete und koſtet den Staat noch unermeßliche Summen. Doch, das iſt ein Unglück, welches allen großen Unternehmungen gemein iſt. Dieſer Unfall konnte Pius VI. nicht abſchrecken; aber ſtatt ſeine Beharrlichkeit auf weiſe Verbeſſerungen zu verwenden, bedeckte er dieſen lockeren Boden mit unnützen Gebäuden; er

ließ den Plan zu einer Stadt entwerfen, und um die Zugänge der Stadt Roms würdig zu machen, ließ er in großartigem Bauſtyle Zollhäuſer, Wohnungen für die Beamten der Austrocknungskommiſſion, Klöſter und endlich einen Palaſt zu Terracina erbauen. Die Zoll- und Weggeldhäuſer und die Beamtenwohnungen konnten die für ſie beſtimmten Bewohner nicht aufnehmen. Das Fieber zeichnete, wenn es vorüberging, die, welche es mit dem Tode verſchont hatte, und der Palaſt hatte das Loos aller Dinge zu Rom unter Pius VI.; er wurde dem Herzoge Braschi geſchenkt.

Es möchte noch hingehen, wenn der Wiederherſteller der Appiſchen Straße dieſem theueren Neffen nur einen Palaſt gegeben hätte; aber er überließ ihm faſt ſeine ganze Schöpfung. Statt die neugewonnenen Ländereien unter eine große Zahl von Eigenthümern, die ſie mit großer Sorgfalt kultivirt haben würden, zu vertheilen, überwies er die Hälfte dem Haupte ſeiner Familie und den Reſt zwei bis drei römiſchen Baronen. Und was geſchah nun? Die feudale Sorgloſigkeit hielt es nicht der Mühe werth, die Augen auf dieſe wüſte Strecken zu werfen, und ſo ging es, wie ſeit Jahrhunderten mit allen früheren Urbarmachungsverſuchen: Alles wurde nachläſſig betrieben. Nichts wurde unterhalten. Die verborgenen Quellen durchdrangen den Boden und kamen wieder zum Vorſchein; die Kanäle verſchlammten und die Saaten verfaulten unter dem Waſſer; unreine Dünſte verbreiteten peſtartige Krankheiten unter den nicht zahlreichen Bewohnern, und um das Unglück voll zu machen, entſtand zwiſchen der apoſtoliſchen Kammer und den neuen Beſitzern ein ärgerlicher Streit, indem die Kammer ſich über die Adminiſtration der Barone beſchwerte, und dieſe die Kammer einer ſchlechten Wahl in den Baumaterialien anklagte.

Pasquino, deſſen Statue am Palaſte Braschi ſteht, nannte Pius VI. il seccatore. Dieſes doppelſinnige Wort bedeutet „Austrockner“ und „ein verdrießlicher, läſtiger Menſch“.

VIII.

Vertrauliches Schreiben des Kardinals v. Bernis an Pius VI.

(v. 23. Oktober 1783.)

Allerheiligſter Vater, da man zu Verſailles wünſcht, daß die Würde des Kirchenoberhauptes nicht kompromittirt, und noch weniger, daß ſie verächtlich gemacht werde, ſo fürchtet man, daß Ew. Heiligkeit durch den vertraulichen Briefwechſel mit dem Kaiſer dieſen Monarchen daran gewöhnen möchte, gar kein Gewicht auf Ihre Vorſtellungen zu legen, welche, da ſie dem Publikum unbekannt ſind, Ew. Heiligkeit nur in Ihren Augen vollſtändig entſchuldigen, ohne die Kirche zu erbauen.

Andererſeits begreift man, daß der Kaiſer ſich mit Grund beklagen könnte, wenn Ew. Heiligkeit Briefe, die zwiſchen ihm und Ihnen unter dem Siegel der Verſchwiegenheit gewechſelt werden, und das vertrauliche Verhältniß veröffentlichte.

Auch findet man große Inconvenienzen darin, in der katholiſchen Kirche durch die Ankündigung eines allgemeinen Jubiläums Lärm zu ſchlagen, was keinen andern Zweck haben könnte, als die Gemüther wieder zu reizen und aufzuregen. In dieſem Falle wäre zu fürchten, daß entweder die Jubiläumsbulle gar keinen Effekt machte, und dann würde ſie nichts weiter, als *eine wahre Kapuzinade* ſein, oder daß ſie einen zu großen Effekt hervorbrächte und das Uebel nur vermehrte, ſtatt es zu vermindern.

Ew. Heiligkeit wird ohne Zweifel antworten: *Wir ſollen alſo mit übereinander geſchlagenen Armen ruhig ſtehen bleiben und alles über den Haufen werfen laſſen, ohne ein Wort zu ſagen?* Nein, gewiß nicht, allerheiligſter Vater; aber man muß warten und den günſtigen Augenblick wählen, um zu reden; man muß ſich vorläufig mit den gutgeſinnten Höfen verſtändigen, im Vertrauen ſie um ihren Rath bitten, erklären, daß man ihn befolgen will, ſich *ihrer Unterſtützung verſichern*; ſich in ihren Augen durch *freundſchaftliche und geheime Mittheilung* deſſen rechtfertigen, was in der vertraulichen Privatkorreſpondenz vorgekommen iſt; kurz,

man muß ſich vor Allem des Beifalls, der Billigung und, je nach Umſtänden, der Mitwirkung und der Verwendung verſichern, und das Alles ohne Aufſehen und ohne die Gefahr, einen großen Brand anzuſtiften und zu entflammen, der vielleicht ein neues Schisma und Unordnungen hervorbringen würde, die nicht wieder gut zu machen ſind. Es gibt eine Mitte zwiſchen Unthätigkeit und Uebereilung, und dieſe Mitte muß man wählen. Nichts in dieſer Welt gelingt ohne zweckmäßige Vorſichtsmaßregeln!

Den günſtigen Augenblick, den ein gewandtes und kluges Benehmen herbeiführen kann, abwartend, um die Hirtenpflicht zu erfüllen, würde ich, allerheiligſter Vater, meinen Nuntien in Deutſchland und anderwärts auftragen, alle verwegene, Irrlehren enthaltende, oder ſchlechtweg gefährliche Schriften nach Rom zu ſchicken; ich würde die Congregation des Glaubensgerichtes beauftragen, ſie zu prüfen und zu verwerfen, wenn ſie es verdienen; ich würde geſchickte Theologen und Kanoniſten und angeſehene Schriftſteller zu gewinnen ſuchen, um ſie zu widerlegen; ich würde alle kühne und gefährliche Schriften in den Index ſetzen laſſen, und würde, an Ihrer Stelle, weder meine Perſon, noch meine Feder kompromittiren in einem Jahrhundert, wo Alles lächerlich gemacht wird. Bei dieſen weiſen Mitteln wäre das Gewiſſen in Sicherheit, und die Würde und das Anſehen würden nicht kompromittirt und verächtlich werden.

Was den Erzbiſchof von Mailand anlangt, ſo muß Ew. Heiligkeit bedenken, daß der Kaiſer ſeinen Entſchluß gefaßt hat und nicht wanken wird; daß Sie nicht lange zögern dürfen, die anderen vakanten Stellen zu beſetzen, und daß eine Weigerung ſehr wahrſcheinlich einer gefährlichen Neuerung Thür und Thor öffnen würde, nämlich der Konſekration und Inſtallation eines Erzbiſchofs ohne die kanoniſche Einſetzung durch den heiligen Stuhl, eine Gefahr, die bei dieſen unglücklichen Zeiten nur zu ſehr zu befürchten iſt, und welche zu vermeiden, die dringende Noth gebietet.

Um dieſes Unglück und dieſen Skandal zu vermeiden, allerheiligſter Vater, würde ich dem Kaiſer antworten, daß Monſignore Visconti auf ſeine Empfehlung im erſten Conſiſtorium als Erzbiſchof von Mailand präkoniſirt werden ſolle.

In den vor Abhaltung des Conſiſtoriums zu druckenden Propoſitionen würde man nur von einer Empfehlung, nicht aber von einer Ernennung durch den Kaiſer ſprechen. Ew. Heiligkeit würde ſich in Ihrer Propoſition auf dieſelbe Weiſe erklären und in Ihr Dekret

den ausdrücklichen Vorbehalt der Rechte des heiligen Stuhles aufnehmen, salvis iuribus. Ich würde mich bei allen ungewöhnlichen Forderungen, die der Kaiſer nach und nach ſtellen könnte, dieſer Formel bedienen, wenn es gefährlich wäre, ſolche Forderungen zu verweigern, und wenn dem heiligen Stuhle Nachtheil drohte, im Falle, daß man ſie ohne Reſtriktion zugeſtände.

Man muß, allerheiligſter Vater, ſich Hülfstruppen für die Zukunft verſchaffen, auf beſſere Zeiten warten, mit Gewandtheit und Klugheit ihre Herbeiführung beſchleunigen und ſich nicht der Gefahr ausſetzen, Alles durch einen Widerſtand zu verlieren, der auf keine Hülfe rechnen kann.

Dies, allerheiligſter Vater, iſt die Frucht meines Nachdenkens. Ich wünſche, daß Ew. Heiligkeit etwas darin finden möge, was Ihr nützlich ſein kann. Sie wird wenigſtens meine Liebe und meine Ehrfurcht für Ihre geheiligte Perſon darin erblicken, ſo wie meinen Eifer für das größte Gut der allgemeinen Kirche. —

IX.

Organiſation der Gerichtshöfe zu Rom.

Der erſte von allen, der oberſte Gerichtshof der Segnatura, annullirt jeden gerichtlichen Akt, oder alle wegen eines Fehlers in der Form angefochtene Urtheile, urtheilt über die Kompetenzfragen zwiſchen den Gerichtshöfen, und entſcheidet, ob die in erſter Inſtanz gefällten Urtheile vorläufig, ungeachtet der Appellation, vollzogen werden ſollen. Dieſer Gerichtshof verfährt ohne feſte Regeln auf dem Wege der Evokation, indem er plötzlich noch vor geſchloſſener Inſtruktion Einſpruch erhebt und in allen Sachen willkührlich intervenirt.

Nicht minder willkührlich, als in ſeinen Befugniſſen, iſt dieſer Gerichtshof auch in der Art, ſeine Jurisdiktion auszuüben: bald übt er ſie kollegialiſch aus, (wobei ſieben Richter Theil nehmen), bald durch ſeinen Auditor allein, bald allein durch ſeinen Dekan, bald endlich durch den Auditor des Kardinal-Präfekten. Auf dieſe Weiſe beſteht der Gerichtshof der Segnatura aus vier verſchiedenen Gerichtshöfen, von denen nur einer kollegialiſch iſt und durch die Zahl der Richter den Partheien einige Garantie für Unabhängigkeit darbietet. In den drei andern entſcheidet der Wille eines einzigen Mannes.

Nach dem oberſten Gerichtshofe der Segnatura kommen der Spezial-Gerichtshof der apoſtoliſchen Kammer, welcher in allen Streitſachen zwiſchen der öffentlichen Verwaltung und Privatperſonen Recht ſpricht, und der oberſte Gerichtshof des buon governo, welcher in der Appellationsinſtanz in allen Rechtsſachen entſcheidet, bei denen die Kommünen ein Intereſſe haben können. Das buon governo hat nämlich die Vormundſchaft über die Kommünen. Dieſe beiden Gerichtshöfe ſind gleichſam ein Ausſchuß für Rechtsſtreitigkeiten, wie man ihn in Frankreich im Staatsrathe findet.

Die monſtröſeſte aber von allen Jurisdiktionen iſt die des uditore santissimo, des päpſtlichen Auditors. Er kann alle Urtheile der Gerichtshöfe des römiſchen Staates revidiren, ſuspendiren und kaſſiren. Als Repräſentant des Papſtes hat der allerheiligſte Auditor eine unumſchränkte Gewalt; nichts hindert ihn; umſonſt iſt eine Rechtsſache durch

die gewöhnlichen Gerichtshöfe definitiv entſchieden worden; der Papſt verweiſ't auf das Geſuch einer der Partheien die Sache an ſeinen Auditor, der den Prozeß wieder von vorn anfängt und entſcheidet, wie es ihm gut dünkt; der Auditor kann Alles gleich dem Papſte ſelbſt. Nach dem Ausdrucke der römiſchen Doktoren verwandelt er ſchwarz in weiß, viereckig in rund. Er unterbricht nach Gutbefinden den Lauf der Prozedur in allen Inſtanzen, er kaſſirt oder reformirt Urtheile, die rechtskräftig geworden ſind. Das Recht des Auditors verjährt nie; ein alter Rechtsſtreit wird erneuert, ein altes Urtheil annullirt, ein neues gefällt, ohne daß die Sache inſtruirt, oder die Sentenz motivirt wird; eine Familie wird ihres rechtmäßig erworbenen Eigenthums beraubt, Alles nach dem Eigenwillen des allerheiligſten Auditors.

Der Gerichtshof der apoſtoliſchen Kammer iſt aus drei Prälaten zuſammengeſetzt, von denen jeder für ſich urtheilt. Die Unwiſſenheit und die Pflichtvergeſſenheiten dieſes Gerichtshofes ſind um ſo mehr eine wahre Geißel, als alle Rechtsſtreitigkeiten der Stadt Rom vor ſein Forum gehören.

Nach dem Gerichtshofe der apoſtoliſchen Kammer, welcher zu Rom die erſte und zweite Inſtanz bildet, finden wir als dritte Inſtanz den Gerichtshof der Rota, der in römiſchen Appellationen urtheilt. Dieſer Gerichtshof hat ſtets in hoher Achtung geſtanden.

Die Rota beſteht aus zwölf Prälaten, von denen der Aelteſte Präſident des Gerichtshofes iſt. Die auswärtigen Mächte, wie Frankreich, Spanien, Oeſterreich, Portugal und Toskana, haben das Recht, einen Prälaten ihrer Nation zu dieſem Gerichtshofe zu ernennen. Die Präſidentſchaft der Rota bringt den Kardinalshut. Der Kardinal Iſoard war oberſter Auditor der Rota.

Man legte damals dieſem Gerichtshof die größte Wichtigkeit bei, denn die berühmteſten Rechtshändel Europas wurden vor denſelben gebracht, und ſeine Entſcheidungen wurden von allen Gerichten anerkannt. Oeſterreich ernennt aus den römiſchen Prälaten diejenigen, die durch einige Bande mit ihm verbunden ſind. Die andern Prälaten werden, um die Zwölfzahl voll zu machen, aus den römiſchen Staaten genommen, und beſonders in den Legationen, von denen jede das Recht hat, einen Prälaten zu dieſem Gerichtshofe zu ernennen.

Dieſe hochſtehende Prälaten zeigen ſich im Allgemeinen unbeſtechlich; allein das Recht, welches ſich die Regierung vorbehalten hat, dieſem oder jenem Mitgliede die Erkennung in gewiſſen Sachen zu übertragen, läßt der Kabale und der Willkühr noch einen allzugroßen Spielraum.

Unter dieſen höchſten Gerichten ſtehen noch einige andere von minderem Range.

1. Das Gericht des Auditors des Kammerlingats, in Dingen, welche die Märkte des Platzes Navonne betreffen, der gleichſam die Hallen Roms ausmacht.

2. Das Gericht der Handarbeiter, welches in den Sachen urtheilt, die den Lohn betreffen, welcher Landleuten zukommt, wenn es weniger als zwanzig Piaſter ſind; denn die Prozeſſe um ſtärkere Summen gehören vor das Handelsgericht.

3. Das Gericht des Sekretär-Prälaten des buon governo, für die Händel zwiſchen der Stadt Rom und Privatperſonen.

Zu dieſen beſonderen Jurisdiktionen haben wir noch einige bevorrechtete Gerichtshöfe hinzuzufügen. So z. B. iſt der Kardinal-Dechant des heiligen Kapitels immer Biſchof von Oſtia und Velletri, und da die freiherrliche Oberhoheit dieſer Städte vor der Aufhebung der Lehnsjurisdiktionen im Kirchenſtaate mit dieſer Biſchofsſtelle verknüpft war, ſo wird im Namen des Biſchofs Recht geſprochen, und er hat die Verwaltungs-, Civil- und Kriminalbeamten zu ernennen.

Der Majordomus Sr. Heiligkeit übt eine gleiche Jurisdiktion im Gebiete von Caſtel-Gandolfo, 15 Meilen von der Hauptſtadt, weil dieſes Schloß das gewöhnliche Landhaus der Päpſte iſt.

Die innere Verwaltung beruht auf keiner beſſeren Grundlage: kirchliche Legate und Prolegate, mehr Inquiſitoren, als Verwalter der Provinzen; beſtändige Conflikte zwiſchen den Behörden, ein von den Höfen dell'Annone und della Grazia ausgeübtes Monopol für alle Eßwaaren, ſelbſt für die unentbehrlichſten; ein dem Ackerbau gewährter Schutz und tauſendmal läſtiger, als eine entſchiedene Vernachläſſigung; darin beſteht das Ganze einer Verwaltung, die zu komplizirt iſt, als daß ſie in einem Werke, deſſen Hauptgegenſtand ſie nicht ausmacht, ausführlich dargeſtellt werden könnte. Zudem iſt ſie lichtvoll und unpartheiiſch vom Grafen Tournon (geſt. 1833), einem der beſten Verwaltungsbeamten Roms unter der franzöſiſchen Herrſchaft, dargeſtellt worden. Nach der Revolution v. J. 1830 ſchienen ſich Frankreich, England und ſelbſt Oeſterreich für Verbeſſerungen im Gerichts- nnd Verwaltungsweſen der römiſchen Staaten zu intereſſiren; man machte ihnen Verſprechungen, man hielt Konferenzen, allein das Endreſultat war, daß der römiſche Hof ihnen keine Folge gab.

X.

Aufhebungsbulle Clemens XIV.

Clemens XIV., römiſcher Papſt zum immerwährenden Andenken.

Unſer Herr und Erlöſer Jeſus Chriſtus, der als ein Friedensfürſt von den Propheten vorher verkündigt worden, der ſich auch in dieſer Eigenſchaft den Hirten bei ſeiner Erſcheinung auf dieſer Welt durch die Engel angekündigt, und endlich vor ſeiner Auffahrt gen Himmel ſeinen Jüngern wiederholt als ſolchen erklärt hat: hat, nachdem er alles mit Gott dem Vater verſöhnt und durch ſeinen Kreuzestod im Himmel und auf der Erde Frieden geſtiftet, den Apoſteln das Amt der Verſöhnung übergeben und ihnen das Wort der Verſöhnung mitgetheilt, damit ſie als Geſandte Chriſti, der nicht ein Gott der Uneinigkeit, ſondern des Friedens und der Liebe iſt, der ganzen Welt den Frieden verkündigten, und ihren Fleiß und ihre Arbeit vorzüglich darauf richteten, daß alle in Chriſto Wiedergeborenen die Einigkeit des Geiſtes durch das Band des Friedens erhalten möchten, als Ein Körper und Ein Geiſt, ſowie ſie auch die gleiche Hoffnung des Berufes haben, wozu man aber nicht gelangt, wenn man nicht, wie der H. Gregor der Große ſagt, mit dem Nächſten in Einigkeit des Sinnes ſeinen Lauf dahin richtet.

Eben dieſes uns auf eine ganz beſondere Weiſe von oben herab anvertraute Lehr- und Verſöhnungsamt haben wir, ſobald wir ohne alles eigene Verdienſt auf den Stuhl Petri erhoben wurden, uns vor allen Dingen wohl zu Gemüthe geführt, Tag und Nacht vor Augen gehabt, auch uns tief ins Herz geprägt, und uns beſtrebt, dieſem Amte nach unſern Kräften zu genügen. Zu dieſem Ende haben wir Gott unaufhörlich um ſeinen Beiſtand angefleht, damit er uns und der ganzen Herde des Herrn Gedanken und Pläne des Friedens eingeben und zur Erlangung deſſelben den ſicherſten und zuverläſſigſten Weg führen möchte. Und da wir uns gar wohl bewußt ſind, daß wir durch den Rath Gottes über Völker und Königreiche geſetzt worden, um zur Pflanzung des Weinbergs des Herrn und zur Erhaltung des chriſtlichen Religionsgebäudes, deſſen Eckſtein Chriſtus iſt, auszureißen und zu zerſtören, zu verderben und zu zerſtreuen, zu bauen und pflanzen: ſo war unſere Geſinnung und unſere

ernſtliche Willensmeinung immer dahin gerichtet, daß, gleichwie wir für die Ruhe und die Zufriedenheit der chriſtlichen Welt nichts unterlaſſen oder verſäumen wollten, was auf irgend eine Weiſe zum Pflanzen und Bauen tauglich wäre, wir auf der andern Seite, wenn es eben dieſes Band der allgemeinen Liebe erforderte, auch zur Ausrottung und Zerſtörung alles deſſen, ſelbſt auch, wenn es das Liebſte und Angenehmſte wäre, und deſſen wir ohne größte Beſchwerde und Schmerzen nicht entbehren könnten, ebenſo bereitwillig und gefaßt wären.

Unter den Mitteln, welche zum Beſten der Chriſtenheit und zur Erhaltung ihres Wohlſtandes das meiſte beitragen, behaupten die geiſtlichen Orden unzweifelhaft den erſten Platz. Von ihnen hat die chriſtliche Kirche zu allen Zeiten ihren größten Glanz, Schutz und Vortheil erhalten. Deswegen hat ſie denn auch der apoſtoliſche Stuhl nicht nur beſtätigt und geſchützt, ſondern auch mit häufigen Wohlthaten, Freiheiten, Privilegien und Vorrechten verſehen, damit ſie dadurch um ſo mehr geneigt und bewogen würden, Gottſeligkeit und Religion zu üben, die Chriſten zu guten Sitten durch ihren Unterricht und ihr Beiſpiel anzuleiten und unter den Gläubigen Einigkeit des Glaubens zu erhalten und zu befeſtigen.

Wenn es aber dahin gekommen iſt, daß von einem ſolchen Orden der beabſichtigte Nutzen und Vortheil, den man bei ihrer Stiftung im Auge hatte, entweder nicht länger mehr gewährt wurde, oder es ſich wohl gar herausſtellte, daß ſie zum Schaden gereichten und die Ruhe der Völker mehr ſtörten als beförderten: ſo hat auch der apoſtoliſche Stuhl, der zu ihrer Stiftung ſein Anſehen und ſeine Macht verwendet, ſich kein Bedenken gemacht, ihnen entweder neue Geſetze vorzuſchreiben, oder die alte Zucht wieder herzuſtellen, oder ſie auch wohl gänzlich aufzuheben und zu zerſtören.

Hauptſächlich aus dieſen Gründen hat unſer Vorgänger, Papſt Innocenz III., nachdem er bemerkt, daß die allzugroße Verſchiedenheit der geiſtlichen Orden in der Kirche Gottes ſchädliche Verwirrungen nach ſich ziehe, auf der vierten allgemeinen Kirchenverſammlung im Lateran verboten, neue Orden zu ſtiften, und in andere als die ſchon beſtätigten Orden zu treten. Er befahl außerdem noch, daß Jeder, der ein Ordenshaus gründen wolle, ſich die Regel und die Einrichtung von bereits beſtätigten Orden wählen müßte. Hieraus folgte, daß man von da an ohne eine beſondere Erlaubniß des römiſchen Papſtes keinen Orden ſtiften durfte, und zwar von Rechtswegen. Denn da neue Kongregationen zur Erreichung größerer Vollkommenheit angelegt werden, ſo muß zuvor

die Form ihrer zukünftigen Lebensart von dem heiligen apoſtoliſchen Stuhle wohl erwogen und unterſucht werden, damit nicht unter dem Scheine eines größern Gutes und heiligen Lebens, größerer Schaden oder wohl gar ſchlimmere Folgen eintreten.

Mit ſo großer Vorſicht aber auch Innocenz III., unſer Vorgänger, dieſe Verordnungen gegeben: ſo hat dennoch ſpäter die ungeſtüme Zudringlichkeit einiger Bittenden nicht nur die Beſtätigung einiger neuen geiſtlichen Orden erpreßt, ſondern eine anmaßende Verwegenheit hat eine faſt zahlloſe Menge verſchiedener Orden, beſonders von bis dahin noch nicht beſtätigten Bettelmönchen, eingeführt. Dieſem Uebel abzuhelfen, hat auch unſer Vorgänger, Papſt Gregor X., auf der allgemeinen Kirchenverſammlung zu Lyon nicht nur die Verordnung des Papſtes Innocenz III. erneuert, ſondern dieſelbe noch näher dahin eingeſchränkt, daß Niemand in Zukunft einen neuen Orden ſtiften, ein neues Kloſterleben aufbringen, oder ein neues Ordenskleid anziehen ſollte. Ueberhaupt aber verbot er für immer alle Bettelorden, welche nach dem vierten Laterankonzil aufgekommen und keine päpſtliche Beſtätigung erhalten hatten. Die beſtätigten Orden ſollten zwar fortbeſtehen, aber auf folgende Weiſe: Es durften nämlich diejenigen, welche in einem dieſer Orden Profeß gethan, wenn ſie es wünſchten, darin verbleiben, aber in Zukunft keinen Profeß mehr annehmen, kein neues Haus oder ſonſt einen Ort erwerben, noch ihre Häuſer, in deren wirklichem Beſitze ſie wären, veräußern, ohne Erlaubniß vom heil. Stuhle dazu erhalten zu haben. Alles dies behielt er dem Gutbefinden des apoſtoliſchen Stuhles vor, um davon zum Beſten des gelobten Landes, oder der Armen, oder zu andern frommen Zwecken durch die ordentlichen Vorſteher jedes Orts, oder durch andere, welchen es der Stuhl ſelbſt auftragen würde, Gebrauch machen zu können. Desgleichen unterſagte er den Gliedern dieſer Orden das Predigen vor Fremden, das Beichthören und Begraben derſelben. Jedoch erklärte er zugleich, daß in dieſer Verordnung die Predigermönche und Minoriten nicht mit begriffen wären, indem ihnen der Nutzen, den ſie der ganzen Kirche verſchaffen, als Beſtätigung dienen ſolle. Auch wollte er, daß die Orden der Eremiten des heil. Auguſtinus und der Karmeliten fortbeſtehen ſollten, und zwar aus dem Grunde, weil ihre Stiftung bereits vor gedachter Lateraniſchen Kirchenverſammlung ſtattgefunden habe. Zuletzt ertheilte er den einzelnen Gliedern der Orden, auf die ſich dieſe Verordnung erſtreckte, die uneingeſchränkte Erlaubniß, in andere Orden einzutreten; jedoch mit dem Bedinge, daß kein Orden oder Kloſter ſich mit ſeinen Gütern einem andern gänzlich einverleiben könne, ohne

zuvor die beſondere Erlaubniß des apoſtoliſchen Stuhles erhalten zu haben.

Dieſen Fußtapfen ſind nach Zeitumſtänden auch andere römiſche Päpſte, unſere Vorgänger, gefolgt. Es würde zu weit führen, alle ihre Verordnungen hier anzuführen. Unter andern aber hat unſer Vorgänger Clemens V. durch ſeine Bulle vom 6. Mai des Jahres 1312 den Ritterorden der ſogenannten Tempelherren, ob er gleich ordnungsmäßig beſtätigt war und ſich um die chriſtliche Republik ſo ſehr verdient machte, daß er von dem apoſtoliſchen Stuhle mit vorzüglichen Wohlthaten, Vorzügen, Gütern, Privilegien und Freiheiten überhäuft worden, wegen ſeines allgemeinen übelen Rufes unterdrückt und gänzlich aufgehoben, obgleich die allgemeine Kirchenverſammlung zu Vienne, der er die Sache zur Prüfung übergab, der Meinung war, der Papſt ſollte ſich eines förmlichen Endurtheils enthalten.

Unſer Vorgänger, der H. Pius V., deſſen große Heiligkeit die katholiſche Kirche andächtig feiert und verehrt, hat ebenfalls den Regularorden der Humiliatenbrüder, der noch vor der Lateraniſchen Kirchenverſammlung geſtiftet und von den römiſchen Päpſten Innocenz III., Honorius III., Gregor IX. und Nikolaus V., unſern Vorfahren ſeligen Andenkens, beſtätigt worden war, wegen ſeines Ungehorſams gegen die apoſtoliſchen Verordnungen, wegen ſeiner innerlichen und äußerlichen Zwiſtigkeiten, und weil er keine Hoffnung zur Beſſerung blicken ließ, und weil einige von dieſen Ordensleuten ſich ſogar wider das Leben des H. Kardinals Carl Borromeus, Protektors und Viſitators ihres Ordens, verſchworen hatten, vertilgt und gänzlich aufgehoben.

So hat auch unſer Vorgänger, Papſt Urban VIII., ſeligen Andenkens, durch ſein in gleicher Form ausgefertigtes Breve vom 6. Februar 1626 die Kongregation der reformirten Konventualbrüder, die vom Papſt Sixtus V., ſeligen Andenkens, feierlich beſtätigt und mit vielen Freiheiten und Vorzügen verſehen worden war, aus dem Grunde ſupprimirt und aufgehoben, weil der Kirche Gottes keine Früchte von gedachten Brüdern zugewachſen, dagegen aber um ſo mehr Mißhelligkeiten zwiſchen den reformirten und nichtreformirten Konventualen entſtanden waren. Alles Eigenthum dieſer Kongregation, Häuſer, Konvente, Plätze, Mobilien, Güter, Rechte und Anſprüche, hat er dem Orden der Konventualminderbrüder des H. Franziskus überlaſſen und überwieſen, blos mit Ausnahme des Hauſes zu Neapel und des H. Antonius von Padua, mit dem Namen de Urbe, welches letztere er der apoſtoliſchen Kammer einverleibte und ſich ſeiner und ſeiner Nachfolger beliebiger Verfügung vor-

behielt. Endlich erlaubte er noch den Brüdern obgedachter unterdrückter Kongregation, zu den Brüdern des H. Franziskus, den Kapuzinern oder den Obſervanten überzugehen.

Eben dieſer Papſt Urban VIII. hat durch ein anderes Breve vom 2. Dezember 1643 den Regularorden des H. Ambroſius und des H. Barnabas Ad nemus auf immer unterdrückt, abgeſchafft und vernichtet, und die Regularen dieſes unterdrückten Ordens der Gerichtsbarkeit und Korrektion der ordentlichen Obrigkeit jedes Orts unterworfen, und ihnen erlaubt, ſich in andere reguläre, vom päpſtlichen Stuhle beſtätigte Orden zu begeben. Dieſe Aufhebung hat unſer Vorgänger Innocenz X., ſeligen Andenkens, durch ſeine Bulle vom 1. April 1645 feierlich beſtätigt, und außerdem noch die Benefizien, Häuſer und Klöſter dieſes Ordens, die zuvor regulär waren, ſäkulariſirt und für weltliche Güter erklärt.

Eben dieſer Innocenz X. hat durch ſein Breve vom 16. März 1645 wegen der großen Bewegungen, die ſich unter den Regularen der Armen der Mutter Gottes und der frommen Schulen erhoben hatten, dieſen Regularorden, ob er gleich nach vorhergegangener Prüfung von unſerm Vorgänger, Papſt Gregor XV., feierlich beſtätigt worden war, in eine einfache Kongregation verwandelt, ohne ſie durch irgend ein Gelübde zu binden, nach dem Beiſpiele des Inſtituts von der Kongregation der Weltprieſter des Oratoriums der nach dem H. Philippus de Neri benannten St. Marienkirche in Vallicella de Urbe. Den Regularen dieſes Ordens verſtattete er den Uebertritt in alle andere beſtätigte Stiftungen, unterſagte ihnen aber die Annahme von Novizen und den Profeß der Aufgenommenen. Die Superiorität und Gerichtsbarkeit, die der General, die Viſitatoren und andere Superioren hatten, übertrug er den Biſchöfen jedes Orts. Alles dieſes wurde einige Jahre hindurch befolgt, bis endlich dieſer apoſtoliſche Stuhl den Nutzen gedachten Inſtituts einſah, daſſelbe unter der alten Form feierlicher Gelübde wieder herſtellte und zu einem vollkommenen, regulären Orden wieder erhob.

Durch ein gleiches Breve vom 29. Oktober 1650, hat unſer Vorgänger Innocenz X. den Orden des heil. Basilius de Armenis wegen der in ihm entſtandenen Unordnungen und Uneinigkeiten gänzlich unterdrückt, die Ordensglieder der Gerichtsbarkeit und dem Gehorſam der ordentlichen Biſchöfe unterworfen, ihnen die Kleidung der Weltgeiſtlichen vorgeſchrieben, anſtändigen Unterhalt aus den Einkünften der aufgehobenen Klöſter angewieſen, und ihnen erlaubt, in jeden andern beſtätigten Orden überzutreten.

Bei Erlaß ſolcher Dekrete und bei der Art ihrer Ausführung, haben unſere Vorgänger immer für rathſam gehalten, mit Umſicht ſolche Mittel anzuwenden, durch welche alle Zwietracht, Uneinigkeit und Partheiungen am beſten verhütet werden konnten. Sie wählten daher nicht jenen beſchwerlichen und mühſamen Weg, den man ſonſt bei weltlichen Gerichten einzuſchlagen pflegt, und folgten einzig nur den Geſetzen der Klugheit. Als Statthalter Chriſti auf Erden, und als oberſte Richter der Chriſtenheit, haben ſie ſtets mit der ihrer Würde eigenen Vollmacht und Gewalt die ganze Sache definitiv entſchieden, ohne den regulären Orden, welche aufgehoben werden ſollten, Erlaubniß und Macht zu geben, ihre Rechte zu verfolgen, und entweder die ſchweren Beſchuldigungen von ſich abzuwälzen, oder die Beweggründe zu widerlegen, aus denen zu einem ſolchen Beſchluſſe geſchritten wurde.

Nachdem wir nun dieſe und andere wichtige und vollgültige Beiſpiele uns vor Augen geſtellt haben, auch nichts eifriger verlangen, als in dem weiter unten zu eröffnenden Beſchluß mit feſter Zuverſicht und ſicherem Schritte zu verfahren, ſo haben wir es weder an Sorgfalt noch Nachforſchungen fehlen laſſen, um alles dasjenige, was den Urſprung, Fortgang und gegenwärtigen Zuſtand des Ordens betrifft, welcher gewöhnlich die Geſellſchaft Jeſu genannt wird, von Grund aus kennen zu lernen. Wir fanden bei unſeren Nachforſchungen, daß dieſer Orden von ſeinem heiligen Stifter zum Heile der Seelen, zur Bekehrung der Ketzer, und beſonders der Ungläubigen, zur Beförderung der Frömmigkeit und Religion errichtet wurde. Um den beabſichtigten Zweck deſto leichter und glücklicher zu erreichen, führte man das ſtrengſte Gelübde evangeliſcher Armuth ſowohl bei der ganzen Gemeinheit, als auch bei jedem Einzelnen ein; und nur diejenigen Kollegien waren davon ausgenommen, welche dem Studium der Wiſſenſchaften und der Litteratur gewidmet waren und Einkünfte beſitzen durften, ſo jedoch, daß nichts davon zum Vortheile, Nutzen und Gebrauch der Geſellſchaft ſelbſt verwandt werden konnte.

Unter dieſen und andern weiſen Geſetzen wurde die Geſellſchaft Jeſu zuerſt von unſerm Vorgänger Papſt Paul III. ſeligen Andenkens, durch ſeine Bulle vom 27. September 1540 beſtätigt, und ihr die Erlaubniß gegeben, Geſetze und Statuten zu entwerfen, durch welche die Ruhe, das Beſtehen und die Leitung der Geſellſchaft geſichert werden könnte. Und obgleich genannter Papſt, Paul III., dieſe Geſellſchaft Anfangs auf die ſehr geringe Zahl von 60 Gliedern beſchränkt hatte, ſo erlaubte er doch durch ein anderes Breve vom 28. Februar 1543 allen

denjenigen, in die Geſellſchaft zu treten, welche die Vorgeſetzten aufzunehmen für nützlich und nöthig erachten würden. Hierauf begnadigte eben dieſer Papſt, Paul III., durch ſein Breve vom 15. November 1549 die Geſellſchaft mit noch ſehr vielen und anſehnlichen Privilegien, und befahl unter andern, daß die von ihm den vorgeſetzten Generalen früher ſchon geſtattete Erlaubniß, zwanzig geiſtliche Koadjutoren zuzulaſſen, und ihnen die Rechte, Begünſtigungen und das Anſehen zu ertheilen, welche die Profeſſe genöſſen, nun ohne alle Einſchränkung und beſtimmte Zahl auf alle diejenigen ſich erſtrecken ſollte, die die vorgeſetzten Generale dazu tüchtig fänden. Endlich befreite er die geſammte Geſellſchaft und ihre einzelnen Mitglieder, ſowie ihr ganzes Vermögen und ihre Güter von der Oberherrſchaft, Gerichtsbarkeit und Cenſur aller ordentlichen Biſchöfe und nahm ſie unter ſeinen und des apoſtoliſchen Stuhles Schutz.

Nicht weniger freigebig und großmüthig waren auch andere von unſern Vorgängern gegen dieſe Geſellſchaft. Denn es iſt bekannt, daß von Julius III., Paul IV., Pius IV. und V., Gregor XIII., Sixtus V., Gregor XIV., Clemens VIII., Paul V., Leo XI., Gregor XV., Urban VIII. und andern römiſchen Päpſten, die der Geſellſchaft bereits verliehenen oder beſtätigten Privilegien entweder durch neue Zuſätze vermehrt oder näher erläutert worden ſind. Deſſen ungeachtet erſieht man aus dem Inhalte und den Ausdrücken dieſer apoſtoliſchen Verordnungen offenbar, daß in dieſer Geſellſchaft gleich bei ihrem Entſtehen mannigfaltiger Saamen der Zwietracht und Eiferſucht, nicht nur allein in der Geſellſchaft ſelbſt, ſondern auch gegen andere Orden, gegen die Weltprieſterſchaft, gegen Akademien, Univerſitäten, öffentliche Schulen, ja ſogar ſelbſt gegen Fürſten aufgekeimt ſind, in deren Staaten ſie aufgenommen worden; und daß dieſe Streitigkeiten bald über die Beſchaffenheit und Natur der Gelübde, über die Zeit der Zulaſſung zu denſelben, über die Gewalt, Glieder auszuſtoßen, über die Zulaſſung eben dieſer Glieder zu den heiligen Verrichtungen, ohne die gehörige Form und die feierlichen Gelübde nach den Anordnungen der tridentiniſchen Kirchenverſammlung und des Papſtes Pius V. zu beobachten; bald aber auch über die unumſchränkte Gewalt, die ſich der vorgeſetzte General dieſer Geſellſchaft anmaßte; über andere, die innere Regierungsverfaſſung betreffende Gegengenſtände, und bald über Lehrmeinungen, Schulen, Freiheiten und Privilegien, entſtanden ſind, welche die ordentlichen Biſchöfe und andere in geiſtlichen und weltlichen Würden ſtehende Perſonen als ihrer Gerichtsbarkeit und ihren Gerechtſamen zuwiderlaufend anſahen. Endlich fehlte es nie an den ſchwerſten Beſchuldigungen, die man den Gliedern dieſer

Geſellſchaft machte, und welche den Frieden und die Ruhe in der Chriſtenheit nicht wenig ſtörten.

Hieraus entſtanden viele Klagen wider die Geſellſchaft, welche durch das Anſehen verſchiedener Fürſten bekräftigt worden, und wovon Berichte an die Päpſte Paul IV., Pius V. und Sixtus V., unſere Vorgänger ehrwürdigen Andenkens, eingegangen ſind. Unter jenen Fürſten war der katholiſche König Philipp II. von Spanien, glorreichen Andenkens, der die wichtigen Urſachen, wodurch er dazu bewogen wurde, die ernſtlichen Vorſtellungen, die ihm von der ſpaniſchen Inquiſition gegen die übertriebenen Privilegien der Geſellſchaft und gegen ihre Regierungsverfaſſung gemacht wurden, und endlich die Hauptſtreitpunkte, die auch durch einige gelehrte und fromme Männer aus der Geſellſchaft beſtätigt worden, unſerm Vorgänger Sixtus V. vorlegen ließ, und es bei ihm dahin brachte, daß er eine apoſtoliſche Viſitation der Geſellſchaft beſchloß und veranſtaltete.

Dieſem perſönlichen Anſuchen des Königs Philipp II., das ſich auf die höchſte Billigkeit gründete, gab Sixtus V. Gehör, und wählte zu dem Amte eines apoſtoliſchen Viſitators einen Biſchof, der wegen ſeiner Klugheit, Tugend und Gelehrſamkeit allgemein beliebt war. Er ſetzte auch noch eine Kongregation von einigen Kardinälen nieder, welche auf die Beendigung dieſes Geſchäftes ihre ganze Sorgfalt und allen Fleiß verwenden ſollten. Allein da erwähnter Sixtus V. allzu frühe durch den Tod hinweggerafft wurde, ſo wurde dieſes heilſame Beginnen vereitelt und blieb ohne allen Erfolg.

Der nachher auf den Stuhl erhobene Papſt Gregor XIV., gottſeligen Andenkens, beſtätigte aber wieder aufs neue und nachdrücklichſte durch ſeine Bulle vom 28. Juni 1591 dieſe Geſellſchaft und verordnete, daß alle und jede Freiheiten, die ſeine Vorgänger der Geſellſchaft verliehen hatten, geltend und unverletzt bleiben ſollten, und vorzüglich dasjenige Privilegium, wodurch ihr erlaubt worden, daß ſie Glieder von ſich ausſtoßen und verabſchieden könne, ohne an die gerichtliche Form gebunden zu ſein, ohne alle vorgängige Unterſuchung, ohne Inſtruktion eines Prozeſſes, ohne gerichtlichen Akt, ohne, wenngleich weſentlichen, Aufſchub zu bewilligen; ſondern lediglich auf die eingeſehene Wahrheit des Faktums, der Schuld, oder auch nur in Rückſicht einer vernünftigen Urſache und nach Beſchaffenheit der Perſonen und anderer Umſtände. Außerdem legte er noch ein tiefes Stillſchweigen auf, und verbot unter Androhung des großen Kirchenbannes, das Inſtitut, die Verordnungen oder Dekrete dieſer Geſellſchaft weder mittelbar noch unmittelbar anzugreifen, oder etwas davon, was es auch ſein möchte, verändern zu laſſen.

Jedoch ließ er Jedem die Freiheit, dasjenige, was etwa daran zu vermehren, zu verringern oder zu verändern wäre, nur ihm allein und den römiſchen Päpſten, die auf ihn folgen würden, entweder unmittelbar, oder durch Legaten und Nuntien des apoſtoliſchen Stuhles anzeigen und vortragen zu laſſen.

Alle dieſe Anſtalten reichten aber ſo wenig hin, das Geſchrei und die Klagen wider die Geſellſchaft zu ſtillen, daß vielmehr von Tag zu Tag die heftigſten Streitigkeiten über die Lehre der Geſellſchaft, welche ſehr Viele für der Rechtgläubigkeit und den Sitten zuwiderlaufend hielten, ſich faſt über die ganze Erde verbreiteten. Es entſtanden dabei auch innerliche und äußerliche Uneinigkeiten, und es liefen häufige Klagen über ihre unerſättliche Begierde nach irdiſchen Gütern ein. Aus alle dem ſind ſowohl die weltbekannten Unruhen, welche den apoſtoliſchen Stuhl in den tiefſten Kummer und Verdruß ſtürzten, als auch die wider die Geſellſchaft von einigen Fürſten gefaßten Beſchlüſſe entſtanden. Als ſie daher eine neue Beſtätigung ihres Inſtituts und ihrer Privilegien von unſerm Vorgänger, Papſt Paul V., ſuchte, ſah ſie ſich genöthigt, zu bitten, daß er einige Dekrete, welche in der fünften Generalkongregation gemacht, und von Wort zu Wort in ſein Breve vom 4. September 1606 eingerückt wurden, erneuern und durch ſein Anſehen beſtätigen möchte. In dieſem Dekrete lieſ't man nun ſehr ausführlich, daß ſowohl die innerlichen Unruhen und Zwiſtigkeiten in der Geſellſchaft, als die Klagen und Streitigkeiten mit Auswärtigen, die Generalkongregation veranlaßt haben, folgendes Geſetz zu machen: „Gleichwie unſere Geſellſchaft, welche zur Fortpflanzung des Glaubens und zum Heil der Seelen vom Herrn errichtet iſt, durch die ihrem Inſtitute eigenthümlichen Funktionen, welches geiſtliche Waffen ſind, zum Beſten der Kirche und zur Erbauung des Nächſten unter der Fahne des Kreuzes den Endzweck glücklich erreichen kann, den ſie ſich vorſetzt; ebenſo würde ſie dieſes Gute hindern und ſich der größten Gefahr ausſetzen, wenn ſie ſich mit dem beſchäftigte, was weltlich iſt, und was die Politik und die Staatsverwaltung angeht. Es haben daher unſere Vorgänger ſehr weislich verordnet, daß, da wir Gott dienen, wir uns nicht in andere Dinge verwickeln ſollen, welche mit unſerm Berufe nicht übereinſtimmen. Da aber unſer Orden, in dieſen gefährlichen Zeiten, an vielen Orten und bei verſchiedenen Monarchen (deren Liebe und Zuneigung zu erhalten, der H. Vater Ignatius, heiligen Andenkens, mit zum Gehorſam gegen Gott rechnete), vielleicht durch die Schuld einiger, entweder aus Ehrgeiz oder unzeitigem Eifer, in böſen Ruf kam, und ein guter chriſtlicher Geruch unumgänglich nöthig iſt, um

Frucht zu bringen: ſo hat die Kongregation verordnet, daß man ſich von allem Scheine des Böſen enthalten müſſe, um dadurch auch den Klagen möglichſt zu begegnen, die aus falſchem Verdachte entſtehen könnten. Aus dieſer Urſache verbietet ſie allen Unſrigen, in Kraft gegenwärtigen Dekrets, nachdrücklich und ernſtlich, daß ſie ſich in dergleichen Staatsgeſchäfte, wenn ſie auch dazu eingeladen und gereizt würden, auf keine Weiſe einlaſſen, noch auf irgend Jemandes Bitten oder Rath von ihrem Berufe abweichen. Außerdem hat die Geſellſchaft den Definitoren des Ordens empfohlen, mit allem Fleiß auf kräftige Mittel zu denken und dieſelben beſtimmt anzugeben, um, wo es nöthig iſt, dem Verderben Einhalt zu thun".

Wir haben zu unſerm tiefſten Kummer bemerkt, daß obige und noch viele andere ſpäterhin angewandte Mittel faſt gänzlich kraftlos und ohne Wirkung waren, um ſo viele und ſo wichtige Unruhen, Beſchuldigungen und Anklagen gegen oft genannte Geſellſchaft zu zerſtreuen oder zu vernichten, und daß ſich deswegen unſere übrigen Vorgänger, die Päpſte Urban VIII., Clemens IX., X., XI. und XII., Alexander VII. und VIII., Innocenz X., XI., XII. und XIII. und Benedikt XIV. vergebliche Mühe gaben, die erwünſchte Ruhe in der Kirche wieder herzuſtellen.

Sie gaben zu dieſem Ende ſehr viele heilſame Verordnungen, theils darüber, daß die Jeſuiten ſich in ihren heiligen Miſſionen in keine weltliche Geſchäfte mengen ſollten, theils in Rückſicht der verdrießlichen Zwiſtigkeiten und Unruhen, die von der Geſellſchaft wider die ordentlichen Biſchöfe, wider die Regularorden, wider milde Stiftungen und Gemeinſchaften von jeder Art in Europa, Aſien und Amerika nicht ohne großen Nachtheil der Seelen und zum Erſtaunen der Völkerſchaften mit ſolcher Heftigkeit erregt wurden; ferner betrafen die Verordnungen unſerer Vorgänger auch die Erklärung und Ausübung gewiſſer heidniſcher Gebräuche, die an verſchiedenen Orten angenommen, dagegen aber andere, obgleich von der allgemeinen Kirche gebilligte, verworfen wurden; ſie betrafen den Gebrauch und die Erklärung ſolcher Lehrſätze, welche der apoſtoliſche Stuhl als ärgerlich und gegen gute Zucht und Sitten offenbar anſtoßend, mit Recht verdammt hat; ſie betrafen endlich noch andere höchſt wichtige Dinge, welche zur Erhaltung der Reinigkeit des chriſtlichen Lehrbegriffs unumgänglich nöthig waren, und aus welchen, nicht weniger zu unſern, als in früheren Zeiten Schaden und Nachtheil erwachſen iſt; nämlich Zerrüttungen und Empörungen in einigen katholiſchen Provinzen, und Verfolgungen der Kirche in etlichen Reichen Europa's und Aſien's. Unſere Vorgänger haben darüber vielen Kummer erfahren müſ-

ſen, und es kam unter demſelben Papſt Innocenz XI., frommen Andenkens, aus Noth gedrungen, ſo weit, daß er der Geſellſchaft verbot, Novizen anzunehmen und einzukleiden. Innocenz XIII. ſah ſich genöthigt, ihr mit gleicher Strafe zu drohen, und Benedikt XIV. beſchloß die Viſitation der Häuſer und Kollegien in den Reichen unſeres liebſten Sohnes in Chriſto, des allergetreueſten Königs von Portugal und Algarbien. Endlich iſt dem apoſtoliſchen Stuhle kein Troſt, der Geſellſchaft keine Hülfe und der Chriſtenheit kein Vortheil aus dem apoſtoliſchen Briefe zugefloſſen, der von unſerm unmittelbaren Vorfahren, Clemens XIII., ſeligen Andenkens, mehr erpreßt (um uns eines Ausdrucks zu bedienen, den unſer Vorgänger, Gregor X., auf der allgemeinen Kirchenverſammlung zu Lyon gebraucht hat), als erbeten wurde, und worin das Inſtitut der Geſellſchaft ſehr empfohlen und von neuem beſtätigt wird.

Nach ſo vielen und heftigen Stürmen hatten alle Rechtſchaffene gehofft, einmal den höchſt erwünſchten Tag anbrechen zu ſehen, der reichen Frieden und Ruhe brächte. Es entſtanden aber, ſo lange eben dieſer Clemens XIII. auf dem Stuhle Petri ſaß, nur noch gefährlichere und heftigere Stürme. Denn je mehr ſich das Geſchrei und die Klagen wider die gedachte Geſellſchaft erhoben, und ſogar hin und wieder die gefährlichſten Empörungen, Tumulte und Aergerniſſe ausbrachen, um ſo mehr wurde das Band der chriſtlichen Liebe zerriſſen, die Herzen der Gläubigen zu Partheilichkeit, zu Haß und Feindſchaft entflammt, und es kam endlich dahin, daß ſelbſt diejenigen, deren von ihren Voreltern angeerbte Frömmigkeit und Großmuth gegen die Geſellſchaft allgemein gerühmt wurde, nämlich unſere in Chriſto geliebteſten Söhne, die Könige von Frankreich, Spanien, Portugal und beider Sicilien, ſich genöthigt ſahen, die Jeſuiten aus ihren Staaten zu verbannen und auszuſtoßen, weil ſie dies für das einzige und nothwendige Mittel anſahen, um zu verhindern, daß nicht Chriſten im Schooße der heiligen Mutter-Kirche einander ſelbſt reizten, angriffen und verwundeten.

Nachdem aber unſere eben gedachte in Chriſto geliebteſten Söhne eingeſehen, daß dieſes Mittel nicht dauerhaft und zur Beruhigung der ganzen chriſtlichen Welt nicht hinreichend wäre, wenn nicht die Geſellſchaft ſelbſt gänzlich unterdrückt und aufgehoben würde, ſo haben ſie vorgemeldetem unſerm Vorgänger, Clemens XIII., ihre Wünſche und Willensmeinung, vermöge der ihnen zuſtehenden Gewalt, gemeinſchaftlich zu erkennen gegeben, und ihre dringenden Bitten dahin vereint, daß er auf dieſe allein wirkſame Weiſe die Sicherheit ihrer Unterthanen und das Beſte der ganzen Chriſtenheit begründen möchte. Allein der wider

alles Vermuthen erfolgte Hintritt dieſes Papſtes hat die Ausführung dieſer Sache gänzlich unterbrochen. Nachdem wir nun durch die Gnade Gottes auf den Stuhl Petri geſetzt worden, gelangten ſogleich dieſe Bitten, Forderungen und Wünſche auch an uns, und wurden zu gleicher Zeit von verſchiedenen Biſchöfen und andern würdigen, gelehrten und gottſeligen Männern unterſtützt.

Damit wir aber in einer ſo bedenklichen und wichtigen Angelegenheit den ſicherſten Entſchluß faßten, ſo haben wir uns Zeit dazu genommen, nicht allein, um der Sache fleißig nachzuforſchen, ſie reiflich überlegen und mit Bedacht dabei verfahren zu können, ſondern auch, um unter vielen Seufzern und mit anhaltendem Gebete von dem Vater des Lichtes Hülfe und Beiſtand zu erflehen, in welcher Abſicht wir uns auch durch das Gebet aller Gläubigen und durch Werke der Gottſeligkeit bei Gott hatten unterſtützen laſſen. Unter andern wollten wir nachforſchen, auf was für einem Grunde jene durchgängig angenommene Meinung beruhe, als wäre die Geſellſchaft Jeſu von der Kirchenverſammlung zu Trient auf eine feierliche Weiſe genehmigt und beſtätigt worden. Wir haben aber nichts weiter davon in den Verhandlungen derſelben gefunden, als daß ſie von dem allgemeinen Dekrete ausgenommen würde, worin den übrigen Regularorden eingebunden wird, daß nach Erledigung des Noviziats die tüchtig befundenen Novizen entweder zum Profeß zugelaſſen, oder aus dem Kloſter entfernt werden ſollen. Es erklärte daher eben dieſer heilige Synodus (Sess. XXV. Cap. 16. de Regular.), er wollte keine Neuerung machen oder verbieten, daß gedachte Geſellſchaft Jeſu nach ihrer gottſeligen Stiftung, welche von dem heiligen apoſtoliſchen Stuhle beſtätigt wäre, Gott und ſeiner Kirche dienen könne.

Nach Anwendung ſo vieler und nothwendiger Mittel alſo, im Vertrauen auf die Eingebung und den Beiſtand des göttlichen Geiſtes, wie auch gedrungen von unſerer Amtspflicht, die Ruhe und den Frieden der Chriſtenheit zu erhalten, zu nähren und zu befeſtigen, und nach unſern Kräften alles dasjenige hinweg zu räumen, was ihr im geringſten nachtheilig ſein könnte; und nachdem wir außerdem noch bemerkt haben, daß erwähnte Geſellſchaft die reichen Früchte nicht mehr bringen und den Nutzen nicht mehr ſchaffen könne, wozu ſie geſtiftet, von ſo vielen unſerer Vorgänger beſtätigt und mit ſo vielen Privilegien verſehen wurde, ja daß es kaum oder gar nicht möglich ſei, daß, ſo lange ſie beſtehe, der wahre und dauerhafte Friede der Kirche wieder hergeſtellt werden könne: ſo heben wir aus dieſen wichtigen Beweggründen, und aus an-

dern Urſachen, welche uns die Regeln der Klugheit und die beſte Regierung der allgemeinen Kirche darbieten, und die wir in unſerm Herzen bewahren, nach den Beiſpielen unſerer Vorgänger, und inſonderheit Gregor's X. auf der allgemeinen Kirchenverſammlung zu Lyon, da auch im gegenwärtigen Falle von einer Geſellſchaft die Rede iſt, die ſowohl nach ihrem Inſtitute als nach ihren Privilegien zu den Bettelorden gehört, mit reiflicher Ueberlegung, aus gewiſſer Wiſſenſchaft und aus der Fülle der apoſtoliſchen Macht erwähnte Geſellſchaft auf, ſupprimiren und annulliren ſie, ſchaffen ſie ab, und heben auf alle und jede ihrer Aemter, Bedienungen und Verwaltungen, ihre Häuſer, Schulen, Kollegien, Hoſpizien, Niederlagshäuſer und alle ihre Verſammlungsörter, ſie mögen ſein in welchem Reiche, in welcher Provinz und unter welcher Botmäßigkeit ſie wollen, und die ihnen auf irgend eine Weiſe angehören; ihre Statuten, Gebräuche, Gewohnheiten, Dekrete, Konſtitutionen, wenn ſie gleich mit einem Eide, oder durch eine apoſtoliſche Beſtätigung oder auf eine andere Art befeſtigt ſind; desgleichen alle und jede Privilegien, General- und Spezialindulte, deren Inhalt wir ſo angeſehen wiſſen wollen, als ob ſie in dieſer Bulle von Wort zu Wort eingerückt wären, und die wir, mit welchen Formeln, vernichtenden Klauſeln, Einſchränkungen und Dekreten ſie auch verfaßt ſein mögen, als vollkommen und genügſam hierin ausgedrückt erachten. Daher erklären wir, daß alle und jede Gewalt des Generals, der Provinziale, Viſitatoren, und aller andern Vorgeſetzten erwähnter Geſellſchaft ſowohl im Geiſtlichen als Zeitlichen aufgehoben und auf immer vernichtet bleiben ſoll, und übertragen eben dieſe Gerichtsbarkeit und Gewalt auf die ordentlichen Biſchöfe der Oerter in ihrem ganzen Umfange nach dem Maaße, den Fällen und Perſonen, und unter den Bedingungen, die wir unten erklären werden. Wir verbieten auch durch Gegenwärtiges, daß Keiner mehr in gedachte Geſellſchaft aufgenommen und zur Einkleidung und zum Noviziat zugelaſſen werde. Diejenigen aber, die bisher aufgenommen worden, ſollen zur Profeſſion der einfachen oder feierlichen Gelübde unter Strafe der Nullität ihrer Zulaſſung und Profeſſion, und bei andern Strafen, die wir unſerer Willkühr vorbehalten, keineswegs zugelaſſen werden können. Wir wollen, befehlen und verordnen auch, daß diejenigen, die gegenwärtig im Noviziate ſtehen, gleich, augenblicklich, unmittelbar und definitiv entlaſſen werden. Desgleichen verbieten wir, daß diejenigen, die bereits Profeſſion der einfachen Gelübde gethan haben und bisher noch zu keinen Weihen befördert worden ſind, zu den höheren Weihen nicht zugelaſſen werden ſollen unter dem Vorwande, daß ſie in der Geſellſchaft

gegen die Dekrete der Kirchenverſammlung zu Trient bewilligt worden ſind.

Da aber alle unſere Bemühungen und Abſichten dahin zwecken, daß, ſowie wir den Nutzen der Kirche und die Ruhe der Völker zu befördern ſuchen, alſo auch den einzelnen Gliedern dieſer Geſellſchaft, deren Perſonen wir im Herzen väterlich lieben, einiger Troſt und Hülfe von uns zufließen möge, damit ſie, frei von aller Angſt und Unruhe, der ſie bisher ausgeſetzt geweſen, mit größerem Nutzen den Weinberg des Herrn bauen und das Seelenheil befördern können: ſo befehlen und verordnen wir, daß diejenigen Glieder, welche nur die erſten Gelübde abgelegt und noch keine Weihe empfangen haben, innerhalb der von den Biſchöfen zu beſtimmenden Zeit, die jedoch von dem Datum dieſes Breve's an die Friſt eines Jahres nicht überſchreiten darf, ſondern nur hinlänglich ſein ſoll, etwa ein Amt, einen Dienſt oder einen gütigen Freund zu finden, die Häuſer und Kollegien, von allen Banden der einfachen Gelübde frei, gänzlich verlaſſen und eine ſolche Lebensart ergreifen ſollen, die ein Jeder ſeinem Berufe, ſeinen Kräften und ſeinem Gewiſſen im Namen des Herrn angemeſſen finden wird. Nach den Privilegien der Geſellſchaft konnten ſie auch von ihr ſelbſt aus keinen andern Urſachen verabſchiedet werden, als ſolchen, welche die Superioren der Klugheit und den Umſtänden gemäß fanden, ohne vorhergegangene Citation, ohne aktenmäßige Unterſuchung, ohne eine gerichtliche Form zu beobachten.

Allen Gliedern aber, die bereits zu den heiligen Weihen befördert ſind, erlauben wir, genannte Häuſer und Kollegien der Geſellſchaft zu verlaſſen, oder ſich in einen vom apoſtoliſchen Stuhle beſtätigten Orden zu begeben, wo ſie die vom Kirchenrath zu Trient vorgeſchriebene Probezeit werden aushalten müſſen, wenn ſie die Profeſſe der einfachen Gelübde in der Geſellſchaft ſchon gethan haben. Iſt aber bereits ſchon die Ablegung der feierlichen Gelübde geſchehen, ſo ſollen ſie nur ſechs Monate in der Probezeit bleiben und für die übrige Zeit von uns dispenſirt ſein. Sie können aber auch als Weltgeiſtliche und Prieſter außer dem Orden unter der Gerichtsbarkeit der Biſchöfe bleiben, in deren Diözeſe ſie ſich aufhalten werden. Wir wollen noch außerdem, daß denjenigen, welche auf ſolche Weiſe in der Welt bleiben, ein anſtändiger Unterhalt, ſo lange ſie keine andere Verſorgung finden, aus den Einkünften des Hauſes oder Kollegiums angewieſen werde, in welchem ſie geweſen, jedoch ſo, daß auf die Einkünfte ſowohl als auf die denſelben anklebende Belaſtungen Rückſicht genommen wird.

Die mit den heiligen Prieſterweihen verſehenen Profeſſe, welche aus

Furcht eines wegen geringer Penſion nicht hinreichenden Auskommens, oder weil ſie keinen Ort haben, wo ſie ſich niederlaſſen können, oder auch wegen hohen Alters, ſchwacher Geſundheit und anderer gegründeter Urſachen, die Häuſer oder Kollegien der Geſellſchaft nicht gerne verlaſſen, können in denſelben, jedoch unter der Bedingung, bleiben, daß ſie keine Verwaltung des Hauſes oder Kollegiums in ihrer Gewalt haben, ſich weltprieſterlich kleiden und dem Biſchofe des Orts gänzlich unterworfen ſein ſollen. Wir verbieten aber ernſtlich, Andere an die Stelle der Abgehenden zu ſetzen und ſich ein Haus oder einen Platz aufs Neue nach den Dekreten der Lyoner Kirchenverſammlung anzuſchaffen. Ueberdies ſollen ſie die in ihrem Beſitze befindlichen Häuſer, Effekten und Plätze nicht veräußern können, ſondern es ſollen vielmehr die übrigbleibenden Glieder, mit Rückſicht auf ihre Anzahl, in ein Haus oder in mehrere verſammelt werden, damit man diejenigen Häuſer, welche erledigt werden, zu milden Stiftungen verwenden könne, ſowie es den heiligen Regeln, dem Willen der Stifter, der Beförderung des Gottesdienſtes, dem Heil der Seelen und dem gemeinen Beſten nach Beſchaffenheit der Umſtände, angemeſſen ſein wird. Indeſſen ſoll aus den Weltgeiſtlichen ein durch Klugheit und untadelhafte Sitten ſich auszeichnender Mann die Aufſicht über beſagte Häuſer führen, und die Benennung der Geſellſchaft gänzlich aufhören und vertilgt ſein.

Wir erklären ferner, daß in dieſer allgemeinen Unterdrückung der Geſellſchaft auch diejenigen begriffen ſein ſollen, welche bereits aus andern Provinzen vertrieben worden, und wollen daher, daß dieſe Vertriebenen, falls ſie ſchon die letzte Prieſterweihe erhalten haben, aber noch in keinen andern Orden getreten ſind, ſogleich in den Stand der Weltgeiſtlichen geſetzt und den Biſchöfen gänzlich unterworfen ſein ſollen.

Die ordentlichen Biſchöfe können, wenn ſie die nöthige Rechtſchaffenheit, Gelehrſamkeit und Reinigkeit der Sitten bei denjenigen finden, die aus dem Regularinſtitut der Geſellſchaft Jeſu in den Weltprieſterſtand kraft unſerer Bulle übergetreten ſind, ihnen nach ihrer Willkühr Vollmacht geben oder verweigern, die Sakramentalbeichten der Chriſtgläubigen anzuhören, oder öffentliche Predigten an das Volk zu halten. Ohne eine ſolche ſchriftliche Erlaubniß aber ſoll ſich keiner unterſtehen, dergleichen Verrichtungen zu unternehmen. Doch ſollen die Biſchöfe oder Vorſteher des Orts dieſe Erlaubniß niemals, in Rückſicht auf Fremde, denen ertheilen, welche in Häuſern und Kollegien zurück geblieben ſind, die ehemals dieſer Geſellſchaft angehörten, als welchen wir hiermit für immer verbieten, Fremde zur Beichte zu laſſen, oder vor ihnen zu pre=

digen, wie dieſes Gregor X. in ſchon gedachter allgemeiner Kirchenverſammlung ebenfalls verboten hat. Wir ſchärfen alſo dieſes dem Gewiſſen der Biſchöfe hiermit ein, und erinnern ſie an die ſtrengſte Rechenſchaft, die ſie wegen der ihrer Sorge anvertrauten Schafe dem Herrn einſt geben müſſen, und an das fürchterliche Gericht, mit welchem der Herr aller Lebendigen und Todten den Seelenhirten droht.

Wir wollen ferner, daß, wenn einige von der aufgehobenen Geſellſchaft ſich bisher in Kollegien und Schulen mit dem Unterricht der Jugend beſchäftigten, jetzt, da ſie ſämmtlich aller Aemter und Verwaltungen entſetzt ſind, nur denjenigen in Zukunft zu lehren geſtattet ſein ſoll, die von ihren Arbeiten etwas Gutes hoffen laſſen, und zugleich jenen unnützen Streitigkeiten über Lehrmeinungen, woraus ſo viele Unruhen entſtanden ſind, gänzlich entſagen werden; hingegen ſollen diejenigen niemals zum Lehramte befördert, oder, falls ſie noch wirklich darin ſtehen, dabei gelaſſen werden, welche ſich die Einigkeit in den Schulen und die Ruhe des Staats nicht wollen anempfohlen ſein laſſen.

Was die heiligen Miſſionen betrifft, in Bezug auf welche wir auch alles, was wegen Aufhebung dieſer Geſellſchaft verordnet worden, verſtanden haben wollen: ſo behalten wir uns noch vor, diejenigen Mittel zu beſtimmen, durch welche die Bekehrung der Ungläubigen ſowohl, als die Beilegung der Zwiſtigkeiten leichter und ſicherer erreicht werden kann.

Da nun alle und jede Privilegien und Statuten dieſer Geſellſchaft, wie oben gemeldet worden, aufgehoben und abgeſchafft ſind, ſo erklären wir die Glieder derſelben, wenn ſie aus ihren Häuſern und Kollegien getreten und zu Weltgeiſtlichen angenommen ſind, für fähig, nach den Schlüſſen der heil. Kanones und apoſtoliſchen Verordnungen, jede Pfründe, ſowohl mit als ohne Seelſorge, Kirchenämter, Würden u. dergl. zu erhalten, wozu ihnen, ſo lange die Geſellſchaft beſtand, durch das von Gregor XIII. abgefaßte Breve vom 10. September 1584 der Zugang verſchloſſen war. Wir erlauben ihnen auch, was ihnen gleichfalls verboten war, daß ſie für das Meſſeleſen Almoſen annehmen und diejenigen Vortheile genießen können, die ſie als Regularkleriker der Geſellſchaft immer hätten entbehren müſſen. Doch heben wir alle und jede Freiheiten auf, die ihnen, kraft päpſtlicher Privilegien, vom General und andern Vorgeſetzten ertheilt worden, als z. B. ketzeriſche und andere vom apoſtoliſchen Stuhle verworfene Bücher zu leſen; keine Faſttage zu halten, noch Faſtenſpeiſe an denſelben zu eſſen; die kanoniſchen Stunden früher oder ſpäter zu beten, und dergleichen Freiheiten, deren Gebrauch wir ihnen in Zukunft ernſtlich verbieten, indem unſere Abſicht und unſer

Wille dahin geht, daß ſie nach dem Beiſpiele der Weltprieſter nach den Regeln des gemeinen Rechts ihre Lebensart einrichten ſollen.

Wir verbieten auch, daß Niemand, nach Bekanntmachung dieſes Breve's, ſich unterſtehen ſoll, unter dem Vorwande einer Bitte, Appellation, Deklaration oder Conſultation über entſtandene Zweifel, die Vollziehung deſſelben im geringſten aufzuhalten. Denn wir wollen, daß von nun an ſogleich die Aufhebung und Unterdrückung des Ordens auf oben beſchriebene Weiſe ihre Wirklichkeit erreiche, bei Strafe des uns und unſern Nachfolgern vorbehaltenen größern Banns, welcher gegen alle, die ſich unterfangen, der Erfüllung dieſer unſerer Verordnung Hinderniſſe in den Weg zu legen, ſogleich verhängt werden ſoll.

Wir befehlen ferner und gebieten in Kraft des heil. Gehorſams allen und jeden Ordens- und Weltgeiſtlichen, weſſen Standes, Würden und Anſehens ſie auch ſein mögen, und beſonders denjenigen, welche bisher unter dieſer Geſellſchaft geweſen, daß ſie ſich nicht beikommen laſſen, etwas für oder wider dieſelbe zu ſchreiben und zu reden, auch nichts von dieſer Aufhebung und ihren Urſachen, von dem Inſtitute, den Regeln, Konſtitutionen, Regierungsform, oder ſonſt dahin gehörigen Dingen, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Papſtes, weder ſchriftlich noch mündlich zu äußern. Wir verbieten auch, bei Strafe des uns und unſern Nachfolgern vorbehaltenen Banns, allen und jeden, daß ſich Niemand unterſtehen ſoll, bei Gelegenheit dieſer Aufhebung Jemanden, am wenigſten aber die geweſenen Glieder der Geſellſchaft zu ſchimpfen, zu läſtern, zu ſchmähen und auf eine andere Weiſe ihnen verächtlich zu begegnen, es ſei ſchriftlich oder mündlich, heimlich oder öffentlich.

Wir ermahnen alle chriſtlichen Fürſten, daß ſie mit der in ihrer Hand ſtehenden Macht, Gewalt und Anſehen, die ihnen von Gott zur Beſchützung und Vertheidigung der heil. Römiſchen Kirche anvertraut worden; dann auch aus Achtung und Gehorſam gegen den apoſtoliſchen Stuhl, alle ihre Kräfte verwenden, um dieſes unſer Breve in vollkommene Vollziehung zu bringen, und nach dem Inhalte deſſelben ähnliche Verordnungen ergehen zu laſſen, wodurch ſie allerdings verhüten können, daß nicht etwa bei Vollziehung dieſes unſers Willens, Streit, Gezänk und Zwietracht unter den Gläubigen entſtehe.

Endlich ermahnen wir auch alle Chriſten, und bitten ſie durch die barmherzige Liebe Jeſu Chriſti, ſich ſtets zu erinnern, daß wir alle einen Herrn im Himmel haben; alle einen Erlöſer, der uns ſehr theuer erkauft hat, anbeten; alle durch einerlei Taufe im Worte des Lebens wiedergeborne Kinder Gottes und Miterben Chriſti geworden ſind; alle

durch die Speiſe des göttlichen Wortes und der katholiſchen Lehre genährt; alle endlich ein Leib in Chriſto, einzeln aber Einer des Andern Glieder ſind, es alſo nothwendig iſt, daß Alle, durch das gemeinſchaftliche Band der Liebe unter einander verbunden, mit allen Menſchen Frieden halten, und Niemand etwas anders ſchuldig ſind, als ſich unter einander zu lieben; denn wer ſeinen Nächſten liebt, der erfüllt das Geſetz; Beleidigungen hingegen, Feindſchaft, Zank und Nachſtellungen, als Erfindungen des geſchworenen Feindes der menſchlichen Geſellſchaft, die unter dem trügeriſchen Titel von Schulmeinungen, oft ſogar unter dem Schein größerer chriſtlicher Vollkommenheit, die Kirche Gottes zu beunruhigen und die ewige Glückſeligkeit der Gläubigen zu ſtören erſonnen und erfunden worden ſind, auf das äußerſte zu verabſcheuen; daß Alle endlich ihre ganze Kraft anſpannen, um die echte und wahre Weisheit zu erlangen, von welcher der heil. Jacobus (Kap. 3, Vs. 13 — 18) ſchreibt: „Wer iſt weiſe und geſittet unter Euch? Der zeige durch ſeinen guten Wandel ſeine Werke in ſanftmüthiger Weisheit. Wenn ihr aber bittern Eifer habt und Streitſucht in euern Herzen hegt; rühmet ihr euch nicht, und ſeid nicht Lügner wider die Wahrheit? Denn das iſt nicht die Weisheit, die von oben kommt, ſondern eine irdiſche, ſinnliche, teufliſche. Denn wo Eifer und Streitſucht iſt, da iſt auch Unordnung und alles Böſe. Die Weisheit aber, die von oben herabkommt, iſt zuerſt rein, dann friedfertig, mild, folgſam, voll Liebe und guter Früchte, unzweideutig und ungeheuchelt. Die Frucht der Gerechtigkeit aber wird denen in Frieden geſäet, die Frieden halten".

Es ſoll auch dieſes unſer Breve aus dem Grunde, daß die Vorgeſetzten und andere Religioſen dieſer Geſellſchaft, oder jene, welche an dem Inhalte dieſer Verordnungen entweder intereſſirt ſind, oder es zu ſein vorgeben, nicht eingewilligt haben, noch dazu vorgeladen und angehört worden ſind, niemals und zu keiner Zeit der Erſchleichung, Ob- und Subreption, der Nullität, der Ungültigkeit oder des Mangels der Intention, oder ſonſt eines noch ſo großen, unvorhergeſehenen und weſentlichen Fehlers, als ob entweder in dem Vorſtehenden oder in einigen Punkten deſſelben die Formalitäten und andere nöthige Erforderniſſe nicht beobachtet worden, oder aus einem andern, aus den Rechten und Gewohnheiten hergeleiteten, oder ſelbſt im Corpus Juris enthaltenen Grunde, oder unter ſonſt einem Vorwande enormer, höchſt enormer und gänzlicher Rechtsverletzung, oder aus ſonſt einer andern, wiewohl gerechten, gegründeten und auf Privilegien beruhenden, noch auch aus einer ſolchen Urſache, welche zur Gültigkeit des Vorſtehenden nothwendig hätte ausge-

drückt ſein ſollen, beſchuldigt, getadelt, angefochten, entkräftet, ſtreitig gemacht, vor Gericht gezogen, oder dagegen die Reſtitution in den vorigen Stand begehrt werden können; und ſoll weder Rechtsmittel, noch Gnade etwas erlangen; und, insoferne etwas erlangt würde, ſoll ſich deſſelben Niemand bedienen, weder vor Gericht, noch ſonſt irgend in anderer Weiſe; ſondern dieſes Breve ſoll für immer feſt, unumſtößlich und wirkſam ſein und bleiben, ganz ohne allen Rückhalt befolgt und von Allen und Jeden, die es angeht und in Zukunft angehen wird, unverletzt beobachtet und gehalten werden.

Und nur ſo, und nicht anders, ſoll auch in allen und jeden vorbemerkten Punkten durch alle und jede ordentliche Obrigkeiten, und deren Abgeordnete, auch durch die Auditoren der Rechtsſachen des heil. Palaſtes, durch die Kardinäle der heiligen römiſchen Kirche, durch die Legaten a latere, durch die Nunzien des apoſtoliſchen Stuhles und Andere, in welchem Anſehen oder Amte ſie auch ſtehen, in allen Rechtsſachen und Inſtanzen gerichtet und entſchieden werden, und Alles nichtig und unkräftig ſein, was dawider von Jemanden, weß Standes er auch ſein möchte, mit oder ohne Wiſſen geſchehen wird.

Alle dieſem ſollen nicht entgegen ſein die apoſtoliſchen Konſtitutionen, wenn ſie gleich auf allgemeinen Kirchenverſammlungen gemacht worden, und im Nothfalle auch nicht die Regel de non tollendo jure quaesito, noch die feierlich beſtätigte Statuten und Gewohnheiten der Geſellſchaft, ihrer Häuſer, Kollegien und Kirchen, die derſelben, ihren Vorgeſetzten und Religioſen unter allerlei Geſtalt durch verſchiedene Privilegien und päpſtliche Briefe ertheilt, beſtätigt und erneuert worden ſind, welche wir alle und jede, obgleich zu ihrer hinlänglichen Abſtellung eine beſondere und ausdrückliche Anführung von Wort zu Wort davon gemacht werden ſollte, nichts deſto weniger, als wenn ſie von Wort zu Wort hier ganz eingerückt wären, hiermit gänzlich aufheben, damit Alles obige zur Vollziehung gebracht werden könne.

Auch wollen wir, daß den Abſchriften und Abdrücken dieſes Breve's, welche von einem Notar unterſchrieben, oder von einer in geiſtlichen Würden ſtehenden Perſon beſiegelt worden, der nämliche Glaube, welchen das Original, wenn man es vorzeigte, finden würde, ſowohl in, als außer Gericht, beigemeſſen werde.

Gegeben zu Rom in Santa Maria Maggiore, unter dem Fiſcherring, den 21. Juli 1773, im fünften Jahre unſers Pontifikats.

A. Card. Negroni.

XI.

Pius VII. Bulle Sollicitudo omnium ecclesiarum *).

Pius, Biſchof, Knecht der Knechte Gottes.

Die Sorge für alle Kirchen, die durch den Willen Gottes, ungeachtet unſerer geringen Verdienſte und Kräfte, unſerer Niedrigkeit übertragen worden iſt, macht es uns zur Pflicht, alle Mittel, die in unſerer Macht ſtehen und die uns durch die Barmherzigkeit der göttlichen Vorſehung dargeboten werden, zu benutzen, damit wir, inſoweit es die zahlreichen

*) Das Diario Romano vom 10. Auguſt 1814 enthält Folgendes: „Am vorigen Sonntage, den ſiebenten dieſes Monates, begab ſich Sr. Heiligkeit in die Jeſuitenkirche, um daſelbſt am Altare des h. Ignatius die heilige Meſſe zu feiern. Nachdem Sr. Heiligkeit der Papſt noch eine andere Meſſe gehört hatte, ging er in das nahe Oratorium der Kongregation der Nobili, wo er ſich auf einen Thron ſetzte, welcher für ihn errichtet worden war. Hier übergab S. Heiligkeit einem der Cerimonienmeiſter folgende Bulle, welche die Geſellſchaft Jeſu wieder herſtellt, und ließ ſie mit lauter Stimme vorleſen. — Nach der Vorleſung wurden alle anweſenden Jeſuiten zum Fußkuſſe zugelaſſen; an ihrer Spitze war der Vater Panizoni, der laut Reſcript des Staatsſekretariats interimiſtiſch die Geſchäfte des Generals verſehen wird, welchen man aus Rußland erwartet.

„Alle Kardinäle, mit Ausnahme der abweſenden und kranken, wohnten dieſer Feierlichkeit bei und verließen das Oratorium erſt nachdem die Bulle vorgeleſen und die Jeſuiten zum Fußkuſſe zugelaſſen worden waren. Hierauf ließ der Kardinal Pacca, Kämmerling der heiligen Kirche und ſtellvertretender Staatsſekretair, der einzige von den Kardinälen, welcher zurückgeblieben war, unter Aſſiſtenz des Marquis Ercolani, proviſoriſchen Staats-Schatzmeiſters, des Monſignore Criſtaldi, Advokaten des Fiskus, und des Monſignore Barberi, Staatsfiskals, eine von der Hand Sr. Heiligkeit unterzeichnete Verfügung vorleſen, welche die Zurückgabe der aus dem Vermögen der Jeſuiten noch vorhandenen Kapitalien und die proviſoriſchen Entſchädigungen für die veräußerten oder zu andern Zwecken verwandten Güter betrifft. Unmittelbar darauf wurde das Vollziehungsdekret des Schatzmeiſters verleſen, an welchen obige Verfügung gerichtet war. So ſchloß dieſe glorreiche und ewig denkwürdige Feier“. — (Auszug aus dem Moniteur.)

Wechſelfälle der Zeiten und Oerter es geſtatten, den geiſtlichen Bedürfniſſen der katholiſchen Welt, ohne allen Unterſchied der Völker und Nationen, abhelfen können. In dem Wunſche, dieſer Pflicht unſeres apoſtoliſchen Hirtenamtes zu genügen, haben wir, als Franz Kareu, der damals noch lebte, und andere ſeit mehreren Jahren in dem weiten ruſſiſchen Reiche wohnende Weltprieſter, welche früher der von unſerem Vorgänger Clemens XIV., ſeligen Andenkens, aufgehobenen Geſellſchaft Jeſu angehört hatten, uns baten, daß wir ihnen erlauben möchten, ſich zu einer Körperſchaft zu vereinigen, damit ſie, gemäß ihrer Stiftung, ſich deſto leichter des Unterrichts der Jugend in den Grundlehren des chriſtlichen Glaubens befleißigen und der Predigt, der Beichte und der Verwaltung der übrigen Sakramente widmen könnten, dieſem Wunſche um ſo mehr willfahren zu müſſen geglaubt, als der damals regierende Kaiſer, Paul I., uns die beſagten Prieſter in ſeiner huldvollen Depeſche vom 11. Auguſt 1800, empfohlen hatte, in welcher er ſein beſonderes Wohlwollen gegen dieſelben ausſprach und uns erklärte, daß es ihm angenehm ſein würde, wenn ſich die Geſellſchaft Jeſu mit unſerer Bewilligung in ſeinem Reiche niederließe, und wir unſererſeits, die großen Vortheile erwägend, welche jene großen Länderſtrecken daraus ziehen konnten, und berückſichtigend, von welch großem Nutzen für die katholiſche Religion dieſe Geiſtlichen ſein müßten, deren Sitte und Lehre gleichmäßig bewährt waren, es für angemeſſen hielten, dem Wunſche eines ſo großen und ſo wohlthätigen Fürſten nachzukommen.

Demzufolge haben wir durch unſer Breve vom 7. März 1801 dem oben genannten Franz Kareu und ſeinen Gefährten, die in Rußland wohnen, oder ſich aus andern Ländern dahin begeben möchten, die Befugniß bewilligt, ſich zu einer Körperſchaft oder einer Kongregation der Geſellſchaft Jeſu zu formiren; es ſteht ihnen frei, ſich in einem oder mehreren, vom Superior ihnen angewieſenen Häuſern zu vereinigen, vorausgeſetzt, daß dieſe Häuſer im ruſſiſchen Reiche belegen ſind. Zum General der beſagten Kongregation haben wir den obbenannten Prieſter Franz Kareu ernannt, und haben ſie autoriſirt, die vom H. Ignatius von Loyola entworfene, durch die apoſtoliſche Konſtitutionen unſeres Vorgängers Paul III., ſeligen Andenkens, gebilligte und beſtätigte Regel wieder anzunehmen und zu befolgen, damit die Gefährten in religiöſem Vereine ſich ungehindert damit beſchäftigen können, die Jugend in der Religion und der Litteratur zu unterweiſen, die Seminarien und Kollegien zu dirigiren und, mit Bewilligung und Zuſtimmung des Ordinarius, Beichte zu hören, das Wort Gottes zu verkündigen und die Sakramente

auszuſpenden. In dem nämlichen Breve nehmen wir die Kongregation der Geſellſchaft Jeſu in unſern Schutz und in unmittelbare Abhängigkeit von uns; wir behalten uns ſelbſt und unſern Nachfolgern vor, alles vorzuſchreiben, was uns geeignet ſcheinen wird, ſie zu konſolidiren, zu vertheidigen und von den Mißbräuchen des Verderbniſſes zu reinigen, die ſich in ſie einſchleichen möchten; und zu dieſem Zwecke haben wir ausdrücklich die apoſtoliſchen Konſtitutionen, Statute, Gewohnheiten, Privilegien und der gegenwärtigen Conceſſion zuwiderlaufende, verliehene und beſtätigte Indulte außer Kraft geſetzt, und namentlich das apoſtoliſche Schreiben unſers Vorgängers Clemens XIV., welches anfängt mit den Worten Dominus ac Redemptor, blos inſoferne es unſerm Breve entgegen ſein würde, welches anfängt mit dem Worte Catholicae, und welches nur für das ruſſiſche Reich erlaſſen worden iſt.

Nicht lange nachdem wir die Wiederherſtellung des Ordens der Jeſuiten in Rußland angeordnet hatten, glaubten wir, dieſelbe Gunſt dem Königreiche Sizilien auf dringendes Bitten unſeres in Jeſu Chriſto geliebteſten Sohnes, des Königs Ferdinand, bewilligen zu müſſen, als welcher uns erſuchte, die Geſellſchaft Jeſu in ſeinen Domainen und Staaten wieder herzuſtellen, gleichwie ſie in Rußland wieder hergeſtellt worden wäre, überzeugt, daß die Jeſuiten in den gegenwärtigen beklagenswerthen Zeiten die fähigſten Lehrer ſein würden, die Jugend zu chriſtlicher Frömmigkeit und zur Gottesfurcht, die da der Anfang der Weisheit iſt, anzuleiten und ſie in den Wiſſenſchaften und der Litteratur zu unterrichten. Da die Pflicht unſeres Hirtenamtes uns gebot, den frommen Wünſchen dieſer glorreichen Monarchen nachzukommen, und lediglich in der Abſicht, die Ehre Gottes und das Heil der Seelen zu befördern, haben wir durch unſer vom 30. Juli 1804 datirtes und mit den Worten Per alios beginnendes Breve dem Königreiche beider Sizilien dieſelben Conceſſionen zugeſtanden, die wir dem ruſſiſchen Reiche bewilligt hatten.

Die katholiſche Welt verlangt einſtimmig die Wiederherſtellung der Geſellſchaft Jeſu. Wir erhalten tagtäglich zu dieſem Endzwecke die dringlichſten Geſuche von unſern ehrwürdigen Brüdern, den Erzbiſchöfen und Biſchöfen, und ſonſt von den hochgeſtellteſten Perſonen, beſonders ſeitdem man allgemein die reichlichen Früchte kennt, welche dieſe Geſellſchaft in den obbemeldeten Ländern gebracht hat. Ja ſelbſt die Zerſtreuung der Steine des Heiligthums in dieſen letzten Kalamitäten, welche heutiges Tages zu beweinen beſſer iſt, als in das Gedächtniß zurückzurufen; die Vernichtung der Disciplin der Regularorden, dieſes Ruhmes und dieſer Stütze der Religion und der katholiſchen Kirche, auf de-

ren Wiederherſtellung jetzt alle unſere Gedanken und Sorgen gerichtet ſind, gebieten, daß wir uns einem ſo gerechten und ſo allgemeinen Wunſche willfährig erweiſen.

Wir würden uns vor Gott eines ſchweren Vergehens ſchuldig erachten, wenn wir bei dieſen ſo großen Fährlichkeiten der Chriſtenheit die Mittel unbeachtet laſſen wollten, welche uns eine beſondere Vorſehung Gottes an die Hand giebt, und wenn wir, die wir in das von beſtändigen Stürmen gepeitſchte Schifflein Petri geſtellt ſind, uns weigern wollten, kräftige und erfahrne Ruderer anzunehmen, die ſich von freien Stücken erbieten, die Wogen eines Meeres zu brechen, welches jeden Augenblick mit Schiffbruch und Tod droht. Von ſo zahlreichen und ſo mächtigen Beweggründen geleitet, haben wir uns entſchloſſen, heute das zu thun, was wir ſchon beim Antritte unſeres Pontifikates thun zu können gewünſcht hatten. Nachdem wir in brünſtigen Gebeten den göttlichen Beiſtand erfleht, nachdem wir das Gutachten und die Rathſchläge eines großen Theiles unſerer ehrwürdigen Brüder, der Kardinäle der römiſchen Kirche, eingeholt, haben wir aus gewiſſer Wiſſenſchaft, kraft unſerer apoſtoliſchen, ewig geltenden Machtvollkommenheit dekretirt, daß alle Konzeſſionen und Befugniſſe, die wir nur dem ruſſiſchen Reiche und dem Königreiche beider Sizilien bewilligt hatten, ſich von nun an auch auf unſeren Kirchenſtaat und gleichmäßig auf alle andere Staaten erſtrecken ſollen. Deshalb geſtatten und bewilligen wir unſerem ſehr geliebten Sohne Taddeus Barzozowski, dem gegenwärtigen General der Geſellſchaft Jeſu, ſo wie den andern, geſetzlich durch ihn delegirten Mitgliedern dieſer Geſellſchaft, alle diejenigen Befugniſſe, welche paſſend und erforderlich ſind, damit dieſe beſagten Staaten alle diejenigen ungehindert und geſetzlich an= und aufnehmen können, welche in den regulären Orden der Geſellſchaft Jeſu aufgenommen zu werden wünſchen möchten, welche mit Genehmigung des interimiſtiſchen Generals in einem oder mehreren Häuſern, in einem oder mehreren Kollegien, in einem oder mehreren Provinzen, werden aufgenommen und je nach Bedürfniß vertheilt werden, wo ſie ihre Lebensweiſe nach der vom h. Ignatius von Loyola vorgeſchriebenen und durch die Konſtitutionen Paul III. gebilligten und beſtätigten Regel einrichten werden. Außerdem erklären wir und geben ihnen dazu die Macht, daß ſie ſich ungehindert und geſetzmäßig damit abgeben können, die Jugend in den Grundſätzen der katholiſchen Religion zu erziehen, zu guten Sitten anzuleiten, den Kollegien und Seminarien vorzuſtehen; wir geben ihnen das Recht, Beichte zu hören, das Wort Gottes zu predigen und an ihren Wohnorten mit Zu=

ſtimmung und Genehmigung des Ordinarius die Sakramente auszuſpenden. Wir nehmen in unſeren und des apoſtoliſchen Stuhles unmittelbaren Schutz und Gehorſam alle Kollegien, alle Häuſer, alle Provinzen, alle Mitglieder dieſes Ordens, ſo wie alle die ſich damit vereinigen werden, behalten jedoch uns und den römiſchen Päpſten, unſern Nachfolgern, vor, alles das feſtzuſetzen und vorzuſchreiben, was wir feſtſetzen und vorſchreiben zu müſſen glauben werden, um beſagte Geſellſchaft mehr und mehr zu konſolidiren, um ſie zu kräftigen und ſie von Mißbräuchen zu reinigen, wenn, was Gott verhüten wolle, Mißbräuche ſich einſchleichen möchten. Nun iſt uns noch übrig, von ganzem Herzen und im Namen des Herrn alle Obere, alle Provinziale, alle Rektoren, alle Mitglieder und alle Zöglinge der wiederhergeſtellten Geſellſchaft Jeſu zu ermahnen, daß ſie ſich an allen Orten und zu allen Zeiten als treue Nachahmer ihres Vaters ſich beweiſen, daß ſie die von dieſem großen Stifter gegebene und vorgeſchriebene Regel genau befolgen und mit ſtets wachſendem Eifer den nützlichen Lehren und Rathſchlägen gehorchen, welche er ſeinen Kindern hinterlaſſen hat.

Endlich empfehlen wir dringend und im Namen des Herrn die Geſellſchaft und alle ihre Glieder unſern Söhnen in Jeſu Chriſto, den großmächtigen und edeln Fürſten und weltlichen Herren, ſo wie auch unſern ehrwürdigen Brüdern, den Erzbiſchöfen und Biſchöfen, und allen denen, welche eine Würde bekleiden; wir ermahnen und beſchwören ſie, nicht allein nicht zu leiden, daß dieſe Religioſen in irgend einer Weiſe beläſtigt werden, ſondern auch darüber zu wachen, daß ſie mit Güte und Mildthätigkeit behandelt werden, wie es ſich geziemt.

Wir befehlen, daß gegenwärtiges Breve nach Form und Inhalt auf immer und ewig unverbrüchlich befolgt werde; daß es ſeine volle und gänzliche Wirkung erhalte; daß es keinem Urtheil noch einer Reviſion von Seiten irgend eines Richters unterworfen ſein ſoll, mit welcher Gewalt er auch bekleidet ſein möge, und erklären jeden Angriff für null und nichtig, der, ſei es abſichtlich oder aus Unwiſſenheit, dagegen gerichtet werden möchte, und zwar ohne alle Rückſicht auf apoſtoliſche Verfügungen und namentlich auf das Breve Clemens XIV., ſeligen Andenkens, welches mit den Worten Dominus ac Redemptor noster anfängt und unter dem Fiſcherring am 21. Juli 1771 ausgefertigt worden iſt, indem wir alles das abgeſtellt wiſſen wollen und abſtellen, was darin gegenwärtiger Verfügung zuwider iſt.

Außerdem wollen wir, daß den Kopien dieſes unſeres Breve's, mögen es geſchriebene oder gedruckte ſein, dieſelbe Glaubwürdigkeit, als dem

Originale ſelbſt, beigemeſſen werden ſoll, wenn ſie mit der Unterſchrift eines öffentlichen Notars beglaubigt und mit dem Siegel einer in kirchlicher Würde ſtehenden Perſon verſehen ſind. Es ſoll alſo Niemanden erlaubt ſein, irgend eine der Beſtimmungen unſerer gegenwärtigen Verordnung mit frecher Verwegenheit zu verletzen, oder ihr entgegen zu handeln. Wenn Jemand dies zu wagen verſuchen möchte, der ſoll wiſſen, daß er den Zorn des allmächtigen Gottes und der heiligen Apoſtel Petrus und Paulus auf ſich laden wird.

Gegeben zu Rom in Santa Maria Maggiore, im Jahre der Menſchwerdung des Herrn, am 7. der Iden des Auguſtmonates, im fünfzehnten Jahre unſeres Pontifikates.

(gez.) A. Card. Prodatarius.
R. Card. Braschi Onestis.

Bayerische Staatsbibliothek München

Ueberſicht des Inhalts.

S.
Vorwort . . . . III.

Erſtes Kapitel.

Die Jeſuiten in Portugal. — Ihr Einfluß. — Konſpiration der Fidalgo's. — Der Marquis von Pombal. — Die Jeſuiten aus Portugal verbannt . . . . 1.

Zweites Kapitel.

Die Jeſuiten und Frau von Pompadour. — Prozeß des Paters Lavalette. — Ludwig XV. vertreibt die Jeſuiten aus Frankreich. — Karl III. vertreibt ſie aus der ganzen ſpaniſchen Monarchie . . . 19.

Drittes Kapitel.

Bild des Herzogs von Choiſeul. — Angelegenheit von Parma. — Tod Clemens XIII. — Conclave. — Kaiſer Joſeph II. zu Rom. — Wahl Ganganelli's. — Clemens XIV. . . . . 37.

Viertes Kapitel.

Unterhandlungen. — Kardinal Bernis. — Graf von Florida Blanca. — Aufhebungsbulle. — Clemens XIV. ſtirbt an Gift . . . . . 61.

Fünftes Kapitel.

Folgen des Todes Clemens XIV. — Wahl Pius VI. — Seine Regierung. — Die Jeſuiten und Pius VI. — Kanoniſation des Palafox und Labre . . . . 91.

Sechstes Kapitel.

Joſeph II. — Seine Reformen in kirchlichen Dingen. — Reiſe Pius VI. nach Wien. — 1782 und 1804 . . . . 105.

Siebentes Kapitel.

Die Jeſuiten weigern ſich, die Aufhebungsbulle anzuerkennen. — Ihr Rückzug nach Preußen. — Friedrich der Große gewährt den Jeſuiten Schutz und zerfällt mit den Philoſophen. — Urſachen dieſes Zerwürfniſſes. — Die Jeſuiten in Rußland. — Ihre Oppoſition gegen den heiligen Stuhl. — Zweideutiges Benehmen Pius VI. — Wiederherſtellungsbulle . . . . 131.

Anhang.

S.

I. Intriguen der engliſchen Regierung mit den Jeſuiten . . . . . 155.
II. Briefe Ludwigs XV. an den Herzog von Choiſeul . . . . . 158.
III. Der Handel mit Parma . . . . 160.
IV. Geheimes Schreiben des Jeſuitengenerals, Pater Ricci, an die franzöſiſchen Jeſuiten nach ihrer Vertreibung . . . . 163.
V. Die Paſſion der Jeſuiten, oder Geſpräch zwiſchen dem Papſt und den europäiſchen Fürſten . . . . 164.
VI. Ungnade und Verbannung des Marquis von Pombal . . . . 166.
VII. Arbeiten Pius VI. in den pontiniſchen Sümpfen . . . . 171.
VIII. Vertrauliches Schreiben des Kardinals von Bernis an Pius VI. . 174.
IX. Organiſation der Gerichtshöfe zu Rom . . . . 177.
X. Aufhebungsbulle Clemens XVI. . . . . 180.
XI. Pius VII. Bulle Sollicitudo omnium ecclesiarum . . . . 199.

In unſerm Verlage ſind ferner erſchienen und durch alle Buchhandlungen für die beigeſetzten Preiſe zu beziehen:

Ariſtoteles' Staatspädagogik, als Erziehungslehre für den Staat und die Einzelnen. Aus den Quellen dargeſtellt von Dr. A. Kapp. gr. 8. 1837. 1 Thlr. 18 gGr.

Berg, J. P., Reformationsgeſchichte der Länder Jülich, Cleve, Berg, Mark, Ravensberg und Lippe. Herausgegeben und mit einer kurzen Biographie des Verf. verſehen v. Dr. L. Troß. 8. 1826. 20 gGr.

Berken, von der, Beitrag zur Geſchichte des weſtphäliſchen Adels. 8. 1804. 14 gGr.

(Bruck, Joh. vom,) der Proteſtantismus in ſeinen Beziehungen zum Staate, zur Philoſophie und zum Chriſtenthum. Verſuch eines Beitrags zur Vermittelung der Gegenſätze deſſelben aus dem Standpunkt des Laien als Weltbürgers. 8. 1839. geh. 16 gGr.

Gieſeler, J. C. L., Etwas über den Reichstag zu Augsburg im Jahre 1530, zur Berichtigung mehrerer Entſtellungen der Geſchichte, und zur Erklärung einiger gemißbrauchten Stellen aus Luthers Briefen, zunächſt mit Bezug auf die Schrift: „Luthers katholiſches Monument". gr. 8. 1821. geh. 4 gGr.

Immermann, Karl, die Prinzen von Syrakus. Romantiſches Luſtſpiel. 8. 1821. geh. Herabgeſetzter Preis 4 gGr.

— —, Trauerſpiele. Inhalt: 1) Das Thal von Ronceval. 2) Edwin. 3) Petrarca. gr. 8. 1822. geh. Herabgeſ. Pr. 12 gGr.

— —, die Papierfenſter eines Eremiten. 8. 1822. geh. Herabgeſ. Preis 6 gGr.

— —, Gedichte, mit Muſikbeilagen. 8. 1822. Herabgeſ. Pr. 8 gGr.

— —, ein ganz friſch ſchön Trauerſpiel von Pater Brey, dem falſchen Propheten in der zweiten Potenz. Ans Licht geſtellt durch K. J. Ictum. gr. 8. 1823. geh. Herabgeſ. Pr. 2 gGr.

— —, das Auge der Liebe. Ein Luſtſpiel. 8. 1824. geh. Herabgeſ. Preis. 6 gGr.

Wer dieſe 6 Schriften von Immermann zuſammen nimmt, erhält dieſelben für 1 Thlr. 8 gGr.

Kirchenrecht, allgemeines, für die Preußiſchen Staaten. 2te mit den bisher ergangenen Erläuterungen vermehrte Ausgabe; von einem Preußiſchen Rechtsgelehrten. gr. 8. 1825. geh. 1 Thlr.

Sammlung merkwürdiger Urkunden für die Geſchichte des Femgerichts. Herausgegeben von Dr. L. Troß. Ein Nachtrag zu Wigand's Geſchichte der Feme. gr. 8. 1826. geh. 12 gGr.

Sammlung der auf das Hypotheken- und Kataſter-Fortſchreibungs-Weſen der Provinz Weſtphalen ſich beziehenden Geſetze, Verordnungen, Miniſterial-Reſkripte und Spezial-Inſtruktionen. Herausgegeben von W. Weſtermann. 4. 1845. geh. 1 Thlr. 12 gGr.

Schulz, Dr. Heinr., über die Bedeutung der Gewerbe im Staate und

über das Naturprinzip der Verfaſſungsbildung. Eine ſtaatswiſſenſchaftliche Fehde, geführt in einer Reihe von Streitſchriften. gr. 8. 1821. 16 gGr.

Schulz, Dr. H., zur Urgeſchichte des deutſchen Volksſtammes. gr. 8. 1826. 2 Thlr.

— —, zur Kritik und Wiedergeburt der Geſchichte. Eine Reihe hiſtoriſch-kritiſcher Abhandlungen. gr. 8. 1845. geh. 1 Thlr. 12 gGr.

Sophokles Antigone. Metrisch übersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Fr. Rempel. gr. 8. 1843. geh. 10 gGr.

Sommer, Dr. Joh. Fr. Joſ., geſchichtliche und dogmatiſche Entwickelung der bäuerlichen Rechtsverhältniſſe in Deutſchland. 1r Bd. gr. 8. 1823. Auch unter dem Titel:
Darſtellung der Rechtsverhältniſſe im Herzogthum Weſtphalen nach ältern und neuern Geſetzen und Rechten. Mit Beilagen. 1 Thlr. 16 gGr.

— —, 2r u. 3r Bd. gr. 8. 1830. Auch unter dem Titel:
Handbuch über die ältern und neuern Rechtsverhältniſſe in den ehemals Großherzoglich-Bergiſchen, Königlich-Weſtphäliſchen und Franzöſiſch-Hanſeatiſchen Preußiſchen Provinzen in Rheinland-Weſtphalen. Erſter Theil — erſter und zweiter Band. 3 Thlr. 16 gGr.

Stoffsammlung zu methodischen Memorirübungen, für fünf Gymnasialklassen, aus Cicero's Schriften grammatisch und stufenmässig geordnet von Fr. Rempel, Dr. L. Tross und Jac. Hopf. 8. 1844. geh. 8 gGr.

Taciti, C. C., de origine, situ, moribus ac populis Germanorum libellus. Ad fidem codicis Perizoniani nunquam adhuc collati edidit et notas adiecit Lud. Tross. Accesserunt dialogus de Oratoribus et Suetonii de viris illustribus libellus, ad eundem codicem accurate expressi. gr. 8. 1841. geh. Herabges. Pr. 8 gGr.

Touſſaint, A. L. G., geſammelte Novellen. Aus dem Holländiſchen überſetzt von Dr. L. T. Moſeler. Erſter Band: Herzog Alba in Spanien. — Almagro. 8. 1843. geh. 1 Thlr.

Wigand, P., das Femgericht Weſtphalens, aus den Quellen dargeſtellt und mit noch ungedruckten Urkunden erläutert. Ein Beitrag zur deutſchen Staats- und Rechtsgeſchichte. gr. 8. 1825 3 Thlr.

— —, die Dienſte, ihre Entſtehung, Natur, Arten und Schickſale. Ein Beitrag zur deutſchen Staats- und Rechtsgeſchichte. gr. 8. 1828. geh. 16 gGr.

— —, Archiv für Geſchichte und Alterthumskunde Weſtphalens. Erſter und zweiter Band, jeder aus 4 Heften beſtehend. Mit Abbildungen. 8. 1824 — 1828. geh. 3 Thlr.

Hamm.

Schulziſche Buchhandlung.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Saint-Priest, Alexis Guignard <<de>>,

Geschichte des Sturzes der Jesuiten im achtzehnten Jahrhundert (1750 - 1782
)

Hamm 1845

Jes. 1108 c

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10570163-0